THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Die

Schweiz und ihre Zustände.

Von

Theodor Mügge.

Ausgewählte Unterhaltungsschriften,

welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Theodor Mügge: Skizzen aus dem Norden. 2 Bde. Mit einer großen Reisekarte von Norwegen. 4 Thlr.

— **Schweden im Jahre 1843.** 2 Bde. 3 Thlr.

— **Neue Novellen.** 1—3r Bd. 4½ Thlr.

Inhalt: Die schwarze Dame. David. Sylvia. Bilder der Zeit. Der Vogt von Hiddensee. Die gute alte Zeit. Das Pfarrhaus in Grover.

— **Neue Novellen.** 4—6r Bd. 4½ Thlr.

Inhalt: Kreuz vom Borne. Zu spät. Der Weg zum Glück. Eduard Montague. Der Freischulz von Bolau. Abenteuer einer Nacht. Haus Reike.

C. Herloßsohn: Wallensteins erste Liebe. Historisch-Romantisches Gemälde. 3 Bde. 4½ Thlr.

August Lewald: Russische Geschichten. 2 Bde. 2 Thlr.

von **Münchhausen: Heinrich von Sachsen.** Roman. 3 Bde. 3½ Thlr.

F. G. Kühne: Portraits und Silhouetten. 2 Bde. 3½ Thlr.

Alexander Jourdan: Das Palais Royal. Ein historischer Roman. Aus dem Engl. 3 Bde. 2½ Thlr.

Theodor Mundt: Carmela oder die Wiedertaufe. Roman. 1½ Thlr.

H. A. Oppermann: Pombal und die Jesuiten. ½ Thlr.

Günther Nicol: Gedichte. 1 Thlr.

Verlag von C. F. Kius in Hannover.

914.94
M894s
V.3

Die

Schweiz und ihre Zustände.

Reiseerinnerungen

von

Theodor Mügge.

Dritter Band.

Hannover, 1847.
Verlag von C. F. Kius.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhalt

des dritten Bandes.

I. Kapitel . . . . . Seite 1

Der Kanton Graubündten — Seine Lage in den höchsten Gebirgen Europas — Seine Bevölkerung — Deutsche, Romanier und Italiener — Protestanten und Katholiken — Die Hochgebirge und Pässe — Große Zahl der Thäler — Lebensbeschäftigungen der Einwohner — Reichthum an Erzen — Viehzucht — Bauart der Häuser — Der bischöfliche Hof — Bestrebungen der Geistlichkeit — Bischof Bossi — Verfassungsmäßige Trennungen zwischen Protestanten und Katholiken — Katholisches und protestantisches Großrathscollegium — Kirchliche Behörden — Der Erziehungsrath — Lage der Schullehrer und Pfarrer — Die souverainen Gemeinden und deren Wahl und Bestätigungsrecht — Die katholische Geistlichkeit — Geringe Bezahlung aller Beamten — Titulaturen — Veto der Gemeinden — Geschichte Graubündtens — Die Verfassung von 1820 — Hochgerichte und Gerichte — Gesetze und Gerichtszustände — Großer und kleiner Rath — Schwierigkeiten bei jeder Reform — Gemeinde und Gemeindegüter — Staatseinkünfte und Ausgaben — Handel der Hauptstadt Chur — Der Dom und seine Umgebungen — Alterthümliche Häuser — Weg durch das Rheinthal — Felsberg — Reichenau — Romantische Fernsichten und Ruinen — Das domleschger Thal — Burg Hohenrhätien — Thusis — Die via mala — Italienische Natur und Bevölkerung — Das Thal Schams —

— Die Roffla, Splügen und Bernhardin — Der Rheinwald — Alpenhörner — Zunahme der Gletscher — Südabhänge der Alpen — Roveredo — Das Veltin — Chiavenna — Straße ins Engadin — Der Julier- und Septimerpaß — Die Romanier im Engadin — Die Pastetenbäcker-Aristokratie — Ihr Ehrgeiz große Häuser zu bauen — St. Moritz — Politik des Kantons — Reformbestrebungen und unbezwinglicher Particularismus.

II. Kapitel . . . . . Seite 56

Der Kanton Tessin — Einziger Kanton jenseits der Alpen und mit italienischer Bevölkerung — Sein Entstehen aus erobertem Lande — Sein Verharren bei der Schweiz — Verfassung von 1829 — Revolution von 1839 — Kampf und Flucht der Aristokraten — Die radikale Regierung von 1840 — Fortgesetzter Kampf gegen die zahlreiche Geistlichkeit — Leben des Volks — Ackerbau, Weinbau und Seidenzucht — Armuth des Volks und seine jährlichen Auswanderungen — Bestreben der Priester, die Regierung zu stürzen und den Kanton mit dem Sonderbunde zu vereinigen — Österreichische Hülfe — Politische Eintheilung des Kantons — Seine Verfassung — Bemühungen der Regierung, das Schulwesen zu bessern und das Volk zu bilden — Der Kanton Wallis — Seine Grenzen — Hohe Pässe — Die Simplonstraße — Der große St. Bernhard — Das Thal der Rhone — Bevölkerung des Kantons — Naturverhältnisse — Vergleich mit den norwegischen Thälern — Unterjochung des Volks durch Jesuiten, Mönche und Aristokraten — Geschichte des Landes — Ober- und Unterwallis — Befreiung der Unterwalliser durch die französische Revolution — Das Jahr 1814 — Heftiger Streit zwischen beiden Landestheilen — Die junge Schweiz — Der Kampf im Jahre 1840 — Die Verfassung — Reaktion im Jahre 1844 — Niederlage und Austreibung der liberalen Partei — Herrschaft der Jesuiten, Priester und Junker — Leben des Volks in den zahlreichen Thälern — Trachten — Bodenverhältnisse und deren große Verschiedenheit — Weg von Oberbern über die Gemmi ins Leukerthal — Kandersteg — Regenwetter und dessen Folgen — Die Gletscher und deren Wachsen — Abnahme der fruchtbaren Alpen und des Viehstandes — Abnahme des Baumwuchses — Schwarenbach — Die Paßhöhe der Gemmi — Bad Leuk — Das Torrenthorn — Die Eis- und Schneewüsten der Hochgebirge — Die Lavinen — Die Cretins in Wallis — Der Aletschgletscher — Brienz — Die Schönheit des Rhonethals —

Ruinen — Siders — Politische Zustände — Stellung der Aristokratie zur Geistlichkeit — Weg von Siders nach Martigny — Der Fall der Salenche — St. Moritz — Weg von Martigny ins Chamounithal.

III. Kapitel . . . . . Seite 122

Sardinische und genfer Paßpolizei — Der Kanton Genf — Savoyische und französische Herrschaft — Ursprung und Geschichte des Kantons — Die Revolution — Die neue Zeit — Die Herrschaft der Geldmänner — Einfluß der französischen Regierung — Mißtrauen derselben gegen Genf und Waadt — Die Umwälzung von 1842 — Die Verfassung — Ursachen, weshalb dieselbe nichts ändern konnte — Die Parteien — Macht des Kapitals — Die Industrie und der Handel — Die Cercles und Vereine — **Societé nationale de l'instruction mutuelle** — Die Arbeitervereine — Die Stadt Genf — Die Uhrmacher und Goldarbeiter — Selbstständigkeit derselben — Die altgenferischen Uhrmacher und die Bevölkerung von St. Gervais — **Société fédérale de secour mutuel** — Feindschaft der genfer Regierung wider das Waadtland — Die Presse — Die Führer des Volks — James Fazy — Schwierige Lage der Genfer den Kapitalisten gegenüber — Trieb der Genfer zur Industrie und zum Gelderwerb — Kunstsinn und Kunstsammlungen — Geistige Bildung der Bewohner — Genf als Sammelplatz der berühmtesten Männer — Das Museum Rath und die Akademie — Ausgaben und Einnahmen des Staats — Unterstützung der Künste — Das Gefängnißwesen in der Schweiz und in Genf — Auburnsches System und Zellengefängniß — Die beiden genfer Gefangenhäuser — Die Zuchthäuser in Zürich, Bern, St. Gallen und Lausanne — Bemühungen des Staatsraths der Waadt um wahrhafte Besserung der Gefangenen und Abschaffung der bisher üblichen Systeme — Zustände der Sträflinge in den Zellen und Arbeitssälen.

IV. Kapitel. . . . . Seite 197

Die Dampfschiffe auf dem See — Die französischen und die deutschen Schweizer — Die Esel in Genf — Fahrt über den See — Die Ufer — Alte Städte, Schlösser und Weinberge — Vevay und Montreux — Die Gasthäuser und Pensionen — Von Ouchy nach Lausanne — Der Kanton Waadt — Uhrenindustrie in St. Croix — Bevölkerung — Umgestaltungen durch die Revolution — Großer Werth des Bodens — Ackerbau und

Viehzucht — Hang zur Völlerei — Trotziger Sinn der Bauern — Volkscharakter — Die beiden Revolutionen von 1831 und 1845 — Die religiösen Fehden — Die Pfarrer — Die freie Kirche und die Staatskirche — Bestreben der Geistlichkeit sich von der Oberaufsicht des Staates zu befreien — Politische Gesinnungen der Pfarrer und Lehrer — Ihre feindliche Stellung zu der neuen Regierung — Die Revolution vom 14. Februar 1845 — Versammlung des Volks auf dem Montbenon — Der Präsident Druey — Verläumdungen des Staatsraths — Weigerung der Pfarrer eine Proclamation von der Kanzel zu lesen — Bestrafung einer Anzahl Geistlicher — Abtretung der Geistlichkeit in Masse von ihren Ämtern — Sieg des Staatsraths und des Volks gegen die verschworenen Pfarrer — Versuche durch fortgesetzte Verläumdungen die Regierung um Achtung und Ansehen zu bringen und das Land in Unruhe zu setzen — Die Justiz des Kantons — Die Verfassung — Auch die Almosenempfänger haben das Activ-Bürgerrecht — Abgaben und Steuern — Die Einnahmen und Ausgaben — Das Militairwesen — Büchsenschützen und Schützenfeste in der Schweiz und im Waadtlande — Die Schulen — Fortschritte derselben — Gesicherte Lage der Lehrer — Stellung und feste Besoldung der Pfarrer — Unterstützung der Künste — Das Museum — Das bischöfliche Schloß in Lausanne — Die Kathedrale — Denkmal des unglücklichen Major Davel — Die Kaffeehäuser und Vereine der Parteien — Demokratische Gleichheit im Zusammenleben der Bürger — Die deutschen Zeitungen über die Waadt — Die Pöbelherrschaft — Preßfreiheit — Armenwesen und Hospitäler — Austheilung von Lebensmitteln und Getreide auf Kosten des Staats — Leben in der Waadt und in Lausanne — Allgemeiner Antheil an diesem Kanton.

V. Kapitel . . . . . Seite 276

Von Vivis nach Freiburg — Straßenbau im Kanton Waadt — Eisenbahnprojecte — Hindernisse der Eisenbahnen in der Schweiz — Die Stadt Freiburg — Die Drahtbrücken — Kantonalverhältnisse — Gesetzzustände — Einnahmen und Ausgaben — Der protestantische Bezirk Murten — Pater Girard — Die Jesuiten und ihr Pensionat — Erziehung der Jesuitenschüler — Herrschaft des Ordens über den Kanton — Dr. Bussard — Die Orgel in Freiburg — Die Frömmigkeit — Verfall des Schulwesens und Verkümmerung der Presse.

VI. Kapitel 311

Von Freiburg nach Bern — Bodenkultur — Wohlstand und Ordnungssinn der berner Bauern — Bern als Staat — Die Stadt und ihr Charakter — Der Adel, die Bürgerschaft, das Volk — Mangel an Industrie — Umgebungen — Die Terrasse am Dom — Stille des Lebens — Die nationale Partei und die Radikalen — Schultheiß Neuhaus und die Regierung — Sturz derselben durch die radikale Partei — Verfassungsreform — Die alte und die neue Verfassung — Vermehrung der Volksmacht — Reform des Finanz- und Armenwesens — Die neue Regierung — Die Advokaten — Die Geistlichkeit — Kirchen- und Schulwesen — Bildungszustände der Lehrer und des Volks — Mißlungener Versuch der Geistlichkeit und der politischen Parteien, die Radikalen zu stürzen — Zukunft der neuen Regierung — Die Vermögenssteuer — Das Verfassungsfest in Interlachen — Reden und Ball — Größe der Natur — Zustände des berner Oberlandes — Falsche Urtheile der Fremden — Zurückgezogenheit der Familienkreise — Deutsche Familien und deutsche Flüchtlinge — Die deutschen und schweizerischen Universitätsprofessoren — Trorler — Einkünfte der Professoren und Lehrer — Reichthum der Stadt Bern — Theuerung des Grund und Bodens — Große Theilung desselben und Folgen — Wirkung des Ackerbaues und der Fabrikarbeit auf das Volk — Armenunterstützungen — Die Männer der neuen Regierung — Militairwesen — Das Lager bei Thun — Finanzlage des Kantons Bern.

VII. Kapitel 370

Die Cretinanstalt auf dem Abendberge — Dr. Guggenbühl — Verschiedenartige Urtheile über diese Anstalt — Urtheil des Dr. Valentin in Bern — Mangel an Unterstützung des Unternehmens durch die schweizer Regierungen — Verbreitung der Cretins durch die Schweiz — Verwechselung des Cretinismus mit dem Blödsinn — Der Kanton Argau — Der Klosterstreit und seine Folgen — Protestanten und Katholiken — Fruchtbarkeit des Kantons — Kloster Wettingen — Kattunfabrikation — Die Fabrikarbeiter — Trefflichkeit des Schulwesens — Staatseinnahmen — Bauten — Der Dichter Zschocke — Veraltetes Justizwesen — Militairwesen — Nöthige Reformen — Finanzen — Die äußeren nördlichen Kantone — Thurgau und Solothurn — Allgemeiner Blick auf diese Kantone und deren Fortschritte —

Der Kanton Neuenburg — Merkwürdige Stellung desselben zur Schweiz und zu seinem souverainen Fürsten — Blick auf die Geschichte des Landes — Die Verfassung — Die Parteien der Royalisten und Patrioten — Das Jahr 1831 — Fortgesetzte Unzufriedenheit — Erbitterung der Parteien — Klagen der Neuchateler und ihre Gründe für politische Reform — Die Stadt Neuchatel — Die Längenthäler des Jura — Die Uhrenfabrikation — La Chaux-de-Fonds — Leben der Uhrmacher — Wachsender Wohlstand und Reichthum der Fabrikanten — Weg durch die Jurathäler nach Basel — Das Münsterthal — Kanton Basel-Land — Reine Demokratie dieses Kantons — Liestal — Die Verfassung — Die Schulen — Die Fortentwicklungen der Bevölkerung — Kanton Basel-Stadt — Die Millionaire — Die Geld- und Hendelsaristokratie — Die Bürgerschaft — Die alten Zustände — Die Universität — Vergebene Bemühungen nach politischen Reformen — Geld, Handel, Kapital — Die Erziehung der jungen Patrizier — Schluß.

I. Kapitel.

Der Kanton Graubündten — Seine Lage in den höchsten Gebirgen Europas — Seine Bevölkerung — Deutsche, Romanier und Italiener — Protestanten und Katholiken — Die Hochgebirge und Päße — Große Zahl der Thäler — Lebensbeschäftigungen der Einwohner — Reichthum an Erzen — Viehzucht — Bauart der Häuser — Der bischöfliche Hof — Bestrebungen der Geistlichkeit — Bischof Bossi — Verfassungsmäßige Trennungen zwischen Protestanten und Katholiken — Katholisches und protestantisches Großrathscollegium — Kirchliche Behörden — Der Erziehungsrath — Lage der Schullehrer und Pfarrer — Die souverainen Gemeinden und deren Wahl und Bestätigungsrecht — Die katholische Geistlichkeit — Geringe Bezahlung aller Beamten — Titulaturen — Veto der Gemeinden — Geschichte Graubündtens — Die Verfassung von 1820 — Hochgerichte und Gerichte — Gesetze und Gerichtszustände — Großer und kleiner Rath — Schwierigkeiten bei jeder Reform — Gemeinde und Gemeindegüter — Staatseinkünfte und Ausgaben — Handel der Hauptstadt Chur — Der Dom und seine Umgebungen — Alterthümliche Häuser — Weg durch das Rheinthal — Felsberg — Reichenau — Romantische Fernsichten und Ruinen — Das domleschger Thal — Burg Hohenrhätien — Tusis — Die via mala — Italienische Natur und Bevölkerung — Das Thal Schams — Die Roffla, Splügen und Bernhardin — Der Rheinwald — Alpenhörner — Zunahme der Gletscher — Südabhänge der Alpen — Roveredo — Das Veltlin — Chiavenna — Straße ins Engadin — Der Julier- und Septimerpaß — Die Romanier im Engadin — Die Pastetenbäcker-Aristokratie — Ihr Ehrgeiz große Häuser zu bauen — St. Moritz — Politik des Kantons — Reformbestrebungen und unbezwinglicher Particularismus.

Eine halbe Stunde unter Ragaz führt eine Brücke über den Rhein und bildet hier die Grenze des Kantons Graubündten. Wer Zeit hat von Pfäffers einen Ausflug das Taminathal hinauf ins Kalfeuser Thal zu machen, wird durch dies wild romantische Thal, in welchem ein paar stille Hirtengemeinden wohnen, bis zum Sardonagletscher gelangen und mag auf gefährlichen Jägerpfaden oder von Vättis aus bequemer über

den La Foppapaß nach Graubündten niedersteigen. Die große Straße geht von Ragaz nach Chur durch das breite von fruchtbaren Geländen und weiten Obstgärten erfüllte Rheinthal, an dessen Seiten sich die Reste alter Schlösser erheben, und nichts kann lieblicher sein, als an einem sonnenvollen Morgen durch dies lebendige Gemeindenreiche Land zu fahren, das eingefaßt von mächtigen Gebirgen doch überall im grünen duftigen Kleide einer gütigen Natur prangt. Es ist kein Zweifel, daß einst in alter Zeit der Rhein sich bei Ragaz dem wallenstätter See zugewendet und durch diesen See und den Zürcher eine viel kürzere Verbindung mit der Aar erhielt, als er jetzt hat, wo er im weiten Bogen erst den Bodensee durchströmt. Wann dies geschah und welches mächtige Naturereigniß seinen jetzigen Lauf bestimmte, weiß Niemand; genug er hat eigensinnig sich einen neuen viel längeren Weg ausgesucht und nur sumpfige Flächen und ein tiefes Gerinn als Spuren seines alten Bettes zurückgelassen.

Als ich das erste mal dies Thal besuchte, hatten sich die Fenster des Himmels geöffnet, der Rhein überfluthete seine Ufer, finstere Wolken hingen schwer an den Bergen und wilde Gießbäche zerrissen die Straße dermaßen, daß unser Wagen mehrmals von allen Seiten gehalten und gestützt werden mußte, um durch den aufgeworfenen Schlamm und Schutt zu kommen. Die Landquart, ein Gebirgsstrom der den Prettigau durch-

fließt, trieb Holzmassen in den Rhein, die sie von ihren Lagern fortgeschwemmt und trotz des heftig fallenden Regens waren eine Anzahl Menschen bemüht, die Blöcke aufzufischen und zu bergen.

Solche Holzjagden finden häufig in den Gebirgen statt, wenn die Bäche überlaufen, und nicht selten erleiden die Eigenthümer empfindlichen Schaden. Als ich in Weißbad im Appenzeller Lande war, brachten die Bäche eine ungeheure Masse Holz herunter, das den ganzen langen Regentag über zu meinem und vieler Leute einzig möglicher Unterhaltung von halbnackten Männern harpunirt und geborgen wurde. Nach altem Gebrauch bekommen die Berger die Hälfte davon, was aber bis Appenzell hinunterschwimmt, gehört den Findern ganz, und in ähnlicher Weise mag es wohl überall damit gehalten sein.

Wie der Kanton Wallis aus dem Thal der Rhone gebildet wird, dessen zahllose kleine Nebenthäler in den geheimnißvollen Schooß der höchsten Gebirge Europas dringen, so besteht Graubündten aus dem großen Thale des Rheins und den größeren und kleinen Thälern seiner vielen Nebenflüsse. Lang ausgestreckt zwischen den hohen Kalksteinketten der inneren Schweiz und den Urgebirgen, deren Knoten der Gotthard ist, zieht es von der Nähe desselben und den Quellen des mächtigen Stroms bis zu den Grenzen St. Gallens, zwanzig Meilen hinab, ein wildes Gemisch von Felsenketten

und Felsenthälern. Zwölf bis vierzehn Meilen ist es breit, oft waldbedeckt, oft kahl mit vergletscherten Eismassen überzogen und doch wieder fruchtbar, schön und weidereich. Graubündten ist einer der größten Kantone der Schweiz, denn er enthält mindestens 130 geviertete Meilen, auf welchen jedoch kaum 90,000 Menschen leben, die in mehr als 150 Thälern zerstreut sind.

Aber diese geringe Zahl gehört obenein nicht einem und demselben Stamme an. Dies hohe Bergland war seit den frühsten Tagen der Geschichte der Tummelplatz ziehender Völker, die sich feindlich hier begegnend bekämpften. Deutsche und italienische Stämme, welche sich einst den Besitz streitig machten, leben jetzt vereint darin; doch so dunkel ist die alte Geschichte des Landes, daß der Hauptstamm der jetzigen Bewohner, der romanische, nicht weiß, wem er seinen Ursprung zu danken hat. Nach den neusten Zählungen leben in Graubündten 36,000 Deutsche, 46,000 romanisch redende Leute und 11,000 Italiener. Alle drei Sprachen werden gesprochen, wie aber die romanische entstanden ist und woher die Romanier stammen, weiß Niemand. Man hat gesagt, es seien die Reste der sieben Römerheere, welche von den Cimbern geschlagen in die hohen Thäler der rhätischen Alpen flüchteten und sich dort mit den Ureinwohnern vermischten. Nach anderer Meinung sollen es die Nachkommen der Hetrusker sein, welche zur Zeit der

Verheerung Italiens durch die Gallier unter Brennus in diese Thäler flohen, allein kein Buch und keine Überlieferung giebt eine Kunde. Den Romaniern kann das freilich gleichgültig sein, sie bleiben darum doch das kleine stille Völkchen das in seinen Erdwinkeln keine eigene Kultur entwickeln kann. Die romanische Sprache ist kaum Schriftsprache zu nennen, denn sie besitzt ungefähr 30 Bücher, meist religiösen Inhalts, dabei theilt sie sich in zwei Haupt- und mehre Nebendialekte, das eigentliche Romanische und das Ladin, welche sehr verschieden unter sich sind. Wortarm und unausgebildet ist es keine Sprache, die auf Beachtung Anspruch machen kann, ersichtlich aber ist es eine Abart des alt Italienischen und wird darum von Italienern auch eben so leicht verstanden, wie die Romanier diese Nachbarn am besten verstehen.

Doch nicht genug, daß drei Sprachen und drei Volksstämme in Graubündten sitzen und eine lose Vereinigung zum gemeinsamen Staat geschlossen haben, auch die Religion trennt die Bewohner. Es giebt 55,000 Reformirte und gegen 35,000 Katholiken hier; was aber das Gewirr vollendet, ist, daß katholische und protestantische, romanische und deutsche Gemeinden oft ganz zerstreut durch einander und neben einander wohnen, was kaum in der Art möglich sein würde, wäre nicht in Graubündten die Selbständigkeit jeder Gemeinde dermaßen groß, daß jede eigentlich eine

kleine Republik für sich bildet. Auf diese Weise läßt sich auch allein erklären, wie Graubündten in seinem uralten Verfassungswesen noch immer beharren kann, wie es möglich ist, daß die drei Volksstämme friedlich unter einander wohnen, jede Gemeinde ganz getrennt von der anderen, tief in einsamen wilden oft 5 bis 6000 Fuß hohen Thälern vergraben, deren eisumgürtelte Scheidewände sie von den Nachbarn entfernt halten.

Das Land ist ganz gefüllt mit Gebirgen und Bergströmen, mit ungeheuren Gletschern und Schneemassen. Hohe Alpenketten trennen es von Italien und Tyrol und nur Pässe und Saumstraßen, die einen Theil des Jahres ungangbar bleiben, unterhalten die Verbindungen, welche auf viele Grenzmeilen unmöglich bleibt. Eigentlich führen nur drei Straßen nach Italien: über den Lukmanier, über den Bernhardin und über den Splügen, obwohl es viele Nebenpässe und Pfade dahin, wie nach Tyrol und Voralberg, giebt.

Der Vorderrhein fließt vom Gotthard nieder durch das große Längenthal des Kantons und nimmt mehr als fünzig Nebenflüsse und Bäche auf. Zu ihm gesellt sich der Hinterrhein, der aus verschiedenen Armen zusammenkommt, die vom Piz-Valrhein und dem Rheingletscher bis zum Septimer von den Albulaalpen herunterströmen. Die Bäche, welche von dem Lukmanier fließen und beim Kloster Disentis in den Vorderrhein fallen, hat man Mittelrhein genannt, ein Name

den man jetzt aus den Geographien streicht und gewöhnlich nur annimmt, daß der Rhein aus zwei Hauptarmen, dem Vorder- und Hinterrhein, besteht, welche sich bei Reichenau vereinigen.

Aber nicht das ganze Graubündten gehört zum Rheingebiet. Das Engadin wird vom Inn durchströmt, der durch die Finstermünzschlucht nach Tyrol entweicht. So gehört auch das Land jenseit des Bernhardin und des Septimer zum Stromgebiet der Adda und des Ticino, wie es seiner ganzen Natur und seinen Bewohnern nach zu Italien gehört. Wirft man den Blick auf eine Landcharte, so wird man erst recht die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse Graubündtens begreifen. Überall erblickt man Gebirge deren blaue Kämme die große Zahl der Gletscher anzeigen; überall sieht man die Streifen der zahllosen Bäche und Flüsse, welche durch den Reichthum an Schnee- und Eislagern erzeugt werden, und dieser Wasserreichthum wird durch Seen vermehrt, welche einst gewiß alle Hochthäler füllten und bedeutenden Umfang hatten, während sie jetzt, nachdem die Gewässer sich Durchbrüche und Abflüsse verschafft haben, nur noch die tiefsten Stellen bedecken.

Bei der Verschiedenheit der Höhe, in welcher die zahlreichen Thäler liegen, muß auch eine große Verschiedenheit des Klimas und der Produkte in diesem Lande sein, wo fast jedes Thal seine eigenen Luftströ-

mungen und seine bestimmten Witterungswechsel hat. In den tiefen Thälern wachsen alle Getreidearten und schöne Fruchtbäume, in den höheren liegen reiche Matten und Weiden, in den höchsten trifft man eine nordische Flora, wie sie den nördlichsten Ländern Europas nur eigen ist. Landbau und Viehzucht sind aber überall die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, denn kein bedeutender Sammelplatz des Menschenlebens ist in diesem hohen Berglande, wo Industrie sich mit Vortheil entwickeln und eine speculative Handels- und Fabrikthätigkeit den Blick über die Kantonalgrenzen hinaus zu richten vermöchte. Das geht hier nicht so an, wie in dem gewerbreichen, heiteren Zürich und im Vorlande der Alpen; natürliche Hindernisse, wie Sinn, Sitten und Wesenheit der Bewohner stemmen sich dagegen. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum auf einem so kleinen Raumunterschied von wenigen Stunden oder Meilen so ganz verschiedenartige Lebensverhältnisse und Neigungen der Menschen vorwalten. Offenbar knüpft sich das nicht an Zufälligkeiten, sondern den Leuten ist es anererbt und anerzogen und Generationen oder Jahrhunderte sind nöthig gewesen, um Seidenweberei, Spinnerei, Färberei u. s. w. gewissen Distrikten und deren Bewohnern einzuimpfen. Die Uhrmacherbevölkerung des Jura müßte umkommen ohne ihren erfindungsreichen Trieb, die Uhren für die halbe Welt zu machen; die Menschen in Zürich, Glarus, Aargau,

Appenzell, St. Gallen und Basel wüßten nicht was sie beginnen sollten, wenn die Fabrikarbeit und der Handel nicht wären, und selbst hier in Graubündten giebt es einen ganz eigenthümlichen Industrietrieb unter den Leuten im Engadin, dem Thale des Inn, denn dies liefert die Pasteten- und Zuckerbäcker für die ganze civilisirte Erde, wovon wir später noch sprechen wollen. Der übrige Theil der Graubündtner denkt weniger daran weit hinaus zu wandern, sondern treibt seine Heerden auf die Alpenmatten, jagt im Rheinwalde und in den wilden Felsketten den Bär, den Luchs und die Gemse, bestellt in milden friedlichen Thälern sein Feld, leistet mit seinen Pferden und Ochsen auf der Splügen-, der Julier- oder Bernhardinstraße den Fuhrleuten Dienste, hilft Reisende befördern und führt ein stilles, unangetastetes Naturleben. Dennoch aber ist in diesem so viel gemischten Völkchen ein allgemeiner Drang vorhanden durch die Welt zu irren und dem Glück nachzujagen, denn seit alten Zeiten war Graubündten der beste Werbeplatz für die ausländischen Heere; graubündtensche Regimenter fochten überall und noch jetzt stammt ein großer Theil der Schweizertruppen in Rom und Neapel aus diesem Gebirgslande, wo die Menschen doch so fern vom Geräusch der Welt wohnen und die alte Hauptstadt Chur der einzige nennungswerthe Sammelplatz der Bevölkerung ist.

Daß die Viehzucht ziemlich bedeutend ist, sieht

man aus einigen dürftigen statistischen Angaben, nach welchen Graubündten 80,000 Stück Hornvieh, eine gleiche Anzahl Schaafe und eben so viel Ziegen besitzen soll. Pferdezucht ist nur im Prettigau, die meisten müssen eingeführt werden, so auch Getreide, Wein, alle Colonialwaaren, Taback und alle Produkte der Industrie, so daß die Einfuhr jährlich wohl zwei Millionen Gulden beträgt.

Reich ist der Kanton an Erzen aller Art und sehr wahrscheinlich liegen hier noch große Metallschätze im Schooß der Berge und warten, daß man sie aufsuche; allein zu solchen mühsamen Arbeiten sind die Graubündter nicht gemacht. Man erzählte mir, daß verschiedentlich schon fremde Capitalisten Bergwerke, namentlich Eisenwerke, angelegt haben, deren Reichhaltigkeit, wie die gute Beschaffenheit der Erze, bedeutenden Gewinn versprach, aber sie stießen bald auf so viele Schwierigkeiten, trafen so viele Arbeitsunlust, wurden von den Gemeinden angefeindet und fanden beim Staate und bei dessen Verfassung so wenig Schutz, daß bis jetzt nicht viel dabei herausgekommen ist und die meisten mit Verlust die Sache einstellen mußten. Blei-, Kupfer- und Eisenkiese finden sich fast überall im Kanton, auch Silber kommt häufig vor, sogar Gold soll am Rothhorn und im Engadin sich zeigen. Dazu Galmei, Arsenik, Schwefel, Wismuth, Kobald, so daß es scheint, als könne einmal in veränderter Zeit hier

ein Volk von Bergleuten an allen Orten seine Gruben und Essen einrichten.

Für jetzt geschieht jedoch wenig; die Leute haben nichts mit der Unterwelt zu thun. Ihre Armuth, ihr Mißtrauen und ihre Beschränktheit, ihr ganzes Versenktsein im uralten und einfachen Leben der Hirten und Ackerbauer, ihr Verharren bei den Sitten und Satzungen der Vorfahren, ihr buntes nationelles Gemisch und ihre Abgeschiedenheit von der Welt, hindern sie an einer regeren Entwickelung.

Die Hauptstadt Chur liegt gerade an der scharfen Krümmung des Rheinthals, wo der Strom in seinem S. W. Lauf sich gen Norden wendet. Man fährt von Ragaz in drei Stunden hierher auf einer schönen Straße, zwischen Fruchtgärten und hohen festen Häusern von Stein, denn aus diesem Material baut hier der Landmann seine Wohnungen. Die tiefen gewölbten Thorwege, aus denen eine Art Auffahrt oder Treppe von Holz sofort in den Scheunenraum führt, unter welchem die Ställe sich befinden, und die kleinen Fenster in den dicken Mauern geben diesen Häusern etwas Düsteres und Gefängnißartiges. Aber eng sind die Fenster der Schweizerhäuser fast immer, dabei die Gemächer außerordentlich niedrig, auch wenn sie von Holz sind und am Zürchersee stehen, weil man zur Winterzeit die Wärme darin besser zusammenhalten will. — Chur liegt von vielen Landhäusern und verein-

zelten Menschenwohnungen umringt, an der Berglehne und bietet aus der Ferne mit seinem Bischoffitze und bethürmten Kirchen einen schöneren Anblick als in der Nähe, denn die Stadt ist sehr alt und winklich, die Straßen eng und schlecht gepflastert. Die alten Häuser stehen oft geschwärzt und düster mit blinden kleinen Fenstern und geschnörkelten Eisenkreuzen in öden stillen Reihen, wie Mumien, in deren versteintem Antlitz man ängstlich nach Kunde über die Zeit forscht, wo sie jung und lebendig waren.

In der Abenddämmerung ging ich auf die Höhe hinter dem bischöflichen Hof, dem höchsten Theile der Stadt und blickte in das Thal der Plessur, die bei Chur in den Rhein fällt, und in das weite offene Rheinthal. Es war eine anmuthige malerische Fernsicht. Waldige Berge hoben ihre stolzen Häupter rings umher im letzten rothen Glanze, Wein umgrünte ihren Fuß und unten lag die Stadt in bläulichem Duft und weicher Abendstille, mit ihren Giebeln, ihren Thürmen und Dom und Bischofspalast, der die letzten Blitze der Sonne auffing.

Die alterthümlichen hohen Gebäude, welche den Dom umringen und den bischöflichen Hof, bilden einen Stadttheil für sich, der durch ein altes Thor abgeschlossen von dem übrigen anzeigt, daß hier die geistliche Macht sich einst sonderte von weltlichen Gerechtsamen. Von jeher sind sie jedoch nicht eben die Träger des

Lichtes der Aufklärung gewesen und haben in neuer Zeit vielfach Männern zum Aufenthalt gedient, von denen man sagen kann, daß ihr ganzes Streben dahin ging, die alte Finsterniß zurückzuführen.

Graubündten mit seiner gemischten Bevölkerung von Protestanten und Katholiken mußte dem Streben der römischen Kirche einen vorzüglichen Punkt zu Versuchen bieten, ihre Herrschaft zu erweitern. Seit uralten Zeiten aber war die Macht des Staates über die Kirche hier festgestellt. Das Bisthum Chur war ein Kantonalbisthum, unter Schutz und Oberaufsicht des Gotteshausbundes, eine Aufsicht, welche in neuer Zeit dem ganzen Staate übertragen ward; denn das Domkapitel darf ohne Vorwissen und Rath desselben zu keiner Bischofswahl schreiten, solche nur mit Einwilligung des Staates vollziehen, nur einen Inländer wählen der dem Staate angenehm ist, auch sind Bischof und Kapitel verpflichtet dem Staate Rechenschaft über die Verwaltung des Hochstifts abzulegen und ist ihnen nicht gestattet in irgend einer Art über dessen Güter zu verfügen.

Durch diese Rechte glaubte man sich gegen die Eingriffe der Geistlichkeit gesichert, allein seit dem Jahre 1821 bestrebten sich die Ultramontanen, die Kirche der Aufsicht des Staates zu entziehen und aus dem Kantonalbisthum ein echt römisches zu machen.

Der Bischof Karl Rudolf gab sich dazu her, den Plan des päpstlichen Nuntius in Luzern, der alle

römischen Intriguen leitete, zu fördern, St. Gallen mit Chur zu verbinden, was durch eine Bulle des Papstes Bestätigung erhielt, in welcher er über das Bisthum Chur kraft seiner höchsten Kirchenmacht verfügte.

Wäre Graubündten zum größten Theil von Katholiken bewohnt gewesen, so hätten die Prister wahrscheinlich die Gemüther hinreichend bearbeitet, um ihre Sache zum Siege zu bringen, so aber fanden sie entschiedenen Widerstand und selbst unter aufgeklärten Katholiken Gegner, welche die alten Rechte des Volks vertheidigten.

Der große Rath verwarf das Doppelbisthum und die Bulle des Papstes, erklärte daß der Staat Graubündten Souverain sei, nichts von seinen Souverainitätsrechten aufgeben werde und ließ den zum Vicar ernannten Herrn Bossi außer Betracht. So schwebte die Sache bis zum Jahre 1833, wo der Bischof starb und man trotz aller Bestrebungen so wenig bekehrt war, daß sofort eine Commission zur Verwaltung der Kirchengüter ernannt wurde.

Als Antwort darauf machte der päpstliche Nuntius dem großen Rathe die Anzeige, daß der Papst, als Haupt der Kirche und von seiner apostolischen Machtvollkommenheit Gebrauch machend, den Kapitelsvicar Bossi zum Bischof von Chur und St. Gallen ernannt habe. Das Domkapitel erkannte diese Ernennung an und der Bischof, der in Einsiedeln vom Nuntius

die Weihen empfangen hatte, zog in seinen Palast ein. So kam es denn darauf an, entweder den Staat der Kirchenmacht zu unterwerfen oder energisch die Anmaßung zurückzuweisen und glücklicher Weise waren die Graubündtner fest und stark genug, das Letzte zu wählen. Der Bischof wurde mit Gewalt aus seinem Palast gewiesen, seine reichen Einkünfte wurden eingezogen, die Güter des Bisthums verwaltete der Staat und erst als 1836 das Doppelbisthum aufgehoben wurde, ward Herr Bossi angenommen und als Bischof von Chur bestätigt.

So kämpfte Graubündten muthvoll und glücklich gegen die römische Hierarchie und hat, nachdem Bossi gestorben ist und bei der Majorität seiner protestantischen Bevölkerung, nicht mehr so viel von römischen Intriguen zu fürchten. Die angesehensten Männer des Landes sind ganz gegen den Ultramontanismus und dies, wie auch die selbständige Gemeindeverfassung, trägt viel dazu bei, fanatische Bemühungen, welche übrigens arg genug auch hier sein sollen, nicht überwältigend werden zu lassen.

Wie in St. Gallen und anderen Kantonen, deren Bürger verschiedenen Religionsbekenntnissen anhängen, besteht auch in Graubündten ein evangelisches und ein katholisches Großrathscollegium. Das evangelische führt die Oberaufsicht in allen kirchlichen Verhältnissen und erläßt alle Gesetzentwürfe, die, wie sämmtliche Staats-

gesetze, den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Neben diesem Großrathscollegium steht die evangelische Synode, aus sämmtlichen Geistlichen und drei weltlichen Beisitzern zusammengesetzt. Diese ist befugt Anträge auf rein kirchliche Erlasse zu machen, dem evangelischen Theile des kleinen Raths steht dagegen die Regelung der Kirchenordnungen der Gemeinden zu, endlich giebt es noch einen evangelischen Kirchenrath, der unter Aufsicht der Regierung die Vollziehung der bestätigten Gesetze leitet.

Das katholische Großrathscollegium und die katholische Geistlichkeit, den Bischof an der Spitze, leiten das katholische Kirchenwesen, aber es zeugt von gemeinsamem fortstrebendem Geist, daß trotz aller Umtriebe des Bischofs Bossi und seiner Anhänger, in den letzten Jahren das Erziehungswesen im Kanton manche wirksame Fortschritte gemacht hat, zu denen sich Protestanten und Katholiken vereinigt haben. Seit 1843 besteht ein Erziehungsrath aus 9 Mitgliedern (6 Evangelische und 3 Katholiken), welcher die Kanton- und Primairschulen beaufsichtigt und wohlthätig einwirkt. Der große Rath führt die Oberaufsicht und wenn nicht mehr geschehen ist, als bisher geschah, um die Schulen zu verbessern, so liegt die Hauptursache an dem Widerstand der souverainen Gemeinden, die sich weigern Schulen einzurichten und zu verbessern, wie auch an Natur, Leben und Sitten der Einwohner, welche meistentheils

ihre Kinder kaum sechs Monate im Jahr in die Schule schicken, die meiste Zeit aber sie wild aufwachsen lassen und zu ihren Arbeiten auf Feld und Alpen benutzen.

Den Schullehrern geht es daher auch höchst jämmerlich. Wenige besitzen ein Einkommen von mehr als 100 Gulden, viele wohl kaum die Hälfte, wofür sie aber noch die Würde eines Gemeindeschreibers bekleiden müssen, denn ohne dies Nebenamt würden sie kaum das Leben fristen können.

Ganz ähnlich sieht es mit den evangelischen Pfarrern aus, die wie die Schulmeister von der Gemeinde abhängen und jährlich von diesen ihren Brodherrn im Amte bestätigt werden müssen. Gefällt der Majorität der Gemeinde ihr Pfarrer nicht mehr, so kann er ohne Angabe der Gründe sofort entlassen werden. Der Geistliche hat daher die Aufgabe, sich mit seiner Gemeinde immer gut zu stellen. Er ist von ihr von Jahr zu Jahr gemiethet und dies freie Übereinkommen hat Ähnlichkeit mit den in Amerika bestehenden Verhältnissen und enthält offenbar viel Gutes, indem es den Gemeinden das Recht sichert, einen Geistlichen, der gegen ihre Überzeugungen streitet, oder sonst sich ihnen verhaßt macht, zu entfernen und einen Andern zu wählen, der ihren Wünschen besser entspricht.

Die Schattenseite einer solchen Gemeindeherrlichkeit ist freilich nicht zu verkennen, und nach unseren Begriffen von der Staatsdienerschaft der Geistlichen erscheint ein

contractliches Verhältniß des Predigers zur Gemeinde gewiß im schlimmen Lichte. In Wahrheit jedoch ist es ein ganz naturgemäßes und völlig gerechtfertigtes, auch trägt es vielleicht mehr zur Erhaltung christlicher Liebe und Einigkeit, wie zum Heile der christlichen Lehre überhaupt bei, als wenn den Gemeinden Prediger bestellt werden, die von jenen gar nicht abhängen, und mögen sie noch so wenig Liebe und Achtung erwerben, doch Zeit ihres Lebens im Amte festsitzen. In Graubündten ist die volle Wahlfreiheit der Gemeinden historisch begründet; daß sie jedoch nicht gemißbraucht wird, geht schon daraus hervor, daß trotz derselben man nicht leicht einem Prediger kündigt. Im Übrigen aber sind die Geistlichen doch keineswegs zu beneiden, denn sehr viele haben kaum ein Jahreseinkommen von 200 Thalern und über 400 bis 500 Thaler bringen es nur ein Paar.

Die katholische Geistlichkeit steht dagegen in allen Dingen fester und besser. Ihre Absetzung und Bestrafung hängt von den Kirchenoberen ab, die Gemeinden haben keine Stimme und die Bischöfe sind zu allen Zeiten bedacht gewesen, ihr Immunitätsrecht gegen den Staat zu behaupten. Dieser thut daher auch nichts, als daß er, wenn ein Geistlicher sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig macht, den Bischof auffordert, den Schuldigen vor sein Gericht zu ziehen und wenn man zu zögern scheint, die Drohung nachschickt, daß bei längerem Schweigen er selbst die Gesetze aufrecht er-

halten werde. Dies Mittel hat bisher noch immer gefruchtet, um die Sünder unter der Kapuze zur Strafe, d. h. zur Versetzung oder Einsperrung in ein Kloster zu bringen.

Die beiden Religionsparteien wohnen übrigens äußerlich so ziemlich im Frieden beisammen. Gegen die um sich greifende Proselytenmacherei hat der große Rath 1843 ein scharfes Gesetz erlassen; gemischte Ehen, welche einzusegnen sich die katholischen Pfarrer beharrlich weigern, werden von den evangelischen Geistlichen vollzogen, und wie es scheint, sind die Graubündter in den höheren Ständen sehr wenig geneigt, dem römischen Priestergeist nachzugeben, um sich von ihm beherrschen zu lassen. Einige Männer aus angesehenen Patrizier-Familien, mit denen ich bekannt wurde, äußerten sich darüber in bündiger Weise, wie denn überhaupt hier unter dem gebildeten Theile mehr richtige und freisinnige Anschauung der Verhältnisse zu finden ist, als man in diesem entfernten Gebirgslande vermuthen möchte.

Die Beamten des Staates, selbst die höchsten, sind sehr schlecht bezahlt. Ihr Gehalt beträgt meist nur ein paar hundert Gulden, daher kann man sich nicht wundern, daß nur eine geringe Zahl von wohlhabenden Familien die Stellen besetzt, welche zwar alle nur auf ein oder zwei Jahre vergeben werden, aber gewöhnlich bei ihren Inhabern verbleiben. Das alte Patriziat erhält sich somit meist in den Staatsstellen, doch ist es

nicht von allzugroßem Einfluß, weil die Verfassung und das Zerfallen der Staatseinheit in so viele souveraine Gemeinden, deren Majoritätswillen den Ausschlag giebt, eine aristokratische Übermacht hindert.

Jede Gemeinde hat ihren Landamman, ihre Präsidenten und Räthe und in keinem Kantone giebt es so viele titulirte Herrn, wie hier. Soll nun ein Gesetz, das im großen Rathe angenommen wurde, Gesetzkraft erhalten, so muß es allen Gemeinden im Lande zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Majorität jeder Gemeinde zählt für eine Stimme. Die Majorität der gesammelten Stimmen entscheidet.

Bekanntlich haben sich seit alten Zeiten die Bewohner Graubündtens in drei Bünde zusammen gethan, als sie sich von dem grausamen und übermächtigen Adel befreiten. Die früheſten Bewohner des Landes mögen wohl jene hetruskischen Stämme gewesen sein, welche durch Tiberius und Drusus im Jahre 18 unserer Zeitrechnung dem Römerreiche nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Im 5. Jahrhundert war Rhätien Eigenthum der Ostgothen, später gehörte es den Longobarden, dann den fränkischen Königen, welche zu ihren Voigten die Grafen von Chur einsetzten.

Der letzte dieser Grafen, Tello, stiftete den Bischofssitz im Jahre 784 und nahm ihn selbst ein. Seit dieser Zeit gab Karl der Große das ganze Rhätien an die Bischöfe und diese behielten das höchste Ansehn, auch

als im Anfang des 13. Jahrhunderts das Land an das deutsche Reich kam. Ein mächtiger, grausamer Adel hatte sich überall ausgebreitet und ihm gehörten die vielen Schlösser, deren Ruinen jetzt durch ganz Graubündten zu sehen sind.

Gegen diese Bedrücker trat 1396 der Bischof von Chur, Johann von Werdenberg, mit den Gemeinden des Hinterrheins zusammen und stiftete den Gotteshausbund, den ältesten der drei Bünde.

Im Jahre 1424 folgten die Gemeinden vom Vorderrhein diesem Beispiel und vereinten sich zum grauen Bunde unter dem alten Ahornbaum beim Dorfe Truns, endlich 1436 machten es die Gemeinden des Prättigau bis zur Plessur ihnen nach und bildeten den Zehngerichtsbund.

Diese drei Bünde, nachdem sie den schwarzen Bund des Adels 1451 besiegt und die Raubnester zerstört hatten, vereinten sich 1471 zum ewigen Bunde und seit dieser Zeit verlor das Land den alten Namen Rhätien und hieß Graubündten.

Beim Ablauf des Jahrhunderts schlossen sich die Bünde der Eidgenossenschaft an, kämpften 1499 mit ihnen im Schwabenkriege, eroberten 1512 das Veltlin, Cläven und Bormio an den Abhängen der Alpen gen Italien, machten es zu ihrem Unterthanenland und beherrschten es eben so willkürlich und zur Bereicherung ihres Patriziats, wie dies die anderen Eidgenossen mit

ihren Unterthanenländern thaten, bis es 1797 verloren ging. Die Franzosen schlugen das Veltlin zur cisalpinischen Republik und confiscirten das ganze Vermögen der graubündtener Patrizier; aber auch im Jahre 1814 konnte Graubündten das Land nicht zurückerhalten, denn Österreich weigerte sich, es herauszugeben. Es blieb Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs, doch erhielt Graubündten zur Entschädigung vier Millionen Lire, was den Verlust natürlich bei weitem nicht ersetzte.

Im Jahre 1803 bestätigte die Mediationsakte den Kanton in seinem jetzigen Umfange, aber Frieden und Einigkeit konnte sie nicht herstellen. Seit Jahrhunderten hatte sich nichts in Bündten geändert. Die drei Bünde mit ihren Bundestagen von Landrichtern, Landammännern und Bundespräsidenten waren ein so loses Gewebe, daß von staatlicher Einheit keine Rede darin war. Diese ging in der Zersplitterung der einzelnen Hochgerichte ganz verloren. Jedes Gericht, oft jede Gemeinde, bildete eine besondere Souveränität, so konnte nichts Gemeinsames geschehen. Die französische Partei, an deren Spitze die Familie Salis stand, und die österreichische, unter den Planta, Bavier und Tscharner, befehdeten sich das ganze 17. Jahrhundert über und führten die ärgsten Gewaltthaten herbei. Die Mediationsakte bahnte zuerst die Annäherung zu einer bessern staatlichen Ordnung. Sie schuf einen großen Rath von

63 Mitgliedern, schuf einen kleinen Rath aus den alten Bundeshäuptern, centralisirte die Gewalten, ließ einen Staatskörper entstehen, setzte ein Appellationsgericht ein und ein Kantonsgericht, an welches jeder Fremde gewiesen wurde, und beschränkte dadurch die Macht der Gemeinden und der Hochgerichte.

Damals bekam der Kanton auch zuerst eine geregelte Postverwaltung, einen Gesundheitsrath, eine Militaircommission, Kantonschule und Schulrath.

Im Jahre 1806 wurden die ersten Münzen geprägt, kurz das ganze uralte und rohe Gemeindeleben empfing einen Entwickelungstrieb zur staatlichen Ausbildung. Als aber im Jahre 1814 die Reaction erfolgte, blieb sie auch hier nicht aus. Eine österreichische Partei stieß die Mediationsakte um und stellte die alte Foderativverfassung wieder her; dagegen erhob sich jedoch die Partei der Patrioten, welcher es im Jahre 1820 gelang, eine neue Verfassung ins Leben zu rufen, die unverändert noch jetzt besteht, da die Bewegungen von 1830 in Graubündten nichts bewirkten.

In dieser Verfassung stehen charakteristisch die Rechte der 26 Hochgerichte und Gerichte voran, denen bezeugt wird, daß sie ihr Polizei-, Justiz- und Gemeindewesen zu verwalten haben. Sie ernennen frei aus allen Bürgern ihres Gerichts- oder Hochgerichtsbanns die Mitglieder des großen Raths, und haben das Recht, die ihnen vorgelegten bürgerlichen Gesetze, Staatsverträge

und Bündnisse zu berathen und solche anzunehmen oder zu verwerfen.

Jedes Hochgericht hat seine Verfassung, die, wenn ¾ seiner Bürger für Abänderung stimmen, verändert werden kann, doch darf nichts geschehen, was wider Verfassung und Gesetze des Kantons wäre.

So können auch die einzelnen Gerichte in jedem Hochgericht sich unter einer gemeinsamen Obrigkeit vereinigen, wenn in jedem einzelnen Gericht die gesetzmäßige Mehrheit dafür stimmt. Ein Hochgericht aber darf sich nicht wieder in einzelne politische oder Justizbezirke zerstücken.

Alle Staatslasten werden auf die Hochgerichte nach Maßgabe ihrer Stimmberechtigung zur Wahl eines oder mehrerer Abgeordneten zum großen Rath vertheilt. Die weitere Vertheilung bleibt ihnen überlassen.

Man sieht aus diesen Grundzügen, daß in Graubündten die Souverainität des Volks am weitesten in der ganzen Schweiz ausgedehnt ist. Justiz, Polizei und Verwaltung ist den Gemeinden eigen, welche, zu Gerichten und Hochgerichten verbunden, über Leben und Tod sprechen, und von denen es gänzlich abhängt, ob sie eine Appellation an den Appellhof des Staates zulassen wollen, oder nicht. Bedenkt man, daß hier überall Bauern zu Gericht sitzen, daß kein neues Gesetzbuch vorhanden ist, sondern die Carolina gilt, neben der sehr viele Gewohnheitsrechte fortbestehen, so ist dies

uralte germanische Gerichtswesen allerdings für unsere Zeit nicht in dieser Form mehr passend. Indeß soll es sehr selten vorkommen, daß man bei schweren Criminalfällen die Appellation den Verurtheilten verweigert und nach und nach wird man sie gesetzlich machen können, wie denn überhaupt seit Jahren eine Reformpartei sich bestrebt, die Gesetzgebung zeitgemäß umzuwandeln, was wenigstens zum Theil gelungen ist.

So bestehen jetzt noch 18 verschiedene Erbrechte in Graubündten, die jedoch zu einem gemeinsamen verschmolzen sind, das glücklich genug war, der Majorität des Volks zu gefallen und im Jahre 1850 ins Leben treten soll. Soll aber in diesem Kanton, der in so manchen Dingen noch in der Kindheit eines staatlichen Lebens liegt, eine gemeinsame höhere Entwicklung zur Einheit, zur Rechtssicherheit, zu den Institutionen der neuen Zeit stattfinden, so muß die uralte Gemeindesouverainität gebrochen werden, deren engherziges Mißtrauen jeden Fortschritt unendlich schwer und oft ganz unmöglich macht.

Der große Rath aus 65 Mitgliedern, die ein Jahr im Amte bleiben und sofort wieder wählbar sind, bildet in Verwaltungs- und Landespolizeiangelegenheiten die erste Behörde. Er berath alle Gesetze, Verträge und Bündnisse, wählt die Beamten, wacht über die Finanzen, bestimmt die Ausgaben und versammelt sich regelmäßig alle Jahr ein Mal. Für die wichtigen Geschäfte bestellt

der große Rath eine Standeskommission aus 9 Mitgliedern (3 aus jedem Bund), welche sich nebst den Bundesstatthaltern so oft versammelt, als es der kleine Rath für nöthig hält.

Dieser kleine Rath von drei Mitgliedern (einer aus jedem Bund) bildet die vollziehende Gewalt. Er wird aus allen Bürgern der Bünde frei vom großen Rath auf ein Jahr gewählt, leitet alle Geschäfte, beaufsichtigt die Criminaljustiz und macht die eigentliche Regierung aus.

Das Appellationsgericht für Civilstreitigkeiten besteht aus neun Mitgliedern. In allen Streitsachen, deren Gegenstand einen Werth von wenigstens 1000 Gulden Bundeswährung hat, kann an dies Gericht appellirt werden.

Das Kantonsgericht ist eigentlich nur für Staatsverbrechen und Aufruhr competent, aber diese ganzen Justizeinrichtungen sind durchaus mangelhaft, weil überall die Justizgewalt, welche beim Staate sein soll, bei den Hochgerichten und Gerichten ist, deren politische und richterliche Natur in uralten Anfängen des Gemeindelebens wurzelt, das zugleich Staatsleben war, und so Jahrhunderte überdauert hat, obwohl die Zeiten, die Erfahrungen und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft sich wesentlich verändert haben.

Zu diesem Stehenbleiben in der altgermanischen Gemeindefreiheit paßt aber Alles hier und macht Grau-

bündten eben so merkwürdig. Mit 17 Jahren ist der Bürger politisch mündig und übt seine Rechte aus, mit dem zwanzigsten Jahre kann er zu allen Ämtern gewählt werden. Die Hochgerichte, die Gerichte, die Bünde haben verschiedene Verfassungen mit ganz abweichenden Gesetzen und Freiheiten. So unterscheiden sich auch oft die einzelnen Gemeinden wieder. Jede hat ihre Besonderheiten, jede bildet einen kleinen Staat im Staate, jede kann, wie ich anführte, auch ihre Verfassung verändern und kaum hat man es dahin gebracht, daß die Kantonalgesetze nicht dadurch benachtheiligt werden sollen.

Wäre Graubündten nicht ein so wildes einsames Gebirgsland, diese starre Erhaltung altgermanischer Demokratie würde unmöglich so viele Jahrhunderte überdauert haben. In den Einsamkeiten der Natur aber sind die Menschen so unbeweglich, wie ihre Alpen und Gletscher. Sie können und wollen sich nicht von den Satzungen ihrer Väter trennen, das bewegliche Leben der Welt und was diese Fortschritt nennt, liegt ihnen fern und fraglich bleibt es für die Meisten, ob sie glücklicher wären, wenn sie ihre Hochgerichts- und Gemeinderechte aufgäben, die mit allen ihren Einrichtungen so fest in ihnen verwachsen sind. Sie fühlen die Mängel nicht, welche ihnen ankleben, sehnen sich nicht nach besseren Gesetzen, nach guten Schulen und Unterricht, nach einem Staatsleben, welches zum gemeinsamen Wohl das ganze

Volk vereinte. Ihrem Naturleben und eng begrenzten Gemeindeleben ist es ganz einerlei, daß der große Rath keine Öffentlichkeit hat, oder daß in ihrer Verfassung kein Wort von Preßfreiheit, Petitionsrecht, Associationsrecht, Sicherheit der Person und des Eigenthums u. s. w. steht. Sie brauchen dergleichen nicht. Wer liest und denkt viel in diesem Lande? Wer hat in den Gebirgseinsamkeiten mit der Presse und dem Petitionswesen etwas zu schaffen? Und jedes Gericht hat ja seine besondere Verfassung; kein Gesetz kann gegeben werden ohne die Majorität der Gemeinden; Niemand kann ihre Freiheiten antasten, ohne daß sie selbst diese veränderten. Dabei sind Abgaben und Steuern sehr gering, und so kümmern sich diese Romanier, Italier und Deutsche, die bunt durcheinander hier, als Protestanten und Katholiken, wohnen, um nichts, als wie sie am besten durchs Leben kommen und ihre Matten und Felder, ihre Arbeit, ihren Handel, oder den Ertrag ihrer Heerden verwerthen.

Und selten ist hier ein Mann, der nicht Grundbesitzer wäre; ein Stückchen des mütterlichen Bodens besitzt jeder, denn das Grundeigenthum ist außerordentlich getheilt. Dazu kommen die Gemeindegüter, an denen einzelne Gemeinden so reich sind, daß alle ihre Bürger sich bequem erhalten können. Wer nichts hat, bekommt Gemeindeland auf Lebenszeit zur Benutzung und ich habe schon die Gemeinde Maienfeld

als Beispiel angeführt, wo alle Abgaben aus dem Gemeindegut bestritten werden und doch noch so viel bleibt, daß sämmtliche ärmern Gemeindeglieder Feld und Matten zu Genüge besitzen. In diesen Gemeindegütern liegt ein uralter communistischer Gedanke. Sie gehören Allen, aber man benutzt sie, um den Ärmeren damit zu helfen und eine Ausgleichung zwischen den Besitzenden und denen, die nichts haben, zu veranstalten. Bei uns verpachtet man solche Acker und Wiesenstücke an den Meistbietenden und läßt das Geld der Kämmereikasse zufließen; in dem schweizerischen geschlossenen Gemeindewesen, wo kein Fremder eindringen kann, stellt man das Unterstützungsrecht der gebornen Gemeindeglieder an die Spitze und giebt ihnen aus dem gemeinsamen Gut ihren Lebensunterhalt.

Der Staat Graubündten bedarf jährlich zu seiner Erhaltung 2 bis 300,000 Gulden. Der theure Straßenbau in diesem Hochgebirge und die Erhaltung der Poststraßen, welche häufig argen Verwüstungen durch Naturereignisse ausgesetzt sind, macht, daß Graubündten noch einige Schulden hat, welche es jedoch nach und nach tilgt und bald damit fertig sein wird. Jährlich werden 30,000 Gulden für Anlegung neuer Straßen verwendet, was ein rühmendes Zeugniß für die Regierungseinsicht ablegt, zugleich aber auch eine gut berechnete staatsökonomische Maßregel ist, denn aus den Straßenzöllen und Transitzöllen fließt der größte Theil

der Staatseinnahmen. So liefert auch das Salzregal beträchtliche Einkünfte. Dennoch aber ist das Salz in Graubündten billiger, als in den Nachbarkantonen und viel billiger, als in Tyrol und Vorarlberg, obgleich es von dorther kommt, denn Graubündten hat mit Österreich Vertrag über bedeutende jährliche Salzlieferungen zu billigen Preisen abgeschlossen. Da nun die österreichische Regierung ihre eigenen Unterthanen zwingt, ihr das Salz zu einem viel höheren Preise abzukaufen, als wofür sie es den fremden Graubündtenern läßt, so entsteht ein ausgedehnter Schmuggelhandel. Die armen Tyroler kommen über die hohen Alpen, auf den furchtbarsten halsbrechendsten Gemsjägerpfaden und tragen die österreichischen Salzsäcke mit Gefahr ihres Lebens wieder in ihr Land zurück. Ist es nicht eine seltsame Staatsweisheit, welche die eigenen Unterthanen zwingt, das Landesprodukt bei den Fremden zu holen, und einen schrecklichen Verfolgungskrieg über den Wolken gegen arme Menschen führt, denen sie ein nothwendiges Lebensbedürfniß absichtlich vertheuert?!

Reiche Leute giebt es in Graubündten sehr wenige. Die alte Aristokratie der vielen Freiherrn und Ritter, welche sonst das Patriziat bildete, ist größtentheils verarmt, ohne Güterbesitz und nährt sich von Handel oder von einem dürftigen Ämtchen. Seit das Veltlin verloren gegangen ist, das Eldorado der alten Geschlechter,

sind diese immer tiefer heruntergekommen und besitzen größtentheils nichts mehr, als ihre Namen und Ahnentafeln, welche unter den jetzigen Verhältnissen keinen Werth haben.

Die alte Stadt Chur ist in vieler Beziehung ein Bild des Landes. Eine schweigsam düstre Stille lagert sich auf ihr. Das Leben, welches sie berührt, ist ein vorüberstreifendes. Die Reihen der Frachtwagen, welche vom Splügen und Bernhardin herabkommen und das Rheinthal hinunter zum Bodensee fahren, machen nur einen kurzen Halt hier und ziehen weiter, so auch die Posten und Reisenden. Chur besitzt nichts, was zum Aufenthalt bewegen könnte; Holzhandel ist das einzige, was die Geschäftsleute treiben und daran wird zuweilen auch von auswärtigen Speculanten viel Geld verdient, welche in die Gebirgsthäler reisen und von den Gemeinden Waldungen und ungeheure Vorräthe zu Spottpreisen ankaufen. So hatten Franzosen, wie man mir erzählte, im Engadin einmal 100,000 Klafter Holz, zu 10 Schillingen die Klafter, gekauft, wofür sie allein 30,000 bis 40,000 Gulden Ausfuhrzoll an den Staat geben mußten, dennoch aber ein beneidenswerthes Geschäft machten.

Der Dom von Chur, welcher die eine Seite des bischöflichen Hofes einnimmt, ist ein alterthümliches Gebäude, dessen Vorthor aus dem 8. Jahrhundert stammen mag, wenn es auch nicht wahr ist, daß Bischof Tello den ganzen Kirchenbau bewerkstelligte.

Das gedrückte, von Jahrhunderten geschwärzte Portal im Halbrundbogenstyl leitet in das große Schiff und wunderbar war der Eindruck, den diese düstern Massen, diese Seitenkapellen, die Grabgewölbe von Säulen getragen, die bunten goldblitzenden Altäre und der uralte Hochaltar mit seinen Gemälden und strahlenden Geräthen im Abenddunkel übten. An den hohen Fenstern hing noch ein goldner Sonnenschimmer, der über die alten Grabmäler und Wappenschilde verlöschend irrte. Einsame Beter lagen vor den Altären; ihre Gestalten waren in Nacht und Dunkel gehüllt, nur das leise Gemurmel ihrer Stimmen rauschte gespenstisch an den schwarzen Säulen hin und verlor sich in dem lang gehaltenen Meßgesang eines Priesters, der in einer Seitenkapelle von Zeit zu Zeit sich hören ließ.

Als ich hinaustrat, leuchtete der Mond auf das katholische Seminar, das an der Berglehne über dem Dom liegt, und beglänzte sanft das hohe geheimnißvolle Haus, in welchem gelehrt wird, wie man die Menschen von der sündigen Vernunft bekehre und die heilige katholische Kirche vor ihr errette. Durch den weiten Hof aber schwirrten Fledermäuse in ungeheurer Zahl um die verwitterten Gestalten der Heiligen am Portale und um alle die alten Pfeiler und Ecken. Sie flatterten scheu und lautlos in Schaaren auch durch die Straßen, um die schwarzen verfallenen Häuser wie Geister ihrer alten Bewohner, die von der Stätte nicht

lassen können, wo sie lebten und litten. Und einzelne dieser Häuser in ihrer schweren finstern Trauer, ihre Giebel im Lichte der Nacht strahlend, ihr mächtiges Gestein, angehaucht von einem matten Schimmer, der ihren alten Schmuck, die geschnorkelten Thüren, die rostigen Eisenblumen ihrer Beschläge, ihre zersprungenen Fensterreihen und ihr ergrautes Quadergefüge umdämmerte, konnten die Fantasie aufregen. In meinem Leben war mir kaum jemals so mittelalterlich romantisch zu Muthe, als in dem alten Chur unter diesen Schwärmen von Nachtgevögel. In der ganzen Schweiz giebt es keine Stadt, die so schöne, alte verfallene und gespenstische Häuser hätte.

Am andern Morgen fuhr ich das Rheinthal hinauf nach dem Splügen und auch hier, wie überall in der Schweiz, ist den Reisenden einzuschärfen, entweder zu Fuß oder mit Privatfuhrwerk ihre Ausflüge zu machen, wenn sie von der Natur des Landes etwas sehen wollen. Sind drei oder vier Gefährten zusammen, so können sie in Chur einen leichten Wagen zur Fahrt in das Engadin, oder zur Via Mala, oder das Rheinthal hinauf und bis nach Chiavenna oder Roveredo auf der italienischen Seite miethen, ohne daß es ihnen viel theurer kommt, als was die Post kostet. Aber man muß sich hüten geprellt zu werden, oder Pferde und Fuhrwerk zu erhalten, mit denen man liegen bleibt, denn was abgetriebene und kraftlose Gäule betrifft, so

sind diese hier zu Haus, an unverschämte Forderungen für Fuhrwerk muß man sich dabei gewöhnen. Wenn die Leute sehen, daß man entschlossen ist, sich nicht übertheuern zu lassen, und namentlich wenn man kein Engländer ist, die einmal den traurigen Vorzug haben, überall behandelt zu werden, als bestehe ein Recht, ihnen mehr abzunehmen, als Anderen, so lassen sie gewöhnlich bedeutend von ihrem Begehren ab. Die Gasthauspreise sind in Graubündten dieselben, wie in Bern oder Zürich. Die Gastwirthe halten überall denselben Tarif, darum erinnere ich Reisende noch einmal daran, stets das beste Hotel zu wählen, was in Chur z. B. der Steinbock ist, wo ein deutscher Wirth die Kreide rechtschaffen zu führen weiß, wo man aber wenigstens erträglich wohnt und lebt.

Eine Stunde von Chur liegt dicht unter einer jähen Gebirgswand und am Rhein die unglückliche Gemeinde Felsberg, deren drohendes Schicksal, verschüttet und vernichtet zu werden, wie Goldau, eine so allgemeine Theilnahme in Deutschland erregt hat. Einzelne ungeheure Felsblöcke sind von Zeit zu Zeit heruntergekommen, ohne jedoch bisjetzt Schaden anzurichten; manche andere sieht man oben gleichsam auf der Kippe liegen und den Augenblick ihres Sturzes erwarten. Das Bedenklichste jedoch von Allem bleiben die breiten Spalten und Risse in der Bergwand, welche man von unten deutlich bemerkt, namentlich eine unge-

heure Kluft gerade über Felsberg, das unfehlbar zerschmettert werden muß, wenn die überhängende Spitze sich loslöst. Und dies Ereigniß wird stattfinden über lang oder kurz, denn die Wasser, welche in die klaffenden Spalten fließen, siekern den Boden durch, machen ihn weich und lose und bewirken zuletzt nothwendig den Zusammensturz der Masse.

Man erwartet diesen Tag des Schreckens eigentlich schon seit Jahren und manche Einwohner haben sich Hütten und Zelte auf dem nahen Hügel am Rhein gebaut, die meisten wohnen aber noch in ihren Häusern, aus denen sie fliehend hervorstürzen, sobald ein Gepolter in den Bergen entsteht, und Steine herunterfallen. In welcher beständigen Angst müssen diese armen Leute leben, mit welchen Sorgen müssen sie jeden Abend sich niederlegen, denn wer kann wissen, ob der nächste Morgen nicht ihr gemeinsames Felsengrab bescheint?!

Man hat mancherlei Versuche gemacht, den Ort aufzugeben und ein neues Felsberg zu gründen; doch religiöser Fanatismus hat dies bisjetzt vereitelt. Felsberg gegenüber, auf der rechten Rheinseite, liegt das Dorf Ems, einer reichen katholischen Gemeinde gehörig, welche sehr ausgedehnte Gemeindegüter besitzt, von denen ein Theil den armen protestantischen Felsbergern vollkommen genügte. Durch die Gaben des Mitleids, namentlich aus Deutschland und mit Hülfe des Staates und eigener Mittel mit Geld ausgerüstet, baten die

Felsberger ihre reiche Nachbarn, ihnen so viel Grund und Boden abzulassen, um sich auf dem rechten Rheinufer ansiedeln zu können. Aber alle Unterhandlungen und Vorstellungen blieben fruchtlos, weil man den Protestanten nicht helfen, sie nicht in nächster Nähe haben wollte. Es ist traurig, zu sagen, daß die Priester einer Religion, welche sich für die heiligste und erste erachtet, ihren ganzen Einfluß gegen ein Werk der Liebe und des Erbarmens geltend machen, statt im Namen Gottes des Allerbarmers unglücklichen Nachbarn und Landsleuten in Todesgefahr beizustehen. Die armen Felsberger müssen nun auf dem linken Ufer bleiben und dicht am Rhein ihr neues Dorf bauen, wo sie zwar vor dem Bergsturz sicher sind, aber dafür den Strom und dessen Verheerungen und Überschwemmungen jährlich zu fürchten haben. Der Staat hat zwar Regulirungen des Rheinbettes vornehmen lassen; Fangdämme und Buhnenwerke sind angelegt worden, die Arbeiten sollen jedoch fehlerhaft gemacht sein und wenig Aussicht auf Besserung verheißen. Helfen kann er den Felsbergern nicht, denn Niemand kann eine Gemeinde zwingen, Grund- und Boden zu verkaufen, wenn sie nicht will. Die allgemeine Stimme spricht sich freilich heftig genug gegen die katholischen Emser aus, allein was fruchten alle Schmähungen. Die Sache bleibt wie sie ist, die emser souveraine Gemeinde will nicht, und hier hat der Staat so wenig Eigenthum, wie es große Grundherrn giebt.

Das Rheinthal ist fruchtbar und bis Reichenau breit genug, um Feldbau aller Art zu treiben. Von Chur aus laufen die Bergketten, wie zwei ungeheure bewaldete Wälle zu beiden Seiten des Thals in gerader Linie fort, bei diesem Städtchen aber, wo der Hinterrhein als ein starker wildfluthender Strom sich mit dem Vorderrhein vereint, führt die Straße über eine bedeckte Brücke und wendet sich dann zur Linken in das Thal des Hinterrheins zu dem Splügenpaß und gen Italien, während das Vorderrheinthal immer enger zusammen tritt und nur eine schmale Straße übrig läßt, die nach Kloster Dissentis in das Land des grauen Bundes, über den Lukmanierpaß nach Tessin und zu den höchsten Gemeinden am Gotthardt führt.

In Reichenau hat die Familie der Freiherren von Planta ein Schloß, bedeutende Besitzungen und Wälder, deren Holz die Sägemühlen am Rhein verarbeiten; auch einen schönen Garten, der von Chur aus häufig besucht wird. Im Schlosse war am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Erziehungsanstalt, in welcher der jetzige König der Franzosen, Ludwig Philipp, unter dem Namen Challos Unterricht in Mathematik, Geschichte und französischer Sprache ertheilte, bis er entdeckt ward und weiter fliehen mußte.

Das Thal des Hinterrheins ist voll romantischer Fernsichten, voll lieblicher und erhabener Stellen. Bald drängt es sich eng zusammen und auf den hohen Köpfen

der Gebirge zeigen sich lange glänzende Schneegürtel, bald dehnt es sich wieder aus und zu beiden Seiten des Stroms steigen auf den Uferfelsen und Vorsprüngen die zerborstenen Thürme und Mauern zahlreicher Ritterschlösser auf. Romantisch im wilden Strom liegt Schloß Realta auf einem hohen Felsenlager und dichter noch wie am deutschen Rhein folgen sich hier die Ruinen, welche zum Erstaunen des Wandrers bis in die entlegensten und höchsten Thäler sich fortsetzen. So liegt die Ruine Padna hoch an der Straße über den Julier, so stand Burg Gardovall im Engadin, so die Bärenburg und Fardün am Rheinwalde und wunderbar steigt die alte Veste Hohenrhätien dicht an dem fürchterlichen Spalt empor, welcher die Via Mala heißt, durch welchen der Rhein sich Bahn gebrochen hat.

Hier ist das Land der Sagen und Märchen, das Land, in dem einst viel Entsetzliches geschehen ist, denn die Herren dieser zahlreichen Burgen hausten oft ärger als Teufel mit den armen Leuten, die ihr Eigenthum waren. Ist doch der Aufruhr, der Rhätien frei machte, aus den Grausamkeiten dieser Ungeheuer hervorgegangen. Im Thale Schams stieß der Bauer Johannes Chaldar, dem der Herr von Fardün in den Brei spuckte und ihm das Gericht zu essen befahl, den Elenden so lange mit dem Kopf in den Napf, bis der Freiherr todt lag. Dann rief er das Volk auf, stürmte die Bärenburg und das Thal war frei.

Romantisch lautet die alte Sage von Hohenrhätien, wo ein grausamer Castellan wohnte. Der Felsen ist wohl an tausend Fuß hoch und nur von einer Seite ersteigbar, an allen andern hängt die Klippe jäh über dem tiefen Abgrund. Die Bauern umringten die Burg, und als nun alle Vorräthe verzehrt, als die Knechte und Gehülfen des Burgherrn erschlagen und entflohen waren, sattelte er sein Roß, legte sein Eisenkleid an, band ein schönes Weib, die mit ihm gelebt und ihn zu allem Bösen verleitet, an den Schweif des Streithengstes, und während die Äxte der wüthenden Landleute an das Schloßthor donnerten, bis es zusammenstürzte, warf er Feuer in sein eigen Haus und sprang dann mit Roß und Weib von der höchsten Spitze der Klippe in den schwarzen Schlund des Rheins.

Am Eingange dieses Schlundes liegt der Flecken Tusis, der von den Tuskern erbaut sein soll, und weit umher öffnet sich ein fruchtbares Gelände, begrenzt von hohen, schneereichen Gebirgen, welche hier auf Weingärten, lange Reihen von Obstbäumen und echten Kastanien niederschauen, die den großen wohlhabenden Gemeinden des domleschger Thals, durch welches der Hinterrhein strömt, gehören. Es ist interessant, zu sehen, wie hier die Natur Italiens mit der Bevölkerung aus italienischem Stamme zugleich auftritt. Die Menschen mit ihren braunen Gesichtern, vom schwarzen Haar

beschattet, mit dunkeln Augen und scharf geschnittenen Nasen, sehen in ihren spitzigen Hüten und Schooßjacken ganz anders aus, als ihre Landsleute im vorderen Rheinthal; hier hört man auch nur italienisch sprechen und romanisch, aber in Tusis selbst reden die Leute deutsch und es ist auffallend, wie hier so wohl als in dem ganzen Kanton Graubündten ein so gutes Hochdeutsch von Jedermann gesprochen wird, daß man Anfangs meint sie müßten es in Deutschland gelernt haben, denn ihre Nachbarn in den kleinen Kantonen, und in St. Gallen, Appenzell und selbst in Zürich stehen ihnen darin weit nach. Sie lernen es aber in den Schulen und sind wohl um so mehr bedacht darauf es richtig und gut zu reden, weil romanisch und italienisch nebenbei gesprochen werden.

Tusis bot uns den Anblick eines fast ganz durch Feuersbrunst zerstörten Orts. Der furchtbare Brand hatte im letzten Jahre stattgefunden, wo große Dürre herrschte und obenein am Sonntage viele Bewohner aufs Land zu Kirchmeß und Besuch abwesend waren. Von dem ganzen Flecken waren nur wenig Häuser stehen geblieben, jetzt baut man ihn wieder auf, aber überall lagen Trümmer und geschwärzte Ruinen, um welche halb verbrannte Bäume ihr dürres Geäst schlangen.

Das Wirthshaus in Tusis hielt der Herr Landamman, ein freundlicher kleiner Mann, dessen Eigen-

thum glücklich verschont geblieben war. In allen anderen Kantonen ist der Landamman das Staatshaupt, in Graubündten aber hat jeder Gemeindevorstand diesen gewichtigen Titel, welcher nicht mehr bedeutet als Bürgermeister oder Dorfschulze. Der Bundeslandamman steht dagegen an der Spitze der Regierung und man muß allerdings den Unterschied wohl merken, der zwischen seiner Präsidentschaft und der einer großen Zahl der gewöhnlichen Landammänner besteht, die eben nichts weiter sind als Bauern, aber immer mit ihren Titeln angeredet werden, wie es hier Sitte ist, und neben sich einen ganzen Schweif von Gemeinderäthen, Landrichtern u. s. w. haben.

Der Herr Landamman von Tusis besaß wenigstens einen vortrefflichen Veltliner Wein und seine junge hübsche Frau eine wohlversorgte Küche. In Tusis hält die Post, deren Passagiere sich hier mit einem reichlichen Mahl stärken können, wenn sie vom Splügen herunter durch die Schlucht der Via Mala einen schlimmen Weg zurückgelegt haben; es kommen auch viele Reisende, welche diesen berühmten Engpaß sehen wollen und in der That lohnt es der Mühe, einen Ausflug dahin zu machen.

Dicht bei Tusis unter dem steilen Felsen, auf dem das zerstörte Hohenrhätien liegt, öffnet sich der Spalt, aus dem der Rhein ins domleschger Thal tritt, und von hoher malerischer Schönheit ist der Blick den man

von der steinernen Brücke, welche über die Nolla geschlagen ist, in dies reizende weit ausgedehnte Thal thut. In die hellen Fluthen des Rheins wälzt die Nolla ihre dunklen Wellen; sie kömmt aus Schiefergebirgen, die ihr Wasser ganz schwarz gefärbt haben und es bedarf lange Zeit ehe es mit dem Rheine sich vermischt. Von der rechten Seite strömt die Albula mit ihren Nebenarmen von den schneereichen Gebirgen des Engadin herunter und rund umher liegt das Land, wie ein großer schöner Garten, voll saftiger Frische und vieler Menschenwohnungen.

Dies schöne Panorama verschwindet sobald man die Nolla-Brücke im Rücken hat. Die Schlucht des Rheins nimmt den Wanderer auf, der nach wenigen hundert Schritten von tausend Fuß hohen glatten Felsenwänden eingeschlossen ist und bald bleibt kein Raum mehr als der finstere Spalt, in dessen Tiefe der Strom braust, und die Heerstraße, welche an den Rand desselben und den abgesprengten Felsenmauern hinzieht. Zuweilen scheint es, als habe Rolands Schwert diese Schlucht gehauen, so glatt und scharf steigen die Wände empor und bilden oben zerrissene Spitzen und Kuppen von seltsamen Formen. Zuweilen sind sie von begrünten Absätzen getrennt, auf denen Bäume und Sträucher ihre zahllosen Wurzeln um moosiges Getrümmer schlingen; meist aber sieht das Auge nichts als die kahlen senkrechten Klippen, deren zerbrochene ungeheure Lager

keinen Lebensathem für einen Halm oder eine Alpenblume besitzen. Mehre Male führt der Weg durch lange Gallerien, welche durch den Felsen gesprengt wurden, weil die Massen zu hoch und gewaltig bis an den Abgrund traten, um ganz fortgeschafft zu werden und drei mal wendet sich die Straße vom rechten zum linken Ufer und kehrt zu jenem zurück. Brücken von kühnem Bogenbau führen über den Spalt der an einigen Stellen bis 400 Fuß tief ist; kaum kann man in dieser gewaltigen Kluft den Rhein erkennen, der seine blauen und schäumenden Wellen seit Jahrtausenden gegen die granitnen Rippen des Abgrunds donnern läßt.

Dieser Spalt nun heißt die Via Mala und schon seit dem 15. Jahrhundert ging eine Saumstraße hier durch, welche jedoch zu den gefährlichsten gehörte und zur Winterzeit gar nicht zu betreten war. Im 18. Jahrhundert wurde viel daran gebessert, gesprengt und Brücken über den Schlund gebaut, allein erst in den Jahren 1818 bis 1825, wo die österreichische Regierung im Verein mit Graubündten die Splügenstraße herstellte, wie sie jetzt ist, fahrbar zu aller Zeit für die schwersten Lastfuhrwerke, wurde auch die Via Mala breiter gemacht und mit großen Kosten in ihren jetzigen Stand gesetzt. Die Sprengarbeiten waren besonders wichtig und kosteten eine Menge Menschenleben, denn mehr als 400 Arbeiter, größtentheils Italiener, sollen

im Laufe des Baues dabei verunglückt sein, vornehmlich weil sie zu unvorsichtig mit dem Bohren und Laden der Minen umgingen.

Die Via Mala ist eine merkwürdige, oft Erstaunen und Bewunderung hervorrufende Schlucht, allein so großartig und schauerlich wie ihre Beschreibung in den meisten Reisebüchern lautet, hat sie mir nicht scheinen wollen. Sie hat viel Ähnliches mit dem Höllenpaß im Schwarzwalde, nur daß die Felsen hier noch höher und der Schlund des Rheins viel tiefer ist. Die schöne breite und sanft ansteigende Straße mildert die wilde Scenerie der Schlucht und vielleicht that dies auch der wolkenlos heitere Tag, der mich begleitete und mit hellem Sonnenglanz den Spalt und die Felsen überzog.

Am großartigsten ist der 400 Fuß tiefe senkrechte Abgrund, in welchem der Rhein an der zweiten Brücke über ausgerissene Felsenlager tobt. Der Donner des Stroms, die feuchten Schauer seiner zerschmetterten Wasser, welche aus der Tiefe aufwirbeln, dazu der enge Spalt zwischen senkrechten wolkennahen Felsenwänden und rund umher alles so wild verödet und einsam, das setzt ein eigenthümliches Bild zusammen.

Nach zwei Stunden öffnet sich der Schlund und das Thal von Schams breitet sich grün und schön dahinter aus. Wäre die Via Mala nicht, so würde Schams ein Seebecken bilden, was es auch sicher früher

gewesen ist, wie überhaupt ganz Graubündten aus Seen bestanden haben muß. Von Schams aus giebt es einen ganz ähnlichen engen wilden, aber kürzeren Schlund, als die Via Mala, die Roffla genannt, welche das Thal Schams mit dem Rheinwaldthal verbindet. Auch hier hat der Strom sich den Weg gebahnt und das Seebecken dahinter in ein weidereiches Thal verwandelt; so kann man in der ganzen Schweiz und in allen Gebirgsländern die Reihen der Kesselthäler verfolgen, wie sie nach und nach zu den Tiefländern niedersteigen und ein altes Seebecken sich an das andere hängt.

Wenn man am Rande dieser furchtbaren Abgründe steht und zagend in die Tiefe blickt, kann man kaum denken, daß es möglich sei, diese ungeheuren Spalten könnten sich je mit Wasser füllen. Und doch ist dies öfter hier vorgekommen; Wassersnoth ist eine Hauptnoth in allen Gebirgsländern, vorzüglich aber in Graubündten, wo die Gebirgsbäche oft furchtbare Verheerungen anrichten. Im Jahre 1834 am 27. August wurde die neue Splügenstraße und das ganze Rheinthal auf schreckliche Weise von Wasserfluthen heimgesucht. Viele Menschen und Thiere ertranken, der 400 Fuß tiefe Schlund des Rheins in der Via Mala füllte sich bis oben an und an tiefern Stellen trat der Strom über die Straße fort bis hoch an die Felsen. Das ganze Rheinthal lag unter Wasser, und dieser einzige

Tag brachte Graubündten einen Schaden von zwei Millionen Schweizerfranken. Für Herstellung der Splügenstraße waren allein 400,000 Franken erforderlich. Glücklicher Weise ist solch entsetzliches Unglück selten, doch kommen zuweilen Jahre in denen Reihen arger Verheerungen sich folgen.

Das Dorf Splügen liegt im Rheinwaldthale zwischen den Bergketten die der Rheinwald bedeckt und auf denen es oft neun Monate Winter bleibt. Das Dorf von einigen hundert Menschen deutschen Stammes bewohnt, ist ein wohlhabender Ort mit großen hübschen Gebäuden und einem guten Wirthshause. Hier stoßen die Straßen zusammen, welche über den Splügen und über den Bernhardin führen, das bringt lebhaften Verkehr mit sich und die Leute verdienen mit Vorspann und Handel ins österreichische Italien Geld genug.

Es ist ein wildes schmales Thal, das hohe Rheinwaldthal, das von den Gletscherkämmen der Adula herunter fünf Stunden weit bis an die Rofflapforte des Rheins zieht. Der Rheinwald mit seinen Wildnissen, in denen braune und graue Bären ziemlich häufig hausen, macht den Charakter dieser Hochalpen, welche die Quellen des Rheins umgeben, noch finsterer. Weidereiche Gehänge ziehen zur Thalsohle nieder, über ihnen liegt zertrümmert und zerklüftet ein unermeßliches

Meer von Geröllen, Steinen und dürren Schaafweiden, wo Bergamasker Hirten ihre Heerden um das Moschel-, Giffer- und Reinwaldhorn bis zu den Eisgewölben weiden lassen, aus denen der Rhein als schäumender Gletscherstrom hervorbricht.

Auch hier, wie überall in der Schweiz, klagen die Menschen, daß die Gletscher zunehmen. Alte Sagen haben sich erhalten, daß einst reiche Dörfer und große schöne Alpen dort oben waren, wo nun Gletscher liegen. Man findet mächtige Baumstämme an Orten, wo jetzt kein Strauch mehr grünt und unter dem Eise hervor bringen die Ströme zuweilen Gerippe und Waffen oder Ackergeräth und andere Dinge, die von einer früheren Kultur Zeugniß geben.

Vom Dorfe Splügen gebraucht man bis zur Paßhöhe zwei Stunden, bis auf den Bernhardin fünf Stunden; von dort aus senkt sich der Kanton Graubündten nach Italien nieder bis in die Nähe des Comersees. Südliches Leben und südliche Luft wehen den Wanderer an. Die Moesa strömt vom Hochgebirge herab und an ihrem Ufer liegt der Flecken Roveredo, wohlhabend durch Seidenzucht und Handel, den die Heerstraße begünstigt, welche nach Tessin und weiter nach Italien hinabführt.

Auf der Höhe des Splügenpasses hört dagegen das graubündtensche Gebiet auf. Eine Viertelstunde

davon liegt das österreichische Mauth- und Paßhaus und Niemand wird hier weiter gelassen, der nicht die Visa österreichischer Gesandten vorzeigen kann.

Die Splügenstraße ist aber viel wichtiger für den Handel, als die Straße über den Bernhardin. Lange Waarenzüge und Reihen von Saumrossen gehen in jeder Woche über den Berg hin und her und wohl mögen die Herren von Chur mit düsteren Blicken, wenn Einer von ihnen an der alten Warte auf der Paßhöhe steht, hinabschauen in die grünen fruchtbaren Thäler, welche einst von ihren Unterthanen bewohnt wurden, denn hier liegt das reiche Veltlin, Cläven (Chiavenna) und Worms (Bormio), die bis zur französischen Revolution ihr wohlerworbenes Eigenthum waren.

Die österreichische Herrschaft ist gewiß keine so harte, wie die der Patrizier Graubündtens, aber dennoch möchten die Leute lieber zu dem schweizerischen Freistaat gehören. Die Zeiten sind vorüber, wo einst hier die Protestanten mit Feuer und Schwert ausgetilgt wurden, wo die Plantas und die Salis sich mit Mord und Blut verfolgten und vaterlandsverrätherisch Franzosen, Spanier und Österreicher herbeiriefen, ihre ehrgeizigen Pläne zu unterstützen. Graubündtens Geschichte ist eine schreckliche Lehre für die Völker in Republiken, wie nöthig es ist große Familien und deren Parteien niederzuhalten und, wie in Bern, so hat es sich auch hier bewährt, welche Folgen es für die Schweiz

hatte, daß sogenannte freie Staaten Unterthanenländer besaßen, wo Junker und Voigte die Zwingherren waren, bis gerechter Aufruhr sie verjagte.

Wären die Veltliner freie Leute gewesen, so würden sie es noch sein und zu Graubündten gehören. Jetzt läßt sie Österreich nicht wieder los und weiß das schöne Land wohl zu schätzen und zu nutzen, denn ihm gehören damit die Pässe, und wer will es hindern, bei irgend einer Kriegsgefahr ein Heer durch Graubündten an den Bodensee zu bringen und die ganze innere Schweiz zu besetzen?!

Von Chiavenna führt eine gute Straße hinauf ins Engadin, das Thal des Inn, von dem ich schon erwähnte, daß er durch den Finstermünzpaß nach Tyrol abfließt. Die Straßen über den Septimer und Julier leiten aus dem Engadin nach Chur hinunter, aber dies Engadin selbst ist ein so interessantes Land, daß man eine der anziehendsten Gebirgsreisen macht, wenn man von den Quellen des Rheins über den Splügen nach Chiavenna und von dort hinauf in jenes höchste Gebirgsthal Graubündtens wandert, von wo man leicht wieder nach Chur zurückkommen kann.

Das Engadin oder das Thal des Inn ist ein großes Längenthal zwischen den engadiner Alpen und denen der Bernina. Es ist von allen Seiten durch ungeheure vergletscherte und mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsstöcke eingeschlossen, welche Italien, das Thal von Ober-

halbstein, Davos, den Prättigau und Tyrol von ihm trennen.

Abgeschnitten von der ganzen Welt durch diese mächtigen Fels- und Eiswälle liegt das Engadin 6000 Fuß über dem Meere, als ein grünes Hirtenthal mit vielen Nebenthälern, wo 10,000 Menschen auf ungefähr 22 Quadratmeilen wohnen.

Unermeßliche Bergwälder von Nadelholz halten die Gebirgsseiten besetzt, und in ihnen lebt viel wildes Gethier, Bären und Luchse; auf den Alpen Gemsen, Munken (Murmelthiere) und selbst Steinböcke. Gletscher und ungeheure nackte Felsmassen wechseln mit herrlichen Matten, auf der Thalsohle aber gedeihen Gersten und Roggen, Erdtoffeln und Rüben. Der Obstbau hat ganz aufgehört und zuweilen erfriert Alles, denn der Winter kommt schnell und die Kälte steigt bis 24 Grad und darüber.

In dies hohe einsame Gebirgsthal kommt so leicht kein Fremder aus bloßer Neugier, dennoch aber ist es in jedem Sommer besucht genug und in den letzten Jahren gab es mehr Gäste als je, denn bei dem Dorfe St. Moritz in Ober-Engadin ist ein berühmter Sauerbrunnen und zu den kalten Bädern im See eilen Viele, die an Lähmungen und Rückenmarkübeln leiden. Es kommt oft vor, daß hier im August schon Alles bereift ist und das Thal voll frischen Schnees liegt, doch die Häuser sind groß und fest gebaut und nur die

übermäßig kleinen Fenster zeigen, daß man die Winterkälte fürchtet.

Eine ganz nordische Flora findet man auf den Alpen, dabei ist die Luft so leicht und trocken, daß Fische und Fleisch Monate lang bewahrt werden können, ohne zu faulen; aber fast noch merkwürdiger als die Natur dieses Hochthals ist der Menschenschlag darin, ein kräftiges, gewandtes Volk romanischen Stammes, das aus den Nachkommen der alten Euganier entsprungen sein soll, die im 6. Jahrhundert einwanderten. Sie sprechen das Ladin und leben zum großen Theil ein Hirten- und Jägerleben, aber viele von ihnen haben den Trieb der Wandervögel. Sie ziehen durch alle Welt, lehren aber nicht alle Heiden, sondern backen für Gläubige und Ungläubige Pasteten und Kuchen, denn eben aus diesem wolkennahen Thale kommen alle die Schweizerconditoren, welche man in sämmtlichen größern Städten Europas und selbst jenseits des Oceans findet. Wie diese eigenthümliche Industrie hier zuerst geweckt wurde, ist nicht nachzuweisen, aber sie ist seit Jahrhunderten den Engadinern eigen und hat ihnen viel Geld schon eingebracht. Ihre vermögenden Männer haben fast sämmtlich den Pasteten zu danken, was sie besitzen, doch merkwürdig genug ist es, daß sie immer wieder in ihr fernes Thal zurückkehren und gewöhnlich dort den Abend ihres Lebens zubringen, wenn sie anderswo auch noch so reich und angesehen geworden sind.

Es ist der größte Stolz eines engadiner Pastelliere, in dem Thale seiner Heimath sich ein prächtiges Haus bauen zu lassen, groß genug, um einen Fürsten mit seinem Gefolge aufzunehmen. Sie wenden unglaublich große Summen, 100,000 Gulden und mehr, daran, Alles recht mächtig und stattlich darzustellen, häufen die theuersten Gegenstände des Luxus darin auf und kommen dann aus der Fremde, oft viele hundert Meilen weit, von Zeit zu Zeit mit ihren Familien auf einige Monate hieher, um bewundert und beneidet bei ihren armen Nachbarn zu wohnen.

Um dies zu können, sind gewöhnlich zwei, drei und mehre Familien zu Compagniegeschäften vereint, die in verschiedenen Städten ihre Bäckereien errichten und großen Gewinn davon haben müssen, denn sie werden Alle reich. Aber sie sind auch äußerst betriebsam, betriebsamer selbst als die Franzosen, sonst wäre es nicht zu erklären, warum alle anderen Nationen diesen Leuten aus dem fernen Erdwinkel eine so einträgliche Industrie überlassen und ihnen erlauben, das Geld aus so vielen Ländern dorthin zu schleppen, um ihre Maulwurfshaufen zwischen den unermeßlichen Domen und Palästen einer wundervollen Natur aufzurichten.

Der Engadiner siedelt sich mit seinem emsigen Fleiß und seiner Kunst in Neapel und in Petersburg, in London, Paris, Wien, Berlin und Neuyork an, aber

mag er noch so reich sein, er bleibt der Pastetenbäcker aus Engadin, ein mäßiger, thätiger, sparsamer, vom Morgen bis zur Nacht fleißiger Mann, der mit der weißen Schürze hinter seinem Kuchentisch steht und seine Gäste mit größter Höflichkeit bedient. Seine einzige Sehnsucht und das Ziel aller seiner Wünsche ist, so weit zu kommen, sich da oben am See von St. Moritz oder sonst wo ein Haus bauen zu lassen, das wo möglich noch größer und schöner ist, als alle, die dort schon stehen, dann hinzureisen, es zu besehen, ein paar Wochen darin zu wohnen und es endlich zuzuschließen, um vielleicht nie wiederzukommen.

Es ist unglaublich, wie viele schöne große Häuser man hier findet, und die meisten stehen wirklich ganz leer, denn ihre Besitzer befinden sich weit fort in den Hauptstädten der Erde hinter ihren Pastetentischen, von denen sie sich wohl in zehn Jahren nicht trennen.

Faßt man zusammen, was ich in kurzen Andeutungen über diesen interessanten Kanton gesagt habe, dessen Natur und dessen Bewohner so viele anziehende Verschiedenheiten bieten, dessen Gebirge und Thäler so voll von großen und erhabenen Wundern der Schöpfung sind und dessen Volksstämme ein so merkwürdiges, träumerisch einsames und uraltes Gemeindeleben fortführen, so sieht man wohl, wie reich der Stoff hier ist, um ein umfassendes Charakterbild zu liefern. Graubündten ist wenig bekannt und die Schweizer selbst wissen nicht

viel davon; es ist ihnen eine beinahe eben so fremde Welt, wie der Kanton Tessin, denn viele Verbindungen giebt es nicht, Handel und Verkehr sind gering und dies Hirtenland in seiner Abgeschlossenheit tief in den Bergen, wo der allergrößte Theil seiner Bewohner in völliger Vereinsamung lebt und stirbt, ist gar nicht geeignet, sich bei den Wirren der Schweiz viel geltend zu machen.

Auf der Tagsatzung haben die Gesandten Graubündtens bisher immer die liberalen Richtungen unterstützt, denn der große Rath hat in seiner Majorität sich für Instruktionen entschieden, die den Ansichten der nationalen Fortschritte im Allgemeinen beitreten. Das Übergewicht der Protestanten und der Bewohner deutschen Stammes, welche jedoch nicht alle Evangelisch sind, verbunden mit den aufgeklärten Männern katholischer Confession, haben dem römischen Priestereinfluß entgegengewirkt, aber ein radikaler Kanton im Sinne von Zürich, Bern, Waadt und Aargau ist Graubündten keineswegs. Seine Demokratie ist so schwer wie möglich; seine inneren Trennungen in so viele kleine Republiken hängen an jeden Schritt ein ungeheures Gewicht; was hat es nicht Alles noch zu thun, um nur aus der Gemeindeherrschaft und aus diesem Wust von Besonderheiten herauszukommen, seine Gesetzgebung zu erleichtern und seiner staatlichen Repräsentation das Übergewicht zu verschaffen. Darüber können leicht Jahr-

hunderte noch vergehen, ehe dies stille Bergvolk das Bedürfniß empfindet, seine Gesellschaftsverhältnisse anders zu ordnen, und ohne dies Bedürfniß, ohne die Erkenntniß und den Drang nach wohlthätigen Reformen, ist es gewiß nicht gerathen, gewaltsam ihm seine alten Rechte zu nehmen. Darum steht Graubündten auch jetzt noch den Kämpfen der Schweiz ziemlich fern und fremd. Seine gebildete Jugend allein fühlt den Vaterlandstrieb zur Schweiz und hat Lust und Eifer für die gemeinsame Sache, sonst aber ist der Particularismus nirgend so groß, wie hier und da nicht nur die Kantonalsouverainität, sondern auch die Gemeindensouverainität jeder Änderung entgegensteht, ist Graubündten ein Landestheil, der am schwersten zu einer Staatseinheit der Schweiz beistimmen würde.

II. Kapitel.

Der Kanton Tessin — Einziger Kanton jenseits der Alpen und mit italienischer Bevölkerung — Sein Entstehen aus erobertem Lande — Sein Verharren bei der Schweiz — Verfassung von 1829 — Revolution von 1839 — Kampf und Flucht der Aristokraten — Die radikale Regierung von 1840 — Fortgesetzter Kampf gegen die zahlreiche Geistlichkeit — Leben des Volks — Ackerbau, Weinbau und Seidenzucht — Armuth des Volks und seine jährlichen Auswanderungen — Bestreben der Priester, die Regierung zu stürzen und den Kanton mit dem Sonderbunde zu vereinigen — Österreichische Hülfe — Politische Eintheilung des Kantons — Seine Verfassung — Bemühungen der Regierung, das Schulwesen zu bessern und das Volk zu bilden — Der Kanton Wallis — Seine Grenzen — Hohe Pässe — Die Simplonstraße — Der große St. Bernhard — Das Thal der Rhone — Bevölkerung des Kantons — Naturverhältnisse — Vergleich mit den norwegischen Thälern — Unterjochung des Volks durch Jesuiten, Mönche und Aristokraten — Geschichte des Landes — Ober- und Unterwallis — Befreiung der Unterwalliser durch die französische Revolution — Das Jahr 1814 — Heftiger Streit zwischen beiden Landestheilen — Die junge Schweiz — Der Kampf im Jahre 1840 — Die Verfassung — Reaktion im Jahre 1844 — Niederlage und Austreibung der liberalen Partei — Herrschaft der Jesuiten, Priester und Junker — Leben des Volks in den zahlreichen Thälern — Trachten — Bodenverhältnisse und deren große Verschiedenheit — Weg von Oberbern über die Gemmi ins Leukerthal — Kandersteg — Regenwetter und dessen Folgen — Die Gletscher und deren Wachsen — Abnahme der fruchtbaren Alpen und des Viehstandes — Abnahme des Baumwuchses — Schwarenbach — Die Paßhöhe der Gemmi — Bad Leuk — Das Torrenthorn — Die Eis- und Schneewüsten der Hochgebirge — Die Lavinen — Die Cretins in Wallis — Der Aletschgletscher — Brienz — Schönheit des Rhonethals — Ruinen — Siders — Politische Zustände — Stellung der Aristokratie zur Geistlichkeit — Weg von Siders nach Martigny — Der Fall der Salenche — St. Moritz — Weg von Martigny ins Chamounithal.

Wenn man den Bernhardin überstiegen hat, erreicht man in vier Stunden Roveredo und befindet sich eine Stunde später auf dem Gebiete des Kantons Tessin, des einzigen Kantons der Schweiz, welcher jenseits der Hauptkette der Alpen liegt, naturgemäß also zu Italien

gehört und dessen Bewohner demnach auch von italienischem Stamme sind und sämmtlich italienisch reden.

Dieser Kanton, wie alle Landstriche im Süden der Alpen, ist auch nur durch Eroberung an die Schweiz gekommen, als in der Heldenzeit der kleinen Hirtenkantone in den Kriegen mit Mailand Uri und Unterwalden sich hier Unterthanen verschafften. Früh den Römern und Galliern unterworfen, gehörten die tessinischen Thäler im 14. Jahrhundert den Viscontis, denen sie Uri und Unterwalden im Jahre 1402 abnahmen. Nach langem Kriege blieben sie bei diesen, welche sie fast 300 Jahre besaßen und größtentheils ziemlich mild beherrschten. Daher blieb auch im Jahre 1798 das Land nach seiner eigenen Wahl, als die französische Revolution es frei machte, bei der Schweiz, erhielt durch die Mediationsakte 1803 den Namen Kanton Tessin und entging dem Schicksale, ein Departement des Königreichs Italien zu werden, durch den Sturz Napoleons, der schon die Einverleibung beschlossen hatte. Auch im Jahre 1814 wurde es als Schweizerkanton anerkannt, von den sich bekämpfenden Parteien durch eidgenössische Waffen befreit und in den folgenden friedlicheren Zeiten der öffentliche Geist so weit entwickelt, daß im Jahre 1829 die Verfassung geändert und freisinnigere Bestimmungen, durch welche das Volk mehr Rechte gewann, eingeführt werden konnten. Im Jahre 1839 aber versuchte die aristokratische Partei, unterstützt von den

Priestern, diese Verfassung umzustoßen, die liberalen Mitglieder des großen Raths zu fangen, zu verbannen oder ermorden zu lassen. Die Freiheit der Presse wurde aufgehoben, die liberalen Vereine zersprengt; allein die Revolution mißglückte. Der Oberst Luvini stellte sich an die Spitze des Volks und verjagte die Aufrührer, welche nach Mailand und Piemont flohen. Von hier aus machten sie im Jahre 1840 einen Freischaarenzug, der von den Pfarrern unterstützt wurde, welche von allen Kanzeln den Bürgerkrieg predigten. Ein Streithaufe drang gegen Locarno, Hauptstadt und Regierungssitz des Kantons, vor, doch schnell sammelte sich die liberale Partei und nach einem kurzen Kampfe wurden die Empörer geschlagen, der gefangene Advokat Rossi erschossen und eine strenge Untersuchung gegen die Betheiligten eingeleitet. Dennoch wurde schon nach einigen Monaten vielen Flüchtigen die Rückkehr erlaubt, nur die Häupter der Partei blieben verbannt und sind noch jetzt in der Fremde, aber keineswegs hat Tessin es gemacht wie Luzern. Die radikale Regierung hat Milde ausgeübt, so viel sie konnte, keine Verfolgungen und Erpressungen, keine ungerechte Urtheile und willkürliche Einkerkerungen sind ihr vorzuwerfen, dagegen hat sie seit dem Jahre 1840 nach allen Kräften versucht, die Volksfreiheit zu schirmen und zu mehren, Aufklärung durch Anlegung von Schulen und Seminarien zu verbreiten, mittelst der Presse das Volk zu belehren und

anzuregen, besonders aber auch die Anmaßungen der Geistlichkeit niederzuhalten, der die Regierung, welche ihr den Schulunterricht entzog und das Volk heraufbilden wollte, ein Greuel war. Wie es eigentlich in den Thälern Tessins steht, ob die radikale Regierung sich auf die Dauer halten kann, ob es ihr möglich sein wird, den Einfluß der Pfarrer zu überwältigen, ob das Volk bildungsfähig genug ist, seine Leiter und Führer zu unterstützen und die Verfinsterung von sich abzuwehren, weiß Niemand in der Schweiz. Man fürchtet sehr, daß die ultramontanen Bestrebungen allzu mächtig und zu wohl unterstützt sein möchten, um nicht endlich dennoch zu siegen, und jedenfalls wird gewiß nichts unterlassen, was irgend das Volk in den Hütten bewegen kann, seine Stimme und die ihm verfassungsmäßig verliehenen Rechte zu benutzen, um die verhaßte Regierung zu stürzen.

Die Priester, Mönche und Nonnen sind dafür unausgesetzt thätig und daß es ihnen noch nicht gelungen ist, offenen Aufruhr anzufachen, beweist wenigstens, daß in einem bedeutenden Theile der Bewohner doch schon gesunder Sinn und Nachdenken genug vorhanden sein muß. Zwei Drittheile der 110,000 Einwohner, welche auf ungefähr 54 Quadratmeilen wohnen, gehören zum Sprengel des Bischofs von Como, ein Drittheil zum Erzbisthum Mailand. Beide Bischöfe haben ihre Vicare und Kanzler im Kanton, dazu kommen die aposto-

lischen Kommissarien und Notare des Papstes, 230 Pfarrer, 420 Vicare und Kapellane, endlich zwölf Mönchs- und neun Frauenklöster, so daß an 1000 Priester und Geistliche hier leben.

Ganz natürlich haben die Geistlichen und Aristokraten an den benachbarten Regierungen des österreichischen Italiens und Sardiniens mächtige Bundesgenossen, denn beiden absoluten Monarchen kann es nicht gleichgültig sein, wenn dicht an ihren Landen, in denen so oft schon Aufstandsversuche gemacht wurden und wo die unruhigen unterdrückten Parteien des jungen Italiens, der Carbonari und anderer politischer Verbrüderungen im Stillen fortleben, die Republik Tessin ihre Bürger, die auch alle Italiener sind, mit Freiheitsgedanken erfüllt und zur Aufklärung führt.

Es hilft da kein Schreien und Spotten gegen das verhaßte Wort Aufklärung, dies bleibt wie es ist, eine Geißel aller Knechtschaft; aber verargen kann man es weder den römischen Priestern, noch den absoluten Herrschern und den Aristokraten, daß sie mit aller Macht es auszurotten streben, und so lange Einfalt und Unwissenheit vorwalten, wird es ihnen auch gelingen, wenigstens Zeit zu gewinnen für die Fortdauer ihrer Reiche.

Tessin ist ein Gebirgsland; nur im Süden, am Lago Maggiore und dem Luganosee verflachen sich die Berge zu Hügeln, indeß tragen doch nur der Gotthard

und wenige andere Bergkuppen ewigen Schnee. So sind auch die Gletscher unbedeutend gegen die auf der Nordseite der Alpen; überall fast ist eine milde Natur vorwaltend, welche auch auf die Menschen insofern zurückwirkt, daß nicht ausschließlich ein Hirtenvolk hier wohnt, sondern in den südlichen Thälern und Hügelketten die Wälder von echten Kastanien, ein ausgedehnter Weinbau, die Zucht der Seidenraupe auf Maulbeerpflanzungen, die Zucht der Granaten, Mandeln, Zitronen und Orangen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung zu mannigfacher Lebensbeschäftigung treiben und sie über ein Volk von Viehtreibern stellen.

Nur im nördlichsten und höchsten Theile des Landes ist die Viehwirthschaft Hauptsache, denn hier sind die Felsen nackt; Nadelholz- oder Lerchenbaumwälder halten die Bergwände besetzt. Ungefähr 60,000 Stück Rindvieh, 70,000 Ziegen und 25,000 Schafe weiden in dem Kanton, aber das Vieh ist bei Weitem nicht so schön, stark und milchgebend, wie in der deutschen Schweiz.

Bemerkt habe ich schon früher, daß die Alpen sich sehr steil und schnell nach Italien in die lombardische Ebene senken, daher ist auch der Lauf der Gewässer ein sehr rascher und die Verwüstungen bei anhaltenden Regengüssen oft noch weit entsetzlicher, als auf der Nordseite.

Von der Mitte des Kantons ab bis an die Seen

hinunter, ist der Boden vortrefflich. Dort eben wird Seidenzucht vorherrschend getrieben und jährlich 40,000 Pfund Seide gewonnen, die den Bewohnern eine Million Lire (der Lire 6½ Silbergroschen preußisch) an Gewinn abwerfen.

Trotz aller dieser mannigfachen Vorzüge ist Tessin doch kein reicher Kanton. Ein großer Theil des Volks ist sehr arm und sehr unwissend, und jedenfalls ist es ein schlimmes Zeichen, daß jährlich wohl mehr als 10,000 Menschen, ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung, auswandert, um in den großen Städten Italiens Brod und Arbeit zu finden. Die Kaminfeger, Lastträger, Kastanienbrater, Kellner, Käsehändler und wandernden Glaser, welche man in Italien antrifft, sind zum guten Theil Bürger der Republik Tessin, die eben nichts besseres anzufangen wissen, um sich am Leben zu erhalten.

Wenn aber die freie Verfassung eine so mäßige Bevölkerung wie diese nicht zu ernähren versteht, so müssen ihr tiefe Übel ankleben, welche theilweis wohl darin fußen, daß eine so zahlreiche Geistlichkeit vorhanden ist, nebst ein und zwanzig Klöstern, denen viel Grund und Boden gehört und deren Bewohner es verstehen, Abgaben und Spenden einzustreichen. Dazu kommen die vielen Festtage der Kirche, ein Übel, woran alle katholischen Länder mehr oder weniger leiden, endlich auch

die Trägheit der Bewohner, welche damit zusammenhängt und in ganz Italien vorherrscht. Von dem emsigen Fleiß, der Sparsamkeit und den häuslichen Tugenden, welche die Schweizer im Norden der Alpen auszeichnen, ist hier eine eben so merkliche Abnahme im Volke zu spüren, wie von der musterhaften Ordnung und dem Reinlichkeitssinn, der so wohlthuend, selbst in ärmlichen Wohnungen, namentlich aber in Gasthäusern den Fremden entgegentritt. Der Schmutz Italiens und die sorglose Unreinlichkeit seiner Bewohner beginnt schon an den Südabhängen der Alpen, das Ungeziefer, welches so manchem Reisenden Italien verhaßt macht, stellt sich als Plage ein, auch giftiges Gewürm, Scorpione und Schlangen finden sich häufig; billiger leben und reisen kann man aber freilich, wenn man sich vor spitzbübischen Gastwirthen zu hüten weiß und zu handeln versteht, was in Italien durchaus nöthig ist.

Natürlich giebt es hier, wie überall in der Welt, viele wackere und ehrenwerthe Leute voll Fleiß und Redlichkeit und was Höflichkeit und Feinheit im geselligen Umgang betrifft, so gehört nicht viel dazu, die deutschen Schweizer auszustechen. — Weinhandel und Seidenhandel, Färberei und Seidenspinnerei beschäftigen viele Familien. Dazu kommt Fabrikation von grober Leinwand und Halbtuchen. Handel mit Töpfergeschirr, Kastanien, Käse, auch Transit- und Speditionshandel über

den Gotthard, der aber bedeutend abgenommen hat, seit die Splügenstraße und die über das Stilfser Joch immer mehr in Ansehn kommen.

Eine eigentliche Aristokratie giebt es in Tessin nicht. Die Leute, welche an der Spitze der Regierungen standen, waren, seit das Land einen eigenen Kanton bildete, Kaufleute, Ärzte, Advocaten u. s. w., die Elite eines Bürgerthums, das sich wohlhabend zu machen gewußt hatte. Aus diesen hervor bildete sich, gerade wie in andern Kantonen, eine herrschende Clique, welche die Rechte ihrer Mitbürger zu schmälern und ihre eigene Gewalt zu verfestigen suchte, dabei aber die ärgste Willkür nicht scheute, die tüchtigsten Männer verfolgte und sich eben so verhaßt wie lächerlich machte. So wurde z. B. einmal eine Commission von sieben Geistlichen eingesetzt um das Kriegswesen des Kantons zu untersuchen und eine andere Commission von sieben Ärzten begutachtete den Brückenbau. Die Gelder des Staats wurden gewissenlos verschleudert. Niemand sah daher eine Verleumdung darin, als der Herausgeber des Republikaners, Herr Franscini, den Präsidenten des großen Raths einen einfältigen Possenreißer nannte, den großen Rath selbst aber mit einem Carnevalsaufzuge verglich, in welchem Narren und liederliche Bursche ihr Wesen trieben. Dieser Artikel gab Anlaß zum Aufstande des Volks. Die Regierung, übermüthig gemacht durch den Sieg der Reaktion in Zürich, nahm eine Reihe Verhaftungen vor,

aber am 4ten December 1839 stürmte das Volk das Zeughaus von Bellinzona, Lugano erhob sich und 4000 Bewaffnete unter Anführung von Franscini und Luvini rückten in Lucarno ein, wo die Regierung auseinander stäubte.

Seit dieser Zeit ist nun Tessin liberal oder radikal, aber wie ich schon bemerkte, es ist zweifelhaft, ob es so bleiben wird. Die Mängel und Gebrechen sind bedeutend, das Volk hinter der Verfassung zurück und die Gegner derselben zahlreich und mächtig. Bei jedem Schritte haben die Tessiner überdies Österreich zu fürchten, dessen gefährliche Nachbarschaft unverkennbar der reaktionairen Partei gute Dienste leistet und den Umtrieben der Priester sicher nicht fremd ist. Melden doch so eben die Zeitungen, daß österreichsche Regimenter sich den Grenzen des Kantons nähern und hält man damit zusammen, wie von Mailand aus die Zeughäuser von Luzern, Schwyz und Uri mit Waffen und Munition versehen werden und welchen Einfluß überhaupt die Politik des Fürsten Metternich auf die Schweiz äußert, so kann man wohl die Befürchtungen der liberalen Partei theilen, daß es darauf abgesehen sei, in Tessin die Regierung zu stürzen und den Kanton dann ebenfalls in den Sonderbund der katholischen Kantone zu drängen.

Nichts ist den Sonderbündlern und ihren Freunden verdrießlicher, als daß bisjetzt zwei katholische Kantone,

Tessin und Solothurn, auf Seite der Radikalen stehen, oder wie sie sagen, mit den Feinden der heiligen Religion gemeinschaftliche Sache machen. In dem kleinen Solothurn wollen alle Intriguen und Verlockungen bis jetzt nicht glücken; Tessin aber giebt bessere Hoffnungen und ist überdies viel wichtiger, denn wenn es zum Sonderbunde gehört, besitzt dieser die Gotthardstraße und die unmittelbare Verbindung mit Mailand; darum wird gewiß alles Mögliche gethan um eine Umwälzung zu Stande zu bringen, die mit Hülfe eines unwissenden, von Priestern bevormundeten, Volks in derselben Weise erfolgen kann, wie sie in Luzern erfolgt ist.

Dem entgegen hat die jetzige Regierung tüchtige und energische Männer aufzuweisen und jedenfalls ist die liberale Partei in den drei Hauptstädten, Bellinzona, Lugano und Lucarno, wie in manchen größeren Orten und Gemeinden im Übergewicht. Es frägt sich nun, ob diese Macht und Ansehn genug besitzen, die Anstrengungen ihrer Gegner zu vereiteln.

Verfassungsmäßig ist der Kanton in 8 Distrikte getheilt, welche 38 Kreise enthalten. Alle Bürger von 25 Jahren üben die politischen Rechte aus; alle sind Soldaten der Miliz. Sämmtliche Vorrechte der Geburt, des Standes u. s. w. sind abgeschafft; die Freiheit der Presse, Freiheit der Person und des Eigenthums vor Willkür, Petitionsrecht u. s. w. sind garantirt. Ein

großer Rath von 114 Mitgliedern repräsentirt die Volkssouverainität und die gesetzgebende Gewalt; ein Staatsrath von neun Mitgliedern (darunter ein Geistlicher) bildet die vollziehende und administrative Behörde. In jedem Distrikt ist ein Gericht erster Instanz aus 5 Mitgliedern bestehend. Der oberste Gerichtshof wird durch das Appellationsgericht gebildet, welches 13 Mitglieder zählt, darunter wenigstens sieben Juristen von Fach. In jedem Kreise ist ein Friedensrichter; jede Gemeinde hat einen Gemeinderath. An der Spitze der Regierung steht ein Landamman, dessen Würde unter den Mitgliedern des Staatsraths monatlich wechselt. Die Amtsdauer ist meist auf vier Jahre festgesetzt.

Man sieht, daß diese Verfassung eine freisinnige und den besten der Schweiz zuzuzählen ist, es kömmt aber hier wie überall darauf an, daß das Volk sie lebendig macht und einsichtig genug ist, sie auch zu seinem Heile zu gebrauchen, was nur der Fall sein kann, wenn es gelingt durch gute Schulen und Tüchtigkeit der Presse es zur Bildung und zum vollen Verständniß seiner materiellen Zustände zu führen, um eine gesellschaftliche Ausgleichung zu Stande zu bringen. —

Der dritte Kanton, welcher die Grenzen gegen Italien bildet, ist Wallis, doch ist er kein Nachbar Tessins, denn zwischen beiden drängt sich das piemontesische Gebiet und die Hochkette der Alpen, auf deren

Kämmen die Scheidelinie hinläuft. Wallis überschreitet nirgend den südlichen Rand der Alpen, es bleibt im Norden derselben und bildet das große Thal zwischen den Kalksteinketten des berner Oberlandes und den walliser Alpen. Durch dies große Thal fließt die Rhone aus dem Rhonegletscher in der Nähe des Gotthards hervor und durchströmt ganz Wallis, bis sie in den Genfer See sich ergießt.

Ein Blick auf die Landcharte zeigt, daß Wallis zu den höchsten Gebirgsländern der Erde gehört, denn nirgend kann man anders hinein als über Hochpässen, mit Ausnahme des unteren Laufs der Rhone, wo der Strom die Grenze gegen die Waadt bildet.

Wenn man vom Gotthard das Urseren Thal durchwandert und über die Furka steigt, erreicht man die Quellen der Rhone. Unter dem blauen, zerklüfteten Rhonegletscher brechen zwei starke Wasserarme hervor, welche brausend durch das enge Thal stürzen und nach Oberwallis hinabfließen. Eine Straße führt am rechten Ufer hin, ich habe jedoch diesen Weg nicht genommen, denn ich stieg die Mayenwand hinauf auf die Grimsel, durchwanderte das berner Oberland, diesen Brennpunkt hoher Naturschönheiten, wie alle Fremden dies thun, stieg dann über die Gemmi nach Wallis hinunter und gelangte durch das Leuker Thal an die schöne Kunststraße, welche von Martigny über Sitten, Siders und Brieg führend, den

Simplon überschreitet und nach Domo d'Ossola zum Lago Maggiore hinabführt.

Bekanntlich hat Napoleon diese Straße gebaut und 18 Millionen Franken darauf verwandt, um seinen Heeren einen fahrbaren, guten Übergang über die Alpen zu sichern, denn außer der Simplonstraße findet man nur noch die Straße über den großen St. Bernhard, welche von Martigny nach Aosta führt und einige noch gefährlichere Nebenpässe. Über den St. Bernhard sind römische Legionen gezogen; hier führten die deutschen Kaiser oft ihre eisernen Geschwader in die Ebenen Italiens hinab, auch Napoleon stieg mit seinen Franzosen hinüber um bei Marengo zu siegen. Er hatte die Schwierigkeiten eines solchen Zuges empfunden, darum legte er die Simplonstraße an, deren Ausführung von den geschicktesten Ingenieuren anfangs für unmöglich gehalten wurde, bis der Kaiser selbst die Gedanken dazu lieferte. Jede Stunde dieser Straße kostete fast 1½ Million Franken. Es mußten 611 Brücken gebaut werden, 7 Gallerien und zwanzig Zufluchtsörter; sechs Jahre lang arbeiteten 20 bis 30,000 Menschen daran.

Was das Genie des außerordentlichen Mannes entstehen ließ, zerfällt aber leider jetzt immer mehr, denn überall hörte ich laute Klagen über den schlechten Zustand des Passes. Die jetzige Regierung des Kanton Wallis thut so wenig wie möglich für Straßenbau über-

haupt, am wenigsten aber für dies gigantische Werk, das jährlich einen Aufwand von mindestens 60 bis 80,000 Franken erfordert, wenn der Schaden, den Lawinen, Bergwasser und Schuttstürze anrichten, gehörig ausgebessert werden soll. Zwar lassen sich die Herren in Wallis einen sehr hohen Straßenzoll bezahlen, aber wahrscheinlich ist er zu hoch für die jetzigen Verhältnisse, denn früher war die Simplonstraße der einzige fahrbare Weg über die Alpen, jetzt sind mehre, bequeme und billigere entstanden und so nimmt der Verkehr dort immer mehr ab, der Transit durch den Kanton schrumpft zusammen, Sardinien aber unterstützt die Straße nicht, weil es seinen eigenen Pässen die Vortheile zuzuwenden sucht; unfehlbar wird sie daher immer mehr verfallen, wenn nicht wichtige Ereignisse sie etwa in bessere Hände bringen.

Das große Thal der Rhone, das mit seinen vielen Nebenthälern den Kanton bildet, ist 40 Stunden lang und bis 16 Stunden breit, es ist das größte Längenthal der Schweiz. Auf beinahe 100 Quadratmeilen wohnen in Wallis 75,000 Menschen, also eine schwache Bevölkerung, indeß darf man nicht vergessen, daß $\frac{1}{6}$ des ganzen Landes aus nackten, öden Felsen, Schnee- und Eisfeldern besteht und ganz unbewohnbar ist.

Wenn man das Rhonethal hinabpilgert, bietet es in seinem oberen Theil meist einen öden, kalten Anblick. Die Thalsohle verengt sich oft, ungeheure Felsenmassen drängen sich wie Querwälle hinein, durch welche

der Strom in wildfluthenden Armen hinabschießt. Man sieht es seinem breiten Bett und den steinigen und sumpfigen Ufern an, daß er oft furchtbare Verheerungen anrichtet. Und wie könnte dies auch anders sein. Von beiden Seiten von den höchsten Gebirgen Europas eingedämmt, ist der Raum im Thale meist kaum eine Stunde breit, höchstens zwei Stunden. Jeder heftige Regen schickt von diesen schneebedeckten Ketten und Gipfeln mächtige Wassermassen in das Rhonebett; aus den vielen Seitenthälern brechen die Bergströme hervor, welche oft mit fürchterlicher Schnelle wachsen und die schrecklichsten Zerstörungen bewirken. So kommt es denn, daß der Fleiß der Menschen hier oft in wenigen Stunden auf Jahre vernichtet wird und an manchen Stellen den Elementen ganz unterliegt. Die Thalsohle wie die Nordseite des Gebirges erscheint daher meist sehr öde und unbewohnt und häufig erinnerte sie mich in ihrer nackten Wildheit, die Seiten mit düstrem Tannenwald bedeckt, aus denen die Felsenkuppen hervorsprangen, an die großen norwegischen Thäler, an Guldbrandsdalen oder an das Thal des Glommen, nur daß hier doch bei aller Wildheit der Alpen eine mildere Natur sich zeigt. Denn an der Südseite liegen auf den Abhängen viele große Gemeinden mit schönen Fruchtfeldern, Wiesen und Gärten. Der Wein zieht an den Hügeln herunter und faßt die Landstraße ein, wo die duftigen Blätter der Wallnuß- und Kastanienbäume dem Wandrer

Schatten geben. Da stehen Kirchen und Klöster, da liegen auf der Thalsohle selbst Schlösser und Landsitze und Städte, und wo wir düstre Schluchten sich öffnen sehen, aus denen ferne Gletscher und Eisfelder hervorschauen, sagt uns häufig der Führer, daß dort in den Querthälern guter Wein wächst und wohlhabende Hirten und Bauern wohnen.

In Norwegen wächst in den Hochgebirgsthälern nur die kühne Bergtanne und nirgend steht ein Dorf, viel weniger eine Stadt; nirgend ist ein Haus von Stein zu finden, aber glücklicher Weise auch kein Kloster und kein Junkerhof. Hier in Wallis haben die alten, adligen Herren dagegen noch viele große Besitzungen und die Priester ihr eigentliches Eldorado, denn kein Land der Schweiz ist ihnen so ganz unterworfen wie dies und keinen Volksstamm haben sie so verknechtet, wie den Walliser, der so treffliche Eigenschaften und natürliche Anlagen besessen hat.

Nichts kann lehrreicher sein, aber auch nichts trauriger, als die Geschichte dieses Landes, das einen schrecklichen Beweis für die Wahrheit der Anklage liefert, daß religiöser Fanatismus und Pfaffentrug alle geistigen Kräfte eines Volks nach und nach zu tödten vermögen, und es ihm geht wie dem edlen Baum, der, mit giftiger Lauge bespritzt, in faule Trümmer zerfällt, aus denen Giftpilze aufsprießen. Ein freiheitsliebendes, glückliches und mit geistiger Kraft ausgerüstetes Volk ward hier von Bischöfen, Pfarrern, Jesuiten, Kapuzinern und

Junkern so lange bearbeitet, bis es erstickt zu ihren Füßen lag. »Eine tiefe Nacht,« sagt ein neuer Schriftsteller, »liegt auf dem Thale der Rhone, von dem jeder Schimmer von Kultur und Aufklärung jetzt entfernt und das ganze frühere geistige Leben des Volks unterdrückt worden ist. In Jesuitenschulen werden die Jugend und die Magistrate erzogen, Niemand darf außer Landes gehen, um zu studiren oder seine Kinder auf fremde Schulen senden. Von jung auf wird Generation nach Generation zum blinden Gehorsam gegen die Geistlichkeit und deren Befehle gewöhnt.«

In größeren Staaten würde eine solche Verknechtung des Volkes nie möglich sein, und wie arg auch die Priestermacht in Spanien, Italien und anderen Ländern noch immer gefühlt wird, sie hat der Aufklärung des Jahrhunderts doch zum Theil weichen müssen. Selbst in Rom kann der Papst den Geist nicht so unterjochen, wie die römischen Priester in Wallis, Luzern und Freiburg es gethan haben. Das ist der Fluch dieser kleinen Republiken in der tiefen Abgeschiedenheit der Gebirgswinkel Europas, fern von Industrie und belebenden Kräften, daß ihre rohen Hirten und Ackerbauer der Zeit nicht folgen konnten und überall in ihren Entwicklungen stehen geblieben sind. Ist das eine Freiheit zu nennen, die, aller Kultur entbehrend, armen und unwissenden Bauern anklebt, deren verdumpftes Gehirn gedankenlos und abergläubisch den Pfaffen und

Junkern sich überliefert und zu fanatischen Werkzeugen dieser gebietenden Herren sich herabwürdigen läßt?! In absoluten Staaten weiß der Monarch sein Ansehn zu bewahren, und wenn er sich mit Adel und Priestern verbündet, hat er doch immer noch vielfache Rücksichten auf alle Volksklassen zu nehmen, auch sich selbst zu bewahren, seine Regierung, seine Beamten, seinen Staatsorganismus, und er wird sich sehr hüten einen Priesterstaat aufwachsen zu lassen. In Österreich wurde der edle Kaiser Joseph in sein vorzeitiges Grab gelegt, aber viele seiner Einrichtungen blieben und die Priesterschaft muß sich dort jetzt in manchen Dingen fügen, gegen welche sie in der Schweiz ein Zetergeschrei erhebt. In Österreich, selbst im lombardischen Königreiche, kann kein Priester eine Schule errichten oder an einer Anstalt lehren, der nicht als Lehrer geprüft wurde; in Wallis sind die Schulen alle ohne Ausnahme in den Händen der Jesuiten und Kapuziner, und erst vor ein paar Jahren hatte der Chorherr von Rivaz die Unverschämtheit zu sagen: Nur der Clerus könne und dürfe den Unterricht der Jugend leiten, jede Einmischung des Staates, jede Oberaufsicht, Rechenschaftsforderung oder Vorschrift sei ein Frevel gegen die Rechte der Kirche und darum gegen Gott und dessen Gebote.

Die alte Geschichte des Landes Wallis beweist, daß in früherer Zeit das Volk von ganz anderer Kraft beseelt war. Deutsche Stämme hatten es inne, die von den

Römern besiegt wurden, deren große Heerstraße über den St. Bernhard an den lemanischen See führte. Die Städte in Wallis waren römische Lager. Im 5ten Jahrhundert eroberten es die Burgunder, dann kam es an die Franken, endlich im 11ten Jahrhundert ans römische Reich und während dieser Zeit und später bildete sich Adels- und Bischofsmacht aus. Die Grafen von Savoyen kämpften darum; Freiherren, Barone, namentlich die mächtige Familie Raron bedrückten das Land, bis gegen den Landeshauptmann von Raron der Sturm des Volkes losbrach. Seine feste Burg bei Siders und alle seine Schlösser wurden 1419 niedergebrannt und nach blutigem Kampfe, selbst gegen Bern und die Eidgenossen, ward 1420 die Freiheit erobert. Im Jahre 1474 schloß Wallis einen ewigen Bund mit Bern, 1474 eroberte es mit Berns Hülfe das Unterwallis, d. h. das Rhonethal von Sitten ab bis zum lemanischen See, und bis zur französischen Revolution blieb dies ein Unterthanenland, das von Oberwallis beherrscht wurde. Die Franzosen drangen 1798 in Oberwallis ein, Unterwallis schloß sich den Befreiern jubelnd an. Die Oberwalliser, von ihren Priestern begeistert und von dem Adel angeführt, kämpften mehr als einmal, unterstützt von den Österreichern, mit Heldenmuth gegen die Neufranken, aber es ging ihnen wie den Männern von Uri, Unterwalden und Schwyz. Sie wurden besiegt, 800 lagen erschlagen und die Feinde wüthend über ihre Verluste und

die grausame Behandlung ihrer Verwundeten und Gefangenen, übten ein fürchterliches Vergeltungsrecht.

Es ist bemerkenswerth, daß trotz allen Umwälzungen, welche die französische Revolution in der Schweiz hervorbrachte, doch gerade da, wo es am blutigsten herging, sie am wenigsten dauerhafte Folgen bewirkte, weil Priester und Jesuiten sie besiegten. Die Schüler des heiligen Ignaz kamen schon im Jahre 1592 nach Wallis und begannen den Kampf gegen den Protestantismus, der in das Land gedrungen und dem viele angesehene Männer anhingen. Endlich im Jahre 1626 wurden sämmtliche Protestanten durch Beschluß der Landesgemeinden vertrieben. Die Jesuiten wurden vom Landrath anerkannt, kein Protestant wurde mehr geduldet und seit dieser Zeit sank die Bildung Schritt für Schritt.

Oberwallis sprach von je an deutsch; die Sprache von Unterwallis ist ein Gemisch von fränkischen, lateinischen, burgundischen und deutschen Worten. In den Städten aber bildete sich die französische Sprache aus und erlangte in neuerer Zeit ein solches Übergewicht, daß die höhere Klasse in Oberwallis nun ebenfalls französisch spricht und Viele kein Deutsch mehr verstehen, obwohl das Volk in den Thälern von Siders hinauf bis zu den Rhonequellen nur Deutsch redet, und zwar ein sehr alterthümliches und nach den verschiedenen Thälern so vielfach abweichendes, daß Sprachforscher hier die anziehendsten Studien machen können.

Das französische Unterwallis beugte sich mit geheimem und wachsendem Groll unter die Herrschaft seiner Überwinder. Man theilte Wallis in das Land nied und ob der Morge. Nied der Morge, Unterwallis, wurde von Landvoigten und Beamten regiert, ob der Morge, Oberwallis, zerfiel in 7 Zehnten mit völlig demokratisch freien Gemeinden, welche durch Zehntenrath und Zehntengericht ihre politische Verbindung empfingen. An der Spitze des ganzen Landes stand der Landrath, gebildet aus den Boten der sieben Zehnten und dem Bischof von Sitten, der die Stimme eines Zehnten hatte. Aber der geistliche Oberhirt ging allen anderen Landeshäuptern voran, besaß Münzrecht und Begnadigungsrecht und übte die meiste Gewalt im Lande. Steuern bezahlte das Volk gar nicht. Zölle vom Transit, Eingangsgebühren und die Einkünfte von Unterwallis erhielten den Staat.

In diese Zustände drang die französische Revolution, welche Niederwallis frei machte und ihm Rechtsgleichheit gewährte. Beide Theile vereinten sich zum gemeinsamen Staat, aber die Oberwalliser meinten es nie aufrichtig. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß Unterwallis ihr beherrschtes Land gewesen sei, und unglücklicher Weise gestattete Napoleon, der 1802 eine eigene Republik aus dem Kanton gebildet, 1810 aber es als Departement des Simplon zu Frankreich geschlagen hatte, die Rückberufung der vertriebenen Jesuiten, welche sich sehr still verhielten, so lange die Kai-

ferherrschaft bestand, mit der Reaktion 1814 aber um so verderblicher sich erhoben.

Das französische Unterwallis hatte in jener Zeit sich geistig mehr geregt als Oberwallis. Viele Unterwalliser fochten in französischen Kriegsdiensten, hatten die Welt gesehen und kennen gelernt und sich den neuen Ideen lebhaft angeschlossen. Jetzt bestrebte sich die Junkerkaste der Oberwalliser, verbunden mit Jesuiten und Priestern, die alte Demuth und Unterjochung herzustellen. Die Parteien rüsteten sich, Oberwallis forderte seine alten Unterthanen zurück und ohne die Vermittlung der fremden Mächte wäre es zum offenen Kampfe gekommen. Der Congreß in Wien befahl nun zwar, daß Unterwallis frei und gleich sein sollte, aber er stellte doch kein wahres Gleichheitsverhältniß her. Er theilte das Land in 13 Zehnten, von denen 6 auf Unterwallis, 7 auf Oberwallis kamen, und verordnete, daß jeder Zehnten vier Stimmen auf dem Landtage haben sollte. Der Bischof von Sitten erhielt ebenfalls 4 Stimmen und somit waren die Oberwalliser im entscheidenden Vortheil, was gar nicht zu der Volksmasse stimmte, die in Oberwallis 32,000, in Unterwallis dagegen 43,000 Köpfe betrug. So wurde auch der Staatsrath, der eine überwiegende Macht besitzt, aus 3 Oberwallisern und nur 2 Unterwallisern gebildet. Die Erziehung wurde den Collegien Brieg, Sitten und St. Moritz überwiesen, von denen zwei von Jesuiten und das letzte

von anderen Mönchen besetzt wird, es konnte daher an wachsenden Reibungen, Vorwürfen und allgemeiner Unzufriedenheit nicht fehlen.

Jesuiten, Junker und Priester suchten das Land in die religiösen Wirren der Schweiz hineinzuziehen, namentlich zum Anschluß an den Sarnerbund zu bewegen; ihnen entgegen aber bildete sich in Unterwallis ein Bund freisinniger Männer, zu dem sich vorzugsweise die Jugend aus den Städten schlug und welcher daher den Namen »die junge Schweiz« empfing. Seine Gegner schaarten sich ebenfalls zu einem Bunde »die alte Schweiz« zusammen, aber alle Intriguen und Vorkehrungen hinderten nicht, daß 1839 eine Petition an den Landrath gelangte, in welcher Unterwallis oder die junge Schweiz eine Verfassungsrevision forderten. Jetzt predigten die Priester von allen Kanzeln gegen die Volksverführer, als deren Haupt der Dr. Barmann, ein junger talentvoller Advokat aus Martigny, angesehen wurde. Die Preßfreiheit, so riefen sie, liefere die heilige katholische Religion in die Hände der Verderber und die geforderte Unterdrückung der vier Stimmen des Bischofs sei ein Verrath an Recht und Ehre.

Die Tagsatzung suchte den Streit der erbitterten Parteien zu vermitteln, welche mit der Hand am Schwert sich gegenüber standen, aber wie in der ganzen übrigen Schweiz, so brachte auch die schmähliche Reaktion in Zürich der liberalen Partei in Wallis Verderben. Die

schon gefaßten Beschlüsse der Tagsatzung, welche Niederwallis Recht gaben, wurden aufgehoben und widerrufen, neue Commissionen eingesetzt und dazu Männer gewählt, welche entschiedene Gegner der Freiheit waren, so daß der damals noch liberale Herr Baumgartner von St. Gallen in seinem Journal die Tagsatzung des gewissenlosesten Frevels an Vernunft und Freiheit beschuldigte und sie eine aristokratische Fratze nannte, zu welcher sie sich durch Bluntschli und dessen Genossen herabwürdigen ließe.

Als die Unterwalliser sahen, daß sie nichts mehr zu hoffen hatten, griffen sie zu den Waffen, besiegten am 22. Mai 1840 die Oberwalliser, welche ihre eigenen Anführer ermordeten und setzten dann die neue Verfassung ein, welche mit vieler Mäßigung nichts bezweckte, als Gleichheit der beiden Landestheile, dabei aber den Priestern und Jesuiten zu Leibe ging, ihre Immunitätsrechte angriff und die Leitung des Unterrichts ihnen zu entziehen suchte. Ein Gesetz darüber und eines, welches die Geistlichkeit zur Besteuerung ihrer Güter heranzog, forderte die Priester zum Kampf auf Tod und Leben heraus. Pfarrer, Mönche und Jesuiten durchzogen das Land und ließen das ihnen ergebene Volk schwören zur Vertheidigung der heiligen katholischen Religion sich in Masse zu erheben, sobald seine geistlichen Hirten es begehrten. Ein Reaktionscomité leitete die Bewegung von Sitten aus, dessen

Bischof selbst ein Jesuitenschüler war. Geld lieferte die Congregation in Lyon und welcher Zusammenhang mit den römischen Umtrieben in der katholischen Schweiz hier überhaupt obwaltete, bewies, daß plötzlich der Staatsschreiber Meyer aus Luzern in Wallis erschien, derselbe, den ich schon früher geschildert habe, und welcher sich später rühmte, daß er zumeist zu dem verrätherischen Überfall beigetragen, durch welchen die liberale Partei besiegt und zersprengt wurde. Denn nachdem man die Jungschweizer mit allen möglichen Verleumdungen gebrandmarkt und von den Kanzeln herunter geächtet, nachdem man Meuchelmörder gegen sie ausgesandt und Gewaltthaten gegen ihre Familien geübt hatte, sammelte sich der Landsturm von Oberwallis unter Anführung eines gewissen Wilhelm von Kälbermatten, welcher früher Offizier unter den Schweizertruppen Karls X. gewesen war. Die allzuleichtgläubigen Anführer der Unterwalliser ließen sich mit Friedensversicherungen täuschen; plötzlich aber, am 4. Mai 1843, fiel diese Nobelgarde über sie her, ermordete Alles, was in ihre Hände gerieth, jagte den Rest aus dem Lande, confiscirte ihr Vermögen und warf die Verfassung um.

Seit dieser Zeit sind Junker und Priester wieder die unbestrittenen Meister in Wallis. Das ganze Volk ist in ihren Händen und schwerlich wird es so bald daraus entkommen, denn nicht allein schützt die Verfas-

sung ihre Macht, der erstarrte Sinn des Volks thut dies noch weit mehr. Von Volksunterricht ist nicht die Rede und in den Collegien wird die Jugend für Jesuiten- und Priesterverehrung abgerichtet. Dort wird ihr nur gelehrt, was sie wissen soll, um brauchbare Werkzeuge der Priesterherrschaft abzugeben, mit der die Aristokratie eng verbunden ist, denn manche Glieder derselben haben die Chorherrnstellen inne und ihre Vortheile gehen gemeinsam, obwohl die Geistlichkeit am meisten dabei gewonnen hat. Gerechtigkeit, Freiheit und Kultur sind verloren gegangen bei der Verfassung vom 14. September 1844, sagt Kasimir Pfyffer in einer Schrift über diese Ereignisse, nur die Kirche hat gewonnen und die Priester sind Herren und Gebieter des Volks von Wallis geworden.

Diese Verfassung läßt wirklich nirgend einen Funken wahrer Freiheit gedeihen, weil das Volk gänzlich unfrei ist. Sie ist im Namen des Allmächtigen gegeben, aber wie wird dieser Name gehöhnt! Protestanten werden nicht geduldet, die katholische Religion allein darf ausgeübt werden; wenn Ketzer sterben, soll man sie außerhalb der Kirchhöfe einscharren. Es ist wunderbar genug, daß in der Schweiz, die zum größten Theile protestantische Bewohner hat, solche Gesetze vorkommen können. Dabei wollen die Schweizer ein Volk sein und schwärmen für ein gemeinsames Vaterland, während Haß und Verachtung, entsprungen aus der gräulichsten Unduldsam-

keit und Rohheit, die kleinen Staaten in manchen Beziehungen schärfer von einander trennen und sie den Nachbarn und Fremden verschließen wie China. In den ganz protestantischen Kantonen haben die Katholiken doch allen Schutz, auch Wahlrechte, und Niemand wird sie ausstoßen, weil sie katholischen Glaubens sind, aber in der katholischen Priesterlehre ist Unduldsamkeit, Verfolgungs- und Bekehrungswuth der Grundpfeiler des Baues, und wenn die Protestanten es anders machen, geschieht es ihrer Meinung nach nicht aus größerer Liebe, Einsicht und Milde, sondern weil sie demüthig sich vor dem wahren Glauben beugen.

Die Eintheilung in Zehnten ist in der neuen Verfassung des Kanton Wallis beibehalten worden. Jeder Zehnten schickt auf 1000 Seelen einen Abgeordneten in den großen Rath, die Geistlichkeit zwei Repräsentanten. Der große Rath erwählt den Staatsrath aus allen Bürgern, auch die Mitglieder des Oberappellhofes und des Centraltribunals. Der Staatsrath hat das größte Übergewicht. Er kann verhaften lassen, absetzen und suspendiren. Im Jahre 1844 wurden alle liberalen Großräthe abgesetzt und durften nicht wieder gewählt werden. Der große Rath soll die gesetzgebende Gewalt sein, aber das Referendum ist beim Volke, daher ganz in den Händen der Priester und gute Gesetze werden damit zur Unmöglichkeit. Die neuen Gesetzbücher sind abgeschafft, die Trennung der Gewalten aufgehoben, die Immunitäts-

rechte, d. h. die Steuerfreiheit der Geistlichkeit, im weitesten Sinne anerkannt, denn kein Geistlicher zahlt einen Pfennig, obwohl der Bischof allein 13,000 Gulden Jahreseinkünfte besitzt.

An der Spitze jedes Zehnten steht ein Zehntenrath, der mit dem Staatsrathe in Verbindung steht. Jede Gemeinde hat einen Richter erster Instanz, der Kastellan (châtelain) genannt wird; jeder Zehnten hat einen Appellhoff und ein Criminal- und Corrections-Gericht. Der Oberappellhof ist die höchste Instanz für alle Prozesse; das Centraltribunal richtet nur über Preß- und politische Vergehen. Aus dieser ganzen Verfassung sieht man, daß Alles aus ihr gemacht werden kann, daß aber ein unwissendes und rohes Volk, gerade wie in Luzern, sie nur zu gebrauchen wissen wird, um die Befehle seiner Beichtväter und Pfarrer zu erfüllen, welche diese gutmüthigen Bergbewohner seit Jahrhunderten um Geschichte und Zukunft betrogen haben.

Und doch ist Wallis in früherer Zeit so oft rühmlich genannt worden, als bewohnt von einem verständigen, aufgeweckten, muthigen und freiheitsstolzen Volke; doch hat es auch in jüngster Zeit manche Männer erzeugt, welche die Schmach ihres Vaterlandes tief empfanden, nach Besserung und Erhebung strebten, dafür aber jetzt vertrieben von der mütterlichen Erde als Flüchtlinge und Verbannte in der Fremde umherirren. Das Thal der Rhone, welches jährlich von so vielen

Reisenden durchzogen und durchwandert wird, scheint auch kaum ein Ort zu sein, wo die Menschen ganz unwissend und roh bleiben könnten. Martigny, Sitten, Siders, Brieg sind Städte, in welchen doch ein höheres Gemeindeleben sich gestalten kann und wirklich sind auch diese Sammelplätze des Menschenlebens, namentlich Martigny und Sitten, die Träger der Bewegung gewesen. Aber Handel und Gewerbe sind in Wallis doch immer auf der untersten Stufe geblieben. Die reichen alten Familien auf ihren großen Landsitzen haben stets ein gewisses Übergewicht behauptet und in den vielen unbesuchten oft fast unbekannten Seitenthälern und einsamen Gebirgsschluchten drang die Zeit niemals befruchtend und beleuchtend ein.

In wohl hundert und mehr größeren und kleineren Thälern leben in diesem Kanton die Menschen zerstreut und kümmern sich Jahr aus Jahr ein wenig oder gar nicht um ihren gemeinsamen politischen Zusammenhang. Was haben arme Hirten, Grasmäher oder Gemsenjäger nach einer Verfassung und verfassungsmäßigen Rechten zu fragen? Wenn man sie in Frieden läßt, kümmert die Welt sie nicht, von der sie selten oder nie etwas erfahren. Es giebt verborgene Thäler am Mont-Rosa, am Matterhorn und in der Hochalpenkette, deren Bewohner fast nie ins Rhonethal hinabstiegen, wohin nie ein Fremder gelangt und deren Trachten und Gestalten, wie aus einer unbekannten Welt stammend, angestaunt

werden, wenn einmal Einer oder der Andere in Sitten oder Martigny erscheint.

In einigen Thälern haben die Weiber ganz dieselbe Tracht, wie die Männer, so daß die Geschlechter schwer zu unterscheiden sind; in anderen steckt die ganze Bevölkerung in einer Art faltiger unförmlicher Säcke, die am Halse zugezogen werden; von dieser Gattung sah ich selbst ein paar Exemplare. Wieder Andere sehen in ihren Schooßjacken und breitgekrämpten spitzigen Strohhüten den Italienern ähnlich, während ihre Nachbarn in dicken Frieswämsern oder in braunen Callicohemden einen ganz verschiedenen Anblick gewähren.

Und so ist ist es auch mit der Natur beschaffen, deren ungemeine Verschiedenheit in Erstaunen setzt. Hier gedeihen in südlichen Thälern Citronen und Mandeln, hier reift süßer schöner Wein, Muskateller, welcher dem feinsten spanischen nichts nachgiebt, dort kann Hafer und Gerste kaum fortkommen und an anderen Stellen bleibt jede Frucht aus. Nur Matten und Weiden läßt der spät schmelzende Schnee begrünen und weist die Bewohner allein auf Ziegen-, Schaf- und Rinderzucht. So wird auch in dem einen Thale schon im Mai geerndtet und bei den Nachbarn im October. Es kommt Alles darauf an, wie hoch das Thal liegt, welche Sonne es hat, wie geschützt es vor rauhen Winden ist und welchen Natureinwirkungen seine Abhänge ausgesetzt sind. Über ihnen thronen dann die

hohen nackten Alpenstöcke mit ungeheuren Schnee- und Eisköpfen, zwischen denen schimmernde Firnen meilenweit sich in Wüsten ausdehnen, wo jedes Leben stirbt. Käme ich noch einmal in die Schweiz, ich würde vorzugsweise Graubündten und Wallis bereisen. Damit hätte man hinlänglich wenigstens einen vollen Sommer zu thun und wenn es glücken sollte, müßte es ein langer, heiterer und warmer Sommer sein. Davon sind zwar alle Reisen in der Schweiz abhängig, doch vor allen in diesen Hochgebirgen, wo kein Fortkommen möglich ist, wenn der Südwestwind seine Regen und Nebel darüber ausschickt. Die Wahrheit meiner Worte habe ich hinlänglich selbst empfunden als ich von Oberbern über die Gemmi nach Wallis ging. Ich hatte in Bern eine ganze Woche lang auf besseres Wetter gewartet und entschloß mich endlich auf gut Glück einen zweifelhaften Tag zu benutzen, um mit der Post nach Thun zu fahren und von dort nach Fruttigen zu wandern. Bald aber folgte ein Regenschauer dem anderen und von dem schönen Thal der Kander sah ich so gut wie gar nichts, denn es lag unter den dichtesten Nebel- und Wasserschleiern. Von Fruttigen bis zum Wirthshause auf dem Kandersteeg, zwei starke Schweizerstunden bergauf, ging ich unter dicht herabströmendem Regen, gegen den kein Schirmen half. Die Bergwasser stürzten herab, überschwemmten und zerrissen die Straße, und zuweilen bis ans Knie in der Fluth mußten die breiten Bäche

durchwatet werden. Endlich war ich im Wirthshause, triefend vor Nässe; doch hier saß ich zwei Tage lang fest. Das Wetter hielt an, es war nicht vor- nicht rückwärts zu kommen. Das ganze Thal stand in Wasser, tiefe Löcher waren aufgewühlt und die Glocke in der kleinen Kirche neben dem Hause schickte vom Morgen bis Abend ihren wimmernden Hülfsruf durch das Thal, die Bewohner herbeizuladen, um die Bergströme zu dämmen, welche ihre Ufer durchbrochen hatten und Schutt und Gerölle über die Matten wälzten.

Das war eine lange mühselige und doch vergebliche Arbeit, der ich unter dem Vordach sitzend zuschauen konnte, während aus Süden sich immer neue düstere Wolkengebilde über das Doldenhorn und dem Fisist wälzten, ungeheure Wasserfälle von den Felsengipfeln stürzten, welche sich mit dichtem Schnee bedeckten, und der Muttergletscher in seiner schmutzigen Bläue dann und wann aus den Nebeln hervortrat.

Zwei Tage in gänzlicher Einsamkeit zuzubringen, ohne einen Fuß aus dem schlechten Wirthshause setzen zu können, wo man überdies so theuer lebt und artig geprellt wird, wie irgendwo im Lande, ist eine harte Geduldsprobe. Gern hätte ich mich davon gemacht und wäre mitten im Regen die Gemmi hinaufgestiegen, aber der alte schlaue Wirth im Kandersteeg wollte mir weder Pferd noch Führer geben.

Es ist unmöglich sagte er, Ihr müßt Unglück haben,

Mann, denn oben liegt Alles voll Schnee. Kein Pferd kann da jetzt hinauf und kein Führer ist bei solchem Wetter zu finden, mögt Ihr bieten was Ihr wollt.

Die Wahrheit war, daß er mich nicht so schnell aus seinen Händen lassen wollte, denn als am zweiten Tage ein Hirt aus dem Gasterthale heruntergesprungen kam, der die Bewohner warnte und ihnen meldete, der See dort oben sei bis zum Überlaufen voll und werde herunterbrechen, wenn es noch einen Tag beim Regnen bleibe, war der alte Mann eben so besorgt mich fortzuschaffen, wie er sich bisher meiner Abreise widersetzte. In einer halben Stunde hatte ich einen Führer, der mein Gepäck mit einem Riemen um seine Stirn schnallte und raschen Schrittes ging es mitten im fallenden Regen die Bergwand hinauf, begleitet von fliehenden Thalbewohnern, welche Kinder und Betten aus ihren überschwemmten Wohnungen in die Sennhütten auf den Alpen trugen.

Das Kanderthal blieb vor Untergange bewahrt, denn der Regen hörte eine Stunde später auf und der See im Gasterthale brach nicht herunter, aber die ältesten Leute erinnerten sich doch solcher Verheerungen nicht und ganz Oberbern hatte argen Schaden gelitten, wovon die Zeitungen trübe Nachrichten genug brachten. Schön ist es, wie in der Schweiz bei solchen Gelegenheiten das Mitgefühl sich zeigt; wie Nachbarn und Freunde zur Hülfe herbeikommen, wie Sammlungen

veranstaltet werden und die thätigste Theilnahme in Nähe und Ferne sich regt. Felsbergs entgegengesetztes Beispiel ist ein ziemlich vereinsamtes; aber Wassernoth ist ein Übel das die meisten Schweizer aus Erfahrung kennen und was sie daher auch zumeist mild und wohlthätig macht. Als ich im Rheinthal war, machte der hochgeschwollene Strom eben eine mächtige Anstrengung, den achtunddreißigsten deutschen Bundesstaat, das Fürstenthum Lichtenstein, mit Mann und Maus zu verschlingen. Er wühlte sich ins Land, bildete einen neuen Arm und würde seine Verheerungen wer weiß zu welchem Äußersten getrieben haben, wären die Schweizer aus ihren gesicherten Gemeinden nicht über den Strom gekommen, um den Unterthanen des deutschen Herzogs kräftig und wacker zu helfen.

Zum Reisegefährten im Kanderthale hatte ich einen Prediger gehabt, einen freundlichen unterrichteten Herrn, der mir trotz Regen und Wind von dem Leben seiner Gemeinde Mehres mittheilte und von der Natur der Gebirge Vieles erzählte, die er rund umher genau kannte. Was Alle die hier wohnen versichern, bestätigt auch er, daß nämlich die Gletscher und Eismassen der Alpen im fortgesetzten Zunehmen sind, der Weidereichthum dagegen im gleichen Maße geringer wird und manche Thäler, welche im vorigen Jahrhundert noch zahlreichen Heerden Nahrung gaben, jetzt kaum für einige Stücke Vieh hinreichen.

So erzählte er mir, daß im Gasterthale, wo vor einem Jahrhundert 5 bis 600 Kühe sömmerten und vor fünfzig Jahren wenigstens noch die Hälfte davon zur Weide gingen, jetzt kaum 70 ihr Futter finden. Ganz ähnlich sieht es in andern Thälern aus und gleiche Klagen hörte ich von Hirten an der Funka und in Graubündten. Die Eis- und Schneemassen nehmen zu, die Gletscher dringen tiefer in die Thäler und füllen diese mehr und mehr aus. Die Wärme nimmt ab, der Boden versumpft und verdirbt, aber was ist die Ursache? Steigen die Alpen von unterirdischem Feuer getrieben langsam höher auf, was bei den Kalksteingebirgen wohl denkbar wäre, oder liegt die Veränderung des Klimas mehr in zufälligen Ereignissen, welche vorübergehender Natur sind? So viel ist gewiß, daß an vielen Orten, wo sonst Bäume wuchsen, jetzt keine mehr fortkommen, und selbst wo jetzt ewiges Eis liegt, die Wurzeln mächtiger Stämme tief im Grunde ruhen. Auch das ist merkwürdig, daß in manchen Thälern zwar noch hohe Nadelholzbäume die Seitenwände besetzen, allein sie sterben nach und nach ab und keine Mühe ist im Stande einen jungen Nachwuchs aufzuziehen. So steht im Urseren Thale noch eine kleine Zahl Bergtannen die Suwarow übrig gelassen hat, doch sie vermehren sich nicht, und wenn man von der Wengernalp am Fuße der Jungfrau nach Grindelwald hinuntersteigt erblickt man zur Linken eine Menge absterbender Fichten, deren

schwarzes Gezweig fast eben so gespenstisch aussieht, wie die Fichten am Altenfjord in Norwegen, jenseit des Polarkreises. Auch an der Wengernalp hat man sich Jahre lang vergebens bemüht den Baumwuchs zu fördern. Er kommt nicht mehr dort fort; erst drei oder vierhundert Fuß tiefer sprießt der Wald fröhlicher auf und man sieht es ihm an, daß er Lebenstriebe in sich trägt.

Von Kandersteeg über die Gemmi nach Leukerbad in Wallis sind sieben harte Stunden, aber der Weg ist durchaus gefahrlos und wenigstens auf der Berner Seite nicht allzu beschwerlich. Durch das Gasternthal geht auch ein Paß über den vergletscherten Lötschenberg ins Lötschenthal hinunter; der ist jedoch weit wilder und unwegsamer, obgleich man in neuester Zeit Pläne gemacht hat ihn zu einer fahrbaren Straße umzuschaffen. Der Gemmipaß ist nur für Saumrosse geeignet, welche oft genug mühsam über die Felsenstufen und Steinlager emporklettern müssen. Es sind durchgängig elende Pferde hier und in Wallis ist das oft noch ärger; die sogenannten Maulthiere auf denen man von Martigny über den Col de Balme oder die Tete noire nach Chamouny reitet, sind höchst unsichere, alte und schlechternährte Thiere. Wie vermißt man hier das muthige kluge und unermüdliche norwegische und schwedische Pferd, aber was würde diese starke Bergrasse helfen, wenn man sie in die Hände gewinngieriger Wirthe

und Bauern gäbe, welche den Thieren so wenig wie möglich an Nahrung reichen und so viele Arbeit wie möglich aufbürden. In Norwegen ist es oft eine Lust zu sehen, wie die muthigen schönen Thiere auf den Bergweiden umherschweifen und nie habe ich eine Furcht empfunden, wenn ich auf ihrem Rücken dicht an den fürchterlichsten Abgründen hinstreifte. Auf den steifen alten stolpernden Thieren in der Schweiz ist dagegen Niemand seines Lebens sicher. Der Wirth auf dem Kandersteeg ist übrigens berüchtigt wegen seiner elenden Gäule und der Prellereien, die er damit treibt; wenn aber in Bern einmal eine Regierung kömmt die durchgreifende Ordnung zu schaffen versteht, wird sie sich auch der Reisenden annehmen müssen, und den unverschämten Gastwirthen durch eine feste billige Taxe das Handwerk legen. Darin aber sind sich alle Schweizerregierungen gleich. Je mehr Geld den Fremden abgenommen werden kann, um so besser. Sie gönnen das den Landesbewohnern von ganzem Herzen, sorgen aber nicht einmal dafür, daß wenigstens für den übermäßig hohen Preis der Transportmittel auch sichere und gute Pferde geliefert werden.

Fast auf der Paßhöhe der Gemmi, 6000 Fuß über dem Meere, liegt in einer Schlucht, die wild in einen kleinen schwarzen See niedersteigt, das Wirthshaus Schwarenbach, in dessen öder Verlassenheit Werner sein bekanntes Trauerspiel: Der vierundzwanzigste Februar,

spielen läßt. Bis vor wenigen Jahren soll das alte verfallene Haus wirklich wie eine Mörderhöhle ausgesehen haben, jetzt ist es neu aufgebaut, aber zur Winterzeit ziehen die Menschen ins Leuker Thal hinunter, denn wer wollte hier wohnen in einer Eis- und Schneewüste, die grausig sich um diesen nackten düsteren Spalt schlingt. Die Regierung von Wallis erhebt in Schwarenbach ein Wegegeld. Jeder Wanderer muß einen Batzen zahlen, Saumpferde das Doppelte, wofür? möchte schwer zu enträthseln sein, wenn es nicht für die Kosten ist, welche die im Jahre 1737 angelegte Straße gemacht hat. Zur Erhaltung derselben wird nichts gethan, man hat Mühe nur die Wegspur nicht zu verlieren und kann mit aller Bequemlichkeit den Hals brechen. Aber schön war es doch, als oben auf der Paßhöhe mehr als 7000 Fuß über dem Meere, plötzlich der dichte Nebel zerriß und die Sonne mit siegender Gewalt die mächtigen Alpenstöcke in ihren Schneemänteln und die unheimliche schwarze Fluth des Daubensees beglänzte, an dessen linkem Ufer man vorüberzieht. Dieser merkwürdige See liegt auf der Höhe der Gemmi, ist eine halbe Stunde lang und fast eben so breit und nimmt mehre kleine Bäche auf, die von den Gletschern herunter kommen. Aber er hat keinen sichtbaren Abfluß. Spalten müssen das Wasser in die Tiefe der Felsen leiten und weit davon vielleicht speist es die Quellen tieferer Thäler, denn unmöglich kann durch

Verdunstung allein das Gleichgewicht erhalten werden. Kein lebendiges Geschöpf trägt diese eisige Fluth. Rings umher liegen nackte Felslager, deren tiefe Rinnen und Aushöhlungen Agassiz Meinung bedeutend unterstützen, nach welcher diese ganzen Hochgebirge einst von Gletschermassen bedeckt waren, welche Jahrtausende lang ihre schmelzenden Wasser über jene Kalklagerungen abfließen ließen und sie nach und nach so glatt schliffen und einkerbten, wie man sie jetzt findet.

Windstöße flogen mit Heftigkeit über diese narbigen Rippen der Erde hin und beugten die kleinen zitternden Halme und Blümchen, welche die Schöpferkraft des welterhaltenden Triebs auch hier an den äußersten Grenzen seines Reichs verkündigten. Denn über ihnen zur Linken streckte der prachtvolle Altels sein riesiges Haupt 11,500 Fuß hoch in das röthliche Abendlicht und neben ihm glänzte das fast eben so hohe Rinderhorn, während von der anderen Seite das Schneehorn und die Eismassen des Lammergletschers eine großartige Einfassung der Gemmi bilden.

Überraschend ist es dabei, wenn man plötzlich um einen Spalt biegend, das Leukerthal vor sich sieht und nun an einer fast senkrechten Felswand 3000 Fuß tief in Zickzack jäh niedersteigt. Leider erhält man die Brustwehren gegen den Abgrund schlecht in Ordnung und vorsichtig muß jeder die Augen auf den Weg richten, wenn er nicht gefährlich fallen und sich beschädigen

will. Das ist aber überall so auf den hohen Gebirgspässen. Die Leute sprengen Felsen ab, machen Durchbrüche und Gallerien, aber die scharfen Trümmer bleiben am Boden liegen und Niemand denkt daran, etwas fortzuräumen und zu ebnen, man hält das nicht für nöthig und scheut die Kosten. Die Pferde und Maulthiere stolpern darüber fort, die Bergbewohner mit ihren großen Nagelschuhen kommen auch hinüber, und für Bequemlichkeitsansprüche hat man keinen Sinn; es genügt, wenn überhaupt nur ein Weg vorhanden ist.

Mit einem Gefühl der Freude blickt man in das grüne Thal von Leuk hinunter, das ganz von hohen Felswänden eingeschlossen wird, in deren Kessel am Thalende das Leukerbad liegt. Stattliche hohe Gebäude erheben sich dort und mitten aus den wilden Einöden und Gletschern ist man wie mit einem Zauberschlage in die Nähe einer Civilisation gerückt, welche sich durch eine Reihe von Gasthäusern ankündigt, die das Bad umringen, während die 300 oder 400 eigentlichen Einwohner in ärmlichen schmutzigen Holzhütten hausen.

Leuk ist ein merkwürdiges Bad. Mitten im wilden Gebirg, umringt von Gletschern, springen die Quellen bis 40 Grad heiß aus dem Felsen empor und sind mit ihrem Gehalt von Bittersalz, Magnesia, Eisenoxyd, Kochsalz, Gyps und kohlensaurem Gas ungemein heilsam für Lähmungen, Gicht, Rheumatismus, Haut- und

Knochenkrankheiten. Es kommen jährlich einige Tausend Kranke her, und nicht nur aus der Schweiz, sondern mehr noch aus Frankreich, wo Leuk einen großen Ruf hat. Ein Theil der feinen Welt von Paris erholt sich hier häufig einige Wochen von den Winteranstrengungen auf Bällen und Festen, daher war es kein Wunder, ein paar der reichsten Banquiers, darunter einen Rothschild, eine Anzahl Grafen und Barone und Damen aus der Creme der Gesellschaft anzutreffen. Das Bad von Leuk ist in vielen Dingen interessant. Morgens baden Herren und Damen gemeinsam in dem großen Bassin des Badehauses, und da man mehre Stunden in dem warmen Wasser bleibt, darin frühstückt, sich unterhält, mit Blumen bekränzt, sogar kleine Arbeiten macht, indem man sich auf die umherschwimmenden Tischchen stützt, so ist das Badehaus ein Sammelplatz für die Gesellschaft und deren Geselligkeit. Es sieht ganz allerliebst aus, wenn die Damen in ihren weiten Bademänteln wie Nixen durch das Bassin rudern, oder die kleinen Brettchen, schwimmenden Gärten gleich, mit allerlei Blumen bepflanzen, um sie den Herren ihrer Bekanntschaft als Avisoschiffe entgegenzuschicken. Manche geheime Zeichen- und Blumensprache mag hier getrieben werden. Ich war zwei Tage in Leuk und badete mit; man wird schnell bekannt, macht gemeinsame Partien zu dem schönen Wasserfall der Dala oder weiter hinauf zum Dala-Gletscher und zum Torrenthorn, wo einer der großartig-

sten Fernblicke über das ganze Hochgebirge die Mühen reich belohnt. Niemand, der nach Leuk kommt und vom Wetter begünstigt wird, darf versäumen, das Torrenthorn zu besteigen. Die ungeheure Eis- und Gletscherwelt, welche er von hier aus überblickt, findet er nirgend wieder. Die ganze Masse der berner Gebirge, die Jungfrau, die düsteren Giganten neben ihr und das zackige Finsteraarhorn ragen aus einer Fülle von Nebenbuhlern siegreich hervor und von ihren Gipfeln nieder ziehen unermeßliche Schnee- und Eispyramiden hinunter bis an das Thal der Rhone. Man sieht hier die Kehrseite der Gebirge, welche man bei den Wanderungen durch Oberbern vor sich hat, dazu aber die eisigen Kronen und Massen und Hörner, welche auf einer Breite von 10 bis 12 Stunden eine Gletscherwüste bilden, in der nur die flüchtige Gemse lebt, und welche kein Sterblicher durchwandern kann.

Dieser fürchterlichen Welt gegenüber breitet sich eine andere ihr ähnliche und vielleicht noch größere aus. Auf Gletschern und ungeheuren Hörnern haftet auch hier der Blick, der über das Thal von Wallis hinfliegt. Die Doppelspitze des Mont Rosa funkelt im Glanze der Sonne und hüllt sich dann und wann in lang flatternde duftige Schleier, die seine Nachbarn, der Mont Cervin und das Matterhorn, ihm zuschicken. 12 bis 14,000 Fuß hohe Gebirge breiten sich im ungeheuren Halbkreis aus und schimmern noch in weitester Ferne mit blauen

Gletscherstreifen, die in den Wolken zu hängen scheinen, zu uns herüber. Eine lautlose Stille herrscht hier. Kein Schrei, kein Vogel, keine Bewegung, nur das Brausen des Windes, der über diese erstarrte Schöpfung streift, uns mit seinen kalten Zähnen packt und von dem Grat hinunterschleudern möchte. Und rings umher nichts als diese Giganten, welche um ihre stolzen Stirnen die nassen dunklen Wolkentücher schlagen, um sie mit Gedankenschnelle wieder abzureißen und blendend drohend uns näher zu treten. Das ist das Spiel dieser großen und eintönigen Natur, an der man sich leichter satt sieht, als man glaubt. Denn nichts wankt und weicht hier, nichts verändert sich; sie stehen da von Jahrtausend zu Jahrtausend, bis der Tag kommt, wo sie niederstürzen, und wären die Wolkenbilder nicht, flatterten nicht die luftigen Schleier auf und nieder, schimmerte von unten nicht das Grün des Lebens, glänzte die Fluth der Rhone nicht dort, und rauschten nicht die stürzenden Wasser: das durstige müde Auge würde von dieser Wüste noch schneller gesättigt sein.

Zuweilen stäubt oben an den Gipfeln der Schnee auf und in langen Streifen sieht man den weißen Schutt niederfahren, eingehüllt in einem Wirbel von Staub. Das ist eine Sommerlavine, deren unzählige oft in einem Tage von allen Hörnern des Gebirgs fallen, wenn nach bösem Wetter die Sonne wieder scheint. Ein dumpfes Krachen folgt ihnen sowohl wie

den Steinstürzen, sonst aber ist es meist, als werde eine Handvoll Schnee in die Luft gewirbelt und gefährlich sind die Sommerlavinen nicht, sie kommen nur in den höchsten Gebirgen vor, bleiben in den Klüften und Spalten derselben liegen und erreichen niemals bewohnte Orte.

In der Nähe von Leuk kann man dies Schauspiel gar oft haben, zur Winterzeit und beim Nahen des Frühjahrs aber muß man sich in Acht nehmen, einer Lavine in den Weg zu gerathen. Leuk selbst ist verschiedentlich arg von ihnen heimgesucht worden und trotz der Erdwälle und Mauern, welche man jetzt zu seinem Schutze aufgeführt hat, kommt es zuweilen vor, daß die fallenden Schneemassen über die hohen Wehren bis in den Ort dringen. Im Jahre 1719 verschüttete eine Lavine das ganze Bad und tödtete 56 Menschen. Im Jahre 1758 geschah noch größeres Unglück, und fast in jedem Jahre kam wenigstens einiger Schaden vor, bis man im Jahre 1831 einen starken schieflaufenden Wall angelegt hat, der die Lavinen aufhalten und ihren Fall gegen die Dalaschlucht leiten soll, was auch größtentheils erreicht wird.

Es ist unglaublich, wie in manchen Jahren die Gebirgskantone und ganz besonders Graubündten und Wallis von Lavinen leiden, wenn ein schneereicher Winter ist. Die Winterlavinen, welche fallen, wenn der Frost den Schnee lose erhält, heißen Staublavinen,

weil ihr Kern, der gewöhnlich aus Eisstücken und Felstrümmern zusammengeballt ist, von einer ungeheuren Wolke losen Schnees umflattert wird. Ein Wirbelwind, dem nichts widerstehen kann, begleitet diese mächtigen Schneebälle, welche unter entsetzlichem Krachen in die Thäler stürzen und oft Hunderte von Menschenleben in einer Minute vernichtet haben. Schlaglavinen nennt man die Frühjahrlavinen, welche fallen, wenn Regenwetter eintritt, Föhn weht und der Schnee ins Schmelzen kommt.

Wenn man in den hohen Alpenthälern reist, trifft man oft mitten im Sommer ungeheure Lavinenreste, welche die Straße sperren und über die Bäche Brücken von Eis bilden. Ich habe mehrmals Mühe gehabt, über solche zu Eis gewordene, verschmolzene Schneeberge fortzukommen, die im Fallen nicht nur Häuser und fruchtbares Erdreich, sondern oft ganze Wälder mit sich fortreißen und vernichten, zuweilen sie aber auch fortschieben und auf eine ganz andere Stelle ruhig hinsetzen.

So wurde im Jahre 1749 das ganze Dorf Rueras im taveltscher Thale in Graubündten so sanft fortgeschoben, daß viele der schlafenden Bewohner gar nicht davon erwachten und erst nach Stunden merkten, daß sie verschüttet waren. Von 100 Menschen wurden 60 glücklich herausgegraben, und dies geschieht nicht selten, wenn die Verschütteten im losen Schnee einer Lavine

liegen. Werden sie vom Kern getroffen, so ist Zerquetschung und Erstickung ihr Loos; und letztere findet immer statt, wenn das Herausgraben nicht schnell genug geschehen kann. Von eigener Hülfe ist dabei selten die Rede, denn fast immer ist der Schnee der Lavine durch den Fall so festgeschlagen, daß weder Menschen noch Thiere sich bewegen können. Mein Führer durch das Lötschenthal, ein kräftiger Mann, erzählte mir, daß er als junger Bursch auch einmal am Lötschenberge von einer Lavine getroffen worden sei, die er kommen sah, der er aber nicht mehr ausweichen konnte. Er warf sich nieder und klammerte sich an einem Stein fest, um dem Orkane zu entgehen, welcher der Lavine voranschreitet, Menschen und Vieh in die Luft wirbelt und über Schluchten und Spalten trägt, ehe er die Opfer dem nachfolgenden Schneesarge zum Begräbniß überliefert. Eine ungeheure Schneemasse stürzte über ihn hin, aber er behielt einigen Raum zur Bewegung und merkte, daß der Schnee nicht zu dicht war.

So wartete er denn geduldig auf Erlösung und hörte auch nach einigen Stunden die Schaufeln seiner Nachbarn über sich. Alle seine Bemühungen aber, sich bemerklich zu machen, und die äußerste Anstrengung seiner Stimme nützten ihm nichts. Dagegen hörte er jedes Wort der Arbeitenden und eine ungeheure Angst ergriff ihn, sie möchten ihre Mühe für fruchtlos halten und nach Haus zurückkehren, was die meisten auch wirk-

lich thun wollten. Nur der Beharrlichkeit einiger der Männer verdankte er seine Rettung aus dem schrecklichen Grabe das schon so vielen Tausenden von Wesen, die wie er vielleicht noch lebten und auf Erlösung hofften, sich nicht wieder geöffnet hat.

Es ist seltsam und doppelt furchtbar, daß die Verschütteten so genau jeden Laut hören können, während kein noch so lautes Geschrei von ihnen zu Tage dringt. Wer hat einen Begriff von der Todesangst, mit der sie ringen, und von der Verzweiflung, die sie ergreift, wenn dicht bei ihnen vielleicht die Suchenden ihre Anstrengungen einstellen, weil sie erschöpft oder hoffnungslos sind! Man hat Beispiele, daß Haushaltungen 8 und 9 Tage unter dem Schnee lagen, während die Bewohner sich von den geringen Vorräthen der Hütte und der Milch einer Ziege erhielten und endlich doch glücklich ausgegraben wurden. Im Ganzen aber sind dieser Fälle doch nur wenige. Die meisten Verunglückten kommen um; ersticken augenblicklich oder doch nach kurzer Zeit, oder werden so tief begraben, mit fortgerissen und in Abgründe geworfen, daß es unmöglich ist, sie wiederzufinden.

In der einen Nacht vom 12. auf den 13. December 1808 fiel eine so große Zahl Lavinen in der Schweiz, daß mehre hundert Menschen umkamen und der Schaden an Wäldern, Wiesen, Gärten und Häusern zwei Millionen Franken betrug. Es geht kein Jahr hin, wo

nicht Lavinen Unglück anrichten und Menschenleben zerstören, seltsamer Weise aber bauen die Leute ihre Häuser doch da wieder auf, wo die weggerissenen standen, und erwarten ihr Schicksal mit Ergebenheit, einem Hoffnungsstern vertrauend, der tief in der Brust jedes Sterblichen leuchtet.

Es giebt viele Stellen, wo in jedem Jahr Lavinen fallen, die gewisse Bahnen verfolgen, welche man Lavinenzüge nennt. Je mehr die Wälder an den Bergwänden gelichtet und gefällt werden, um so häufiger werden auch die Lavinen, denn Wald ist das beste Schutzmittel gegen sie. Ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Wald durch eine Lavine von einer Thalseite auf die andere geschoben wurde, trug sich im Jahre 1806 zu, wo im Calancathale ein mächtiges Waldstück über ein Dorf fortgehoben, durch die Luft getragen und am entgegengesetzten Bergrande hingestellt wurde. Dem Dorfe geschah dabei wenig Schaden, auf dem Pfarrhause aber stand am anderen Tage eine mächtige Tanne, als sei sie dort gewachsen.

Auf den Straßen über die Hochgebirge bringt man an gefährlichen Orten Gallerien, Schirmdächer und an der Wegseite in Felsen gehauene Zufluchtsörter oder von starkem Mauerwerk erbaute Gewölbe an. Man thut aber am besten, zur Winterzeit solche Straßen nicht ohne äußerste Noth zu bereisen. Die Straße über den Gotthard, namentlich in den Schöllenen, die Splü-

genstraße, der Bernhardin und das Stilfserjoch sind besonders berüchtigt. Bekannt ist genugsam, wie in den Hospizen auf den hohen Päſſen die Mönche mit ihren klugen, schönen Hunden täglich ausziehen, wenn Lavinen fallen, um Verunglückte aufzusuchen und ihnen beizustehen. Bei bösem Wetter schickt man die Hunde auch allein. Eine starke Leine ist um ihren Hals gebunden und ein Fläschchen Wein am Halsbande befestigt. So ziehen die Helfer in der Noth aus und mancher arme erstarrte Wanderer, mancher Verschüttete hat den edlen menschenliebenden Thieren seine Rettung zu danken.

Die von Lavinen oft bedrohten Wohnungen und Gemeinden sichert man mit einem starken Erdwalle, der aus zwei Seiten besteht, welche in einen spitzen Winkel zusammenlaufen. Die Spitze ist gerade auf die Stelle gerichtet, wo Lavinen zu fallen pflegen, der Wall so hoch, wie die dahinter liegenden Häuser. An solcher Spitze spalten sich die Lavinen und werden seitwärts abgelenkt. Aber die Dämme kosten Geld und Mühe, darum findet man sie nicht häufig und doch ist es das einzige Mittel, um ruhig schlafen zu können.

In Leuk bleiben zur Winterzeit nur die Einwohner der Hütten im Bade. Die Hotels werden zugeschlossen, die Wirthe, welche sie gemiethet haben, wandern zu ihren Familien nach Sitten oder Brieg und erst, wenn das Frühjahr kommt, kehrt das Leben hier zurück.

Das Bad gehört verschiedenen adligen Familien,

welche gute Einkünfte daraus ziehen und das Fremdenführen und Pferde- und Maulthiervermiethen muß auch den ärmeren Leuten reichliche Vortheile bringen. Es geht nach der Reihe hier, eine Art Aufseher wacht über die Ordnung, ihm wird das Geld auch gezahlt, von ihm empfängt man dagegen die geforderten Leute und Thiere. Diese Ordnung hat mir besser gefallen, als der Accord, den man jenseit der Gemmi mit den Gastwirthen schließen muß. Mit großer Eifersucht aber bewahren beide Theile ihre sogenannten Rechte, zum Schaden des Fremden, der häufig um billigen Preis Thiere und Menschen miethen könnte, welche Reisende über den Paß brachten und leer zurückkehren. Das darf er jedoch nicht. Jedermann ist gezwungen, entweder im Kandersteeg den Bernern oder in Leuk den Wallisern den Tribut zu bezahlen, d. h. neue Führer zu nehmen und den vollen Preis dafür zu entrichten. Der Geldbeutel des Fremden wird überall zum allgemeinen Besten ausgequetscht, wo es nur angeht.

Das leuker Thal oder das Thal der Dala ist schmal und tief, doch liegen mehre schöne Kirchdörfer auf den Abhängen zu beiden Seiten. Überaus reizend zwischen den saftigsten Matten und hoch an der Bergwand liegt Albinen; über ihm ragen blaue Alpengipfel empor. Es geht ein Leiterweg aus dem Dalathale an den steilen Felsen aufwärts, der halsbrechend aussieht, aber von den Badegästen in Leuk häufig benutzt wird. Von

Felsenabsatz zu Absatz hängen aus Astwerk geflochtene Leitern, auf diesen schwankenden Staffeln steigt man auf die Höhe der Bergwand. So ängstlich es aussieht, einen Menschen hier zwischen Himmel und Abgrund schweben zu sehen, so ist es doch nicht gefährlich, wenn man sich nur festhält. Die Eingeborenen klettern mit schweren Lasten auf den Köpfen mit Leichtigkeit hinauf und herunter. Ein Lederriemen um die Stirn hält die Bürde, so haben sie beide Hände frei und selten ist ein Unglücksfall zu beklagen.

Dafür ist in Wallis auch der Kropf zu Haus und noch immer sind hier die meisten Cretinen, obwohl diese scheußliche Krankheit in neuester Zeit überall bedeutend abgenommen hat. An Kröpfen leiden vornehmlich die Weiber, besonders wenn sie älter werden, und oft sieht man unter ihren Halstüchern die häßlichen Wülste hervortreten, welche zuweilen von wahrhaft unerhörter und unglaublicher Ausdehnung sind. Daß man früher den Kropf in Wallis als eine Art Nationalschönheit betrachtete und die Damen ganz stolz darauf waren, wenn ein tüchtiger Beutel ihnen am Halse hing, habe ich schon angeführt, jetzt hat sich dies jedoch bedeutend geändert; der Kropf ist meist in die Hütte des Armen zurückgedrängt. Nicht so gut geht es mit den Cretins, denn der Cretinismus kommt in allen Ständen vor und läßt sich weder durch Geld und Gut, noch durch Sorgfalt und Pflege von den Reichen zurückweisen. Zuweilen

werden die ersten Familien damit heimgesucht, denn der Cretinismus entsteht nicht allein in Folge der feuchten, ungesunden Luft in den tiefen Gebirgsthälern, oder aus der Armuth oder dem Schmutz der Hütten, er muß auch manche andere Ursachen haben, vielleicht sogar ist er erblich. Auch durch Versehen der Mütter während der Schwangerschaft, durch Zeugungen im Rausch u. s. w. sollen Cretins zum Leben gelangen; die Hauptsache aber bleibt immerhin wohl die ungesunde Lage tiefer Gebirgsthäler und das ganze Lebensverhältniß ihrer Bewohner, durch welche die Kinder mit organischen Fehlern schon auf die Welt kommen und namentlich Kopf- und Schädelbildung unentwickelt bleiben.

Manche Schweizer, welche alles national haben wollen, machen auch aus dem Cretinismus eine Nationalkrankheit, er kommt jedoch in allen Gebirgsländern vor und ist wohl eigentlich nichts weiter, als eine besondere Art der Blödsinnigkeit, von Skropheln herrührend, deren bejammerungswürdige Opfer, wenn auch glücklicher Weise nicht in so großer Zahl, man in allen Ländern findet. Die Ärzte in der Schweiz haben darüber ganz verschiedene Ansichten und ich selbst habe an den Herren Voigt, Trorler, Guggenbühler und anderen gesehen, wie abweichend die Meinungen sind.

Mögen aber auch die Ursachen sein, welche sie wollen, die fürchterliche Krankheit äußert sich mit dem

Blödsinn so ziemlich übereinstimmend und wie bei diesem giebt es sehr verschiedene Grade.

In Wallis habe ich mehrere dieser armen Unglücklichen gefunden, welche den traurigsten Anblick gewährten. Ein ungeheurer eckiger Kopf sitzt gewöhnlich auf dem Leib eines Kindes, denn die meisten werden nicht über drei Fuß hoch. Oft sind Kröpfe von entsetzlicher Größe die fürchterliche Beigabe dieser Krankheit. Die Sprache des Cretins ist ein unverständliches Gebrumm und widerliches Geheul; ihre Beine sind krumm und schwach; mit weiten Mäulern, niederen Stirnen, plattgedrückten Nasen, schrecklichen Vorfällen und Brüchen sitzen sie ganze Tage lang auf einer Stelle, grinsen den Vorübergehenden an, oder stoßen ein zorniges Geschrei aus und sind das entsetzlichste Bild der Entartung des höchsten Wesens der Schöpfung.

Es ist ein Glück, daß ihre Zahl bedeutend abgenommen hat. Dr. Guggenbühler, dessen Cretinanstalt auf dem Abendberge bei Interlachen ich besuchte und später näher erwähnen werde, erzählte mir, daß die Franzosen im Jahre 1799 bei den Aufständen in Wallis, Graubündten u. s. w., wenn sie die geschlagenen und fliehenden Bauern verfolgten und in verlassene Dörfer und Häuser drangen, die zurückgelassenen Cretins ohne Erbarmen niederstachen oder sie sammt den Hütten verbrannten. Hierdurch sind sehr viele umgekommen, zur Abnahme der Krankheit hat aber wohl das

Beste die fortschreitende Civilisation beigetragen: die Lichtung der Wälder, die größere Reinlichkeit in vielen Familien, die Verbesserung des Trinkwassers, Austrocknung von Sümpfen und stehenden Lachen, sammt manchen Vorsichtsmaßregeln, zu denen z. B. gehört, daß man schwangere Frauen aus den engen Thälern auf die Alpen bringt, wo sehr selten oder fast nie ein Cretin geboren wird.

Es ist seltsam, daß unter einem so rüstigen Bergvolk, wie die Walliser sind, Wesen sich befinden, welche gleichsam den Krankheitsstoff für ihren ganzen Stamm zu tragen haben. Die Walliser sind starke kräftige Leute, von höherem Körperwuchs als gewöhnlich die Schweizer ihn besitzen. Ernsthaft und verschlossen sehn die meisten aus und auf manche Fragen, die ihre politischen Zustände betrafen, erhielt ich keine Antwort. In den unteren Klassen wissen sie nichts davon, denn dort ist der Priester der Allwissende, in den oberen aber ist man klug genug sich in den Mantel des Schweigens zu hüllen, wenn man nicht zur herrschenden Partei gehört.

In Leuk hatte ich mehrmals Gelegenheit mit einigen anwesenden Wallisern über die Verhältnisse des Kantons zu sprechen und fand sie sämmtlich sehr geneigt die radikalen Stände zu verklagen, namentlich Bern und dessen neue Verfassung zu beseufzen, in Betreff der Dinge im eigenen Hause machten sie verlegene Gesichter. Als ich die Revolution von 1844 berührte und einige

Bemerkungen zu Gunsten der verrathenen Unterwalliser machte, blickten sich die Herren lächelnd an und betrachteten mich mit sichtlichem Mißtrauen. Dies möchte ihnen aber auch nicht zu verdenken sein, denn wie ich einige Tage später in Siders sah, hat es Gefahren, hier seine Meinung irgend freimüthig zu äußern. Es steht damit in Wallis wo möglich noch schlimmer, als in Luzern.

Ich machte einen Ausflug zum Aletschgletscher, wo man das einsame Leben in diesen Hirtenthälern, wohin selten Fremde kommen, kennen lernen kann und eine großartige Wildheit und Größe der Hochgebirge zu bewundern hat. Gasthäuser giebt es hier nicht, man muß zum Herrn Pfarrer seine Zuflucht nehmen, der Speise, Trank und Lager gewährt. Aber es ist hier doch nicht, wie in Norwegen, wo der Pfarrer oder Landrichter den Fremden herzlich willkommen heißt und es als eine schwere Kränkung erachten würde, wollte man ihm Zahlung dafür anbieten. Die Pfarrer in den walliser Thälern weisen den um Gastfreundschaft Bittenden an ihre Haushälterinnen, welche später den Preis bestimmen, der dafür gezahlt werden muß, und den geistlichen Herrn die Sorge abnehmen, selbst etwas zu fordern. In den Gebirgen des Oberwallis am Aletschgletscher, den Bischerhörnern und bis zur Grimsel hin, werden ausgezeichnete Bergkrystalle gefunden, die in Nestern beisammensitzen, in deren Aufsuchung manche Walliser außer-

ordentlich kundig sind. Ein guter Fund giebt reichen Verdienst. Schöne Stücke werden mit hundert Franken und mehr bezahlt, einzelne Seltenheiten haben dem glücklichen Finder wohl schon tausend Franken eingetragen. An der Mayenwand traf ich ein paar Walliser, die so eben dem Grimselwirth einige herrliche Krystalle verkauft hatten und vergnügt mit 150 Franken nach Haus gingen, dabei aber versicherten, daß der Wirth jedenfalls 500 Franken dafür lösen würde, wenn er sie an Fremde verkaufte. Und der Grimselwirth ist ein kluger Mann, der seinen Vortheil versteht.

Am Aletschgletscher hinab, längs des Ufers der wilden Massa, die unter den Eisbogen des Gletschers hervorstürzt, gelangt man nach dem Flecken Brieg, in dem nichts zu sehen ist, außer der Jesuitenschule, das erste Werk dieses Ordens zur geistigen Verkrüppelung der Walliser. Es führt eine Brücke über die Rhone; die Simplonstraße läuft von hier steil aufwärts zur Paßhöhe. In acht Stunden hat man die Gränzen Italiens erreicht; in sechs Stunden ist man Rhoneabwärts in Siders, wo ich die Post abwartete, um nach Martigny hinunter zu fahren.

Wenn die glühende Augusthitze nicht oft das Reisen zur fürchterlichen Qual gemacht hätte, wären meine Ausflüge in Wallis die schönsten gewesen, denn ein klarer, blauer Himmel begünstigte sie. Das Rhonethal

mit seinen vielen malerischen Ruinen alter Schlösser, mit seinen Reben, seinen grünen, lieblichen Geländen an der Südseite und den finstern Wald- und Felsenketten der dem Norden zugekehrten Bergwand, war gar prächtig anzuschauen. Bei Siders liegen eine Menge Burgen; die alte Veste Geronde und ein hoher, düsterer Thurm daneben; das zerstörte Schloß Siders und die schönen Ruinen des Schlosses Perigord. Große Güter der Familie Courten, die sich noch jetzt Grafen nennen, liegen in der Nähe, und mehre dieser Rittersitze sehen sehr stattlich aus und scheinen bedeutenden Umfang zu haben. Bei Siders wird auch ein guter Malvasirwein gebaut, aber die Gegend ist ungesund durch die Sümpfe der Rhone und nirgend soll der Cretinismus so häufig sein, wie gerade hier.

Beim Umherwandern durch den Flecken, in welchen die Schneegipfel und Gletscher aus dem val d'Annivier, das ihm gegenüber sich öffnet, hineinschauen, fand ich ein Plakat am Stadthause angeschlagen, dessen Inhalt einen Blick in die jetzigen politischen Zustände des Kantons gestattete.

Es war am 6ten Juni 1846 erlassen, also noch ganz neu und bot für politische Untersuchungen, Prozesse und Strafen einen weiten Spielraum. Nachdem es im Eingange erklärte, daß strenge Maßregeln gegen die Unruhestifter ergriffen werden sollten, welche

noch immer verbrecherische Absichten gegen die Ruhe des Staats hegten, fuhr es fort:

sont declaré crimes or delits de politique: les discours, les machinations secrètes et les entreprises compromettent la sureté exterieure et interieure de l'état. Les delits politiques et ceux se rattachant à la politique qui sont d'un modique interet et dans lequel le plaignant ou le denonciateur est directement interessé ne seront poursuivi que sur l'avenu de frais de procedure ou sur le cautionnement fourni par le plaignant ou le denonciateur.

Dies würdige Aktenstück des Senats eines sogenannten freien Volkes, welches sogar politische Gespräche verbietet, mit dem vieldeutigen Zusatze, wenn sie die Sicherheit des Staates nach innen oder außen gefährden und nebenher zu Angebereien aller Art ermuntert, war unterzeichnet von dem Präsidenten des Staatsraths, von Kälbermatten, dem Präsidenten des Großraths, von Courten und den Staatssecretairen von Werra und von Roten.

Man sieht wohl auch hieran wie es in Wallis mit der Freiheit steht und kann sich erklären, daß Jedermann vorsichtig ist und schweigt, was gewiß alle Diejenigen zumeist nöthig haben, denen man auflauert, um sie bei erster Gelegenheit anzufassen. Ein Spionirsystem geht durch den ganzen Kanton, wo irgend ein Verdächtiger

lebt. Die Pfarrer, Mönche und Jesuiten halten eine strenge Controle und wer nicht regelmäßig zur Messe und zur Beichte kommt, wer irgend widerspenstig sich zeigt und nicht in Demuth die Befehle der Priester verehrt, mag sich hüten, daß er nicht irgend einen Anlaß giebt ihn vor das Centraltribunal zu ziehen.

Denkt man sich den Einfluß und die Macht der herrschenden Partei, die den großen Rath und den Staatsrath besetzt, der Alles vermag, so muß man daran zweifeln, daß Wallis ohne eine europäische Völkerbewegung, welche auch die ganze Schweiz durchschüttelt, zu einer Änderung seines Schicksals gelangen kann. Wo soll die Heraufbildung und Belehrung des Volks herkommen, da man jeden Lichtstrahl abschneidet und nichts so sehr verflucht wie die Vernunft? Aber die Publicisten der Schweiz, welche beweisen, daß in Wallis Niemand gewonnen hat als die Priester, haben vollkommen recht, denn selbst die Junker sind ganz und gar in ihren Händen und eben sowohl ihre dienenden und demüthigen Werkzeuge, wie die armen Hirten der Gebirge. Denn nur so lange, wie die Herren den Willen ihrer geistlichen Beherrscher befolgen, werden sie von diesen auf ihren Sitzen geduldet; wollten sie irgend selbständig sich gebärden, so würde das Volk eben so gut gegen sie aufgehetzt und noch weit leichter, wie gegen die liberalen, fanatisirt werden, denn in der Brust des Bauers

lebt immer ein geheimer Haß wider den Adel und seinen Anhang.

Freilich kann das nicht so leicht geschehen, denn diese Aristokratie wird ja gänzlich von Priestern und Jesuiten erzogen, und beide Theile haben zu viele gegenseitige Interessen zu bewahren um nicht einzusehen, daß der Eine nur durch den Anderen fortbestehen könne. Man schreit über die Pöbelherrschaft in den radikalen Kantonen, aber ist denn die Priester- und Aristokratenherrschaft nicht eine weit schrecklichere, als die des wildesten Pöbels sein könnte? Der Pöbel kann im fanatischen Taumel morden und brennen, aber er wird nie systematisch sein Vaterland verdummen und verderben; er wird vielmehr bald zur bessern Erkenntniß kommen und der Stimme der Gesetze und der Vernunft Gehör schenken. In der Schweiz aber ist die sogenannte Pöbelherrschaft nichts, als mehr oder minder die wahre Herrschaft des Volks, durch welches die Privilegien und die Privilegirten beseitigt wurden, und sind denn nicht die Zustände von Aargau, Zürich, Bern und Waadt so weit erhaben über die Zustände Luzerns, der Hirtenkantone und Wallis, daß man ohne die blindeste Parteileidenschaft nicht umhin kann, jene zu preisen, diese aber im Namen der Civilisation zu beklagen? Was hat demnach die Pöbelherrschaft in der Schweiz und was haben Aristokraten und Priester dem Lande für Vortheile gebracht?!

Aber höflich sind diese Priester gegen den Fremden. Ich bin in Wallis mehrmals mit Pfarrern und Mönchen zusammen getroffen, und immer sehr freundlich behandelt worden, obwohl sie wußten, daß ich ein Ketzer sei. Der Fremde, der dieses Land bereist und sein Geld verzehrt, ist auch in Wallis ein gern gesehener Gast. Auf den Wegen beim Begegnen grüßt alle Welt den schwarzen Rock des Geistlichen aufs Ehrerbietigste, der Reisende jedoch, welcher dazu nicht willens ist, kann sicher sein, daß jeder geistliche Herr ihn zwingt, wenigstens zu danken, denn schon die Klugheit gebietet dem Pfarrer an seinen Hut zu greifen und dem Volk zu zeigen, daß Niemand ohne Gruß bei ihm vorüber darf.

Ich werde immer des herrlichen Morgens gedenken, an dem ich von Sitten nach Martigny mit einem Kapuziner Pater Superior fuhr, welcher von einer weiten Wanderung in sein Kloster zurückkehrte und mit vieler Freundlichkeit mir von der Frömmigkeit des Volks, seiner Liebe zur Religion und seinem Sinn zum Wohlthun erzählte. Wahrscheinlich hatte der gute Pater dies so eben an sich selbst erfahren und irgend eine fromme Seele bewegt, den besten Theil ihrer irdischen Habe der Kirche zu vermachen, denn Erbschleicherei treiben sie Alle, obwohl die Jesuiten darin unerreichbare Vorbilder bleiben. — Über die wundervolle Schönheit des Rhonethals in blauem Duft und Sonnenschein und den Rückblick auf diese unermeßliche Fülle von Gebirgsgipfeln, welche über

und hinter einander sich aufthürmten, vergaß ich den Kapuziner und sein Geschwätz, aus dem doch nur hervorging was ich schon wußte, daß nämlich auch in Unterwallis das Volk aus französischem Stamme den Priestern fast im gleichen Maße wie in Oberwallis anhängt und eben deßwegen die liberale Partei, nur von den Städten unterstützt, sich nicht halten konnte und auf Wiederkehr nicht zu hoffen hat.

Warum sind die Menschen in dieser erhabenen Natur nicht so stolz und kühn wie ihre Berge, die in himmelhohen Reihen mit ihren umgletscherten Häuptern einen Wall gegen Italiens verführerische Lüfte bilden. Auf den Bergen wohnt die Freiheit! haben die Dichter gesungen, aber die Felsenthäler der Schweiz, diese verdumpften, rohen, abergläubischen Hirten und Bauern, strafen sie Lügen. — Kaum kann man sich etwas Schöneres denken als diese glänzenden Gebirge von Wallis, deren Anblick bei jeder Biegung der Straße wechselt, und mit den zahllosen Hörnern und Spitzen der berner Alpen und der Hauptalpenkette den ganzen Horizont erfüllt. Lange Zeit steht der Altels in der Mitte des Panoramas. Zu beiden Seiten blickt man auf Zacken und Spitzen die in der Morgensonne röthlich glühen. Die Dents de Morcles und die Diablerets, sammt einer Reihe schneeiger Gipfel zur Linken, fassen das Thal ein, wo der Weinbau immer mehr Raum und Fülle gewinnt, und so gelangt man endlich nach Martigny, einer freundlichen

kleinen Stadt, die von hohen Felsen eingefaßt ist, an denen der Strom sich wendet und einen nordwestlichen Lauf nimmt.

Ich machte einen Ausflug von hier aus nach St. Moritz, um den Wasserfall Pissevache zu sehen, der in allen Büchern, als einer der schönsten und größten in der Schweiz, verzeichnet steht. Dem ist jedoch nicht so. Es ist ein schöner Fall der Sallenche, die aus einem Loch in der Felsenwand dicht an der Straße herunterstürzt und ihre Wassernebel hoch aufstäuben läßt, aber mit dem Handeckfall in Oberbern, den die Aar bildet und welcher überhaupt der schönste Fall ist, den ich in der Schweiz gesehen habe, kann sich der Fall der Sallenche so wenig vergleichen, wie mit vielen anderen, die man in hohen Gebirgsthälern oft sehen kann. Gewöhnlich sagt man, daß die Schweiz arm an Wasserfällen sei, und freilich ist sie nicht mit Norwegen darin zu vergleichen, allein sie hat doch mehr als man vermuthet; nur muß man sie aufsuchen und nicht etwa den Fall des Staubbachs, oder des Gießbachs und Reichenbachs für die schönsten halten, weil sie die zumeist genannten sind.

So wenig ich Reisenden rathen kann, sich des Falls der Sallenche wegen viel Mühe zu geben, so wenig giebt ihm auch St. Moritz Belohnung, obwohl der Weg dahin an den Engen des Stroms, zwischen dem Dent de Midi und dem Dent de Morcles hin und bei dem alten

Felsenschlosse Cex vorüber, sehr interessante Punkte bietet. Die kleine Stadt liegt am Ausgange dieser Engen, wo der Strom wenig Raum zu beiden Seiten übrig läßt; so bildet die Brücke hier einen natürlichen Paß, der Wallis gegen Waadt abschließt.

Martigny ist der lebendigste Ort im Kanton, denn von hier laufen drei Wege aus, auf denen jährlich viele Reisende hin und her ziehen. Die große Heerstraße durchs Rhonethal führt über den Simplon; die Straße gen Süden am Ufer der Dranse leitet auf den großen St. Bernhard, westlich aber führen zwei Pässe über den Col de Balme und über die Tête noire in das berühmte savoysche Thal von Chamouni am Fuße des Mont Blanc.

Die erste dieser beiden Paßstraßen war auch mein Weg und wenn ich über die Naturschönheiten der Schweiz und Chamounis schreiben wollte, würde ich lange und glänzende Schilderungen dieser beschwerlichen und romantischen Hochgebirge zu machen haben. Aber Chamouni, das mer de glace, die Eisgewölbe des Aveiron und der Montanvert sind durch zahllose Beschreibungen bekannt genug. Ich will dem Reisenden den einzigen guten Rath geben, das Chamounithal niemals anders zu besuchen, als wenn das Wetter vollkommen günstig ist, denn nur dann kann er erwarten für seine bedeutenden Kosten und Mühen auch belohnt zu werden. Kommt man von Martigny, so nehme man ein

Maulthier oder Pferd, und finde sich darein, einen Napoleon dafür zu zahlen, denn der Weg ist ungemein steil und schwierig und wer nicht ein guter Fußgänger und an hartes Steigen gewöhnt ist, wird die neun gewaltigen Schweizerstunden kaum in einem Tage machen können.

III. Kapitel.

Sardinische und genfer Paßpolizei — Der Kanton Genf — Savoysche und französische Herrschaft — Ursprung und Geschichte des Kantons — Die Revolution — Die neue Zeit — Die Herrschaft der Geldmänner — Einfluß der französischen Regierung — Mißtrauen derselben gegen Genf und Waadt — Die Umwälzung von 1842 — Die Verfassung — Ursachen, weshalb dieselbe nichts ändern konnte — Die Parteien — Macht des Kapitals — Die Industrie und der Handel — Die Cercles und Vereine — Societé nationale de l'instruction mutuelle — Die Arbeitervereine — Die Stadt Genf — Die Uhrmacher und Goldarbeiter — Selbständigkeit derselben — Die altgenferischen Uhrmacher und die Bevölkerung von St. Gervais — Societé fédérale de secours mutuel — Feindschaft der genfer Regierung wider das Waadtland — Die Presse — Die Führer des Volks — James Fazy — Schwierige Lage der Genfer den Kapitalisten gegenüber — Trieb der Genfer zur Industrie und zum Gelderwerb — Kunstsinn und Kunstsammlungen — Geistige Bildung der Bewohner — Genf als Sammelplatz der berühmtesten Männer — Das Museum Rath und die Akademie — Ausgaben und Einnahmen des Staats — Unterstützung der Künste — Das Gefängnißwesen in der Schweiz und in Genf — Auburnsches System und Zellengefängniß — Die beiden genfer Gefangenhäuser — Die Zuchthäuser in Zürich, Bern, St. Gallen und Lausanne — Bemühungen des Staatsraths der Waadt um wahrhafte Besserung der Gefangenen und Abschaffung der bisher üblichen Systeme — Zustände der Sträflinge in den Zellen und Arbeitssälen.

Man durchzieht in einem weiten Bogen das savoyische Bergland, wenn man aus dem Thale von Chamouni über Sallenche und Cluses, längs den Ufern des wilden Gletscherstromes Arve, nach Genf fährt.

In Sardinien herrscht eine strenge Paßordnung und wer von Genf nach Chamouni reist, muß mit einem wohlvisirten Passe versehen sein, wenn er nicht an der Grenze zurückgewiesen werden will. Dies Visum macht aber bedeutende Mühe und Aufenthalt, denn

man kann es nur in Lausanne beim dortigen sardinischen Konsul haben; wer daher diese Stadt nicht berührt, muß seinen Paß von Genf oder Bern dorthin schicken, fünf oder sechs Franken bezahlen und so lange warten, bis er ihn wieder erhält.

Das schreckt freilich wohl nicht Viele von dem Besuche Chamouni's ab, aber die sardinische Regierung sollte billige Rücksichten nehmen und wenigstens veranstalten, daß in Bern und Genf die Pässe unterzeichnet würden, wenn sie doch einmal diese besichtigen und besteuern lassen will, was, wie ich hörte, zum Vortheile der schlecht besoldeten Grenzbeamten und des Konsuls geschieht, die den Gewinn davon ziehen.

Ich zog es vor, meinen Paß nicht visiren zu lassen, den ich sonst von Bern nach Lausanne senden mußte. Man sagte mir, daß, wenn ich von Martigny ins Chamouni ginge, kein Mensch nach einem Paß frage, da auf dem Col de Balme kein Zollhaus stehe. Und so war es auch wirklich. Die Paßbesichtigung und Unterschreibung ist nichts als eine Geldschneiderei und was hat auch die sardinische Regierung sonst Grund, zu fordern, daß die Besucher des Chamounithales mit Pässen versehen sind, die ihre Beamten in Lausanne unterzeichnet haben?

Aber das Beispiel der sardinischen Regierung ist ein ansteckendes, denn auch in Genf kann Niemand hinein, der nicht einen Paß in der Tasche hat. Der

Fremde komme mit dem Dampfschiff oder mit der Post, sogleich wird ihm der Paß abgefordert und er erhält dafür eine Aufenthaltskarte, welche er bei der Abreise wieder gegen den Paß umtauscht. Das ist in der Schweiz, wo sonst Niemand nach einem solchen Papier fragt, eine auffallende Erscheinung, die einerseits von der mißtrauischen und furchtsamen Regierung zum besseren eigenen Schutze eingeführt wurde, andererseits bei der Lage Genfs an der französischen Grenze und bei dem Zuströmen vieler Fremden und Arbeiter in die industrielle Stadt eine gewisse Nothwendigkeit sein mag; endlich aber auch wohl zum Heile der Gastwirthe und Kaufleute dienen soll, welche vor Abenteurern und Glücksrittern dadurch ein wenig mehr gesichert werden.

Der kleine Kanton Genf füllt den äußersten südwestlichen Winkel der Schweiz aus, und liegt eingeklemmt zwischen Frankreich und Sardinien, so daß es nur mit einer schmalen Spitze an die Waadt grenzt. Der See füllt den übrigen Grenzraum gegen Norden und seine Wogen sind die besten Vermittler der Verbindungen des Freistaats mit den Nachbarkantonen. Gerade da, wo der Halbmond des Sees sich schließt und die Rhone daraus hervortritt, liegt die Stadt Genf, welche von den 58 bis 59,000 Einwohnern des Kantons die volle Hälfte zählt und der Sammelplatz und Mittelpunkt alles Lebens und aller Thätigkeit desselben ist.

Ein Blick auf die Lage Genfs zeigt deutlich genug, warum Savoyen lange die Herrschaft führte, später Frankreich Genf zu seinem Reiche fügte. Die beiden mächtigen Nachbarn sahen die Stadt mit ihrem Gebiete als naturgemäß zu ihnen gehörig an und fühlten die Wichtigkeit des Besitzes eines so regsamen, günstig gelegenen, den Zugang zum lemanischen See beherrschenden Platzes.

In älterer Zeit war Genf gewiß ein fester Platz und noch jetzt ist es eine Festung mit Bastionen, Brücken, Gräben und Außenwerken, die mit bedeutenden Kosten erhalten werden; aber eine ernstliche Belagerung würde es schwerlich ertragen können, es sei denn, daß die Begeisterung der Einwohner die Schwäche der Vertheidigungsmittel ersetzte und ein Saragossa daraus machte.

Eine Festung in einem so durchschnittenen Boden, wie der in den Umgebungen von Genf, bietet dem Feinde viele Hülfsmittel. Oftmals schon hat die Opposition darum den Vorschlag gemacht, die Befestigungswerke ganz aufzugeben, was bei der bisherigen Regierung wohl auf dieselben Hindernisse stößt, wie bei dem alten züricher Rath und Bürgerschaft. Man hat damit ein Mittel gegen das Landvolk, Bollwerke gegen Unruhen überhaupt, endlich ist Genf immer ein Grenzpunkt und kann mit seinen Bastionen wohl einem Handstreiche widerstehen und sich vertheidigen, bis ihm von seinen Eidgenossen Hülfe zukommt.

Die Genfer haben Muth und republikanischen Eifer. Nichts fürchten sie mehr, als die Eroberungslust der Franzosen und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von diesen übermächtigen Nachbarn wiederum einmal in die Tasche gesteckt und als Departement des glorreichen Frankreichs der großen Nation als Geschenk überreicht zu werden. Bei allen Gelegenheiten daher, wo dunkle Wolken am politischen Himmel aufziehen, zeigen die Genfer aufopfernden Vaterlands- und Unabhängigkeitssinn, der sich am stärksten offenbarte, als wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz Frankreich ein Heer an der schweizer Grenze sammelte. Damals eilten alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verstärkung zu arbeiten. Aller Zwist war vergessen, die Begeisterung ergriff alle Klassen, sogar die Damen mischten sich hinein, und wären die Franzosen wirklich gekommen, sie hätten einen heißen Empfang gefunden.

Trotz dieser von der ganzen Schweiz anerkannten patriotischen Regung der Genfer hört man doch allgemein den Vorwurf, daß Genf seit langer Zeit schon keiner schweizerischen, sondern einer französischen Politik huldige und den Planen des Königs der Franzosen diene, wenn es in den jetzigen Unruhen der schweizerischen Parteien sich den liberalen Kantonen nicht anschließe.

Um dies zu verstehen, muß man Genf, seine Re-

gierung, seine Industrie, seine ganze Bevölkerung, deren Zusammensetzung, sammt der Geschichte und Verfassung des Kantons kennen und ich will wenigstens versuchen, in einer kurzen Darstellung einen allgemeinen Überblick zu geben.

Genf soll zuerst ein Waffenplatz der Römer gewesen sein, bis es die Burgunder eroberten, mit deren Reich es an Deutschland kam. Seit dem 4. Jahrhundert war es dabei ein Bischofssitz und wie in anderen Städten wußte der Bischof von Genf den größten Theil der Hoheitsrechte an sich zu bringen. Seit dem 13. Jahrhundert waren daher unaufhörliche Fehden zwischen den Bischöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern, bei denen die letzteren nach und nach manche Rechte wiedergewannen. Statt der Grafen von Genf erhielten die Genfer jedoch bald andere mächtigere Herren in den Grafen von Savoyen, denen das Land rund um den lemanischen See zugehörte und welche die gräflichen Rechte von dem letzten Grafen von Genf an sich kauften, um ihre eigenen ehrgeizigen Ansprüche damit zu vervollständigen. Das Haus Savoyen schlichtete nun auch den Streit mit den Bischöfen, indem es immer ein Mitglied der gräflichen Familie auf den bischöflichen Stuhl zu setzen wußte; so wurden die Bürger jetzt von Bischof und Grafen gemeinsam bedrängt und fanden nur durch Bündnisse mit Bern und Freiburg Hülfe vor gänzlichem Untergange.

Inzwischen stiegen Druck, Verfolgungen und Widerwille immer höher, bis endlich ein Eselschwanz die Ursache der Genfer Freiheit ward. Ein paar junge Bürger hieben nämlich dem Esel des Großrichters Grossi den Schwanz ab, ließen ihn durch die Straßen tragen und ausrufen: Wer kauft das beste Stück von dem großen Thiere! was Grossi auf sich bezog. Strafen und Verbannungen erfolgten, darauf Krieg Savoyens mit Bern und Freiburg, der sich, weil ein 1550 geschlossener Vertrag nichts fruchtete, im Jahre 1556 erneute, wo durch einen plötzlichen Einfall der Berner das ganze Savoyen gehörige Waadtland verloren ging. Der Bischof von Genf entfloh nach Gex und Genf machte sich von dieser Zeit an frei.

Alle diese Ereignisse wurden nicht wenig von den Reformationsstreitigkeiten gefördert. In Genf und im Waadtlande fiel das Volk der neuen Lehre zu, welche die Bischöfe und der Herzog von Savoyen aufs grausamste verfolgte. Bern ersah darin die rechte Zeit zuzufassen und das Waadtland ohne Widerstand der protestantischen gequälten Bewohner zu erobern. Auch Freiburg und Wallis eilten am allgemeinen Raube Theil zu nehmen um auch ein paar Unterthanenländer zu gewinnen, was ihnen vortrefflich gelang. Die Herzoge von Savoyen verloren fast das ganze Land am lemanischen See und Genf war so glücklich als selbständiger Staat aus diesen Wirren hervorzugehen.

Seit dieser Zeit ging es den Genfern wie allen anderen schweizer Republiken. Es bildete sich eine harte und herrschsüchtige Aristokratie aus, die, auf eine gewisse Anzahl Familien beschränkt, sich um jeden Preis in Besitz der Macht zu erhalten wußte, nichts änderte und nichts besserte und durch Gewalt und Blut alle Regungen des Volks unterdrückte.

Schon im Jahre 1707 war aber das Mißvergnügen so groß, daß die Genfer Aristokratie Zürich und Bern zur Hülfe rufen mußte, mit deren Hülfe dann die Führer des Volks aufgehängt, todtgeschossen und verbannt wurden.

Der Rath der Fünfundzwanzig war unumschränkter Herr der Genfer und bis zur französischen Revolution gab es immer Gelegenheit genug, das Freiheitsgefühl und die Erbitterung der Bürger an den Gewaltthaten jenes Raths zu schärfen. Frankreich, Bern, Zürich und Freiburg mußten verschiedentlich Truppen einrücken lassen, um die verhaßte Familienaristokratie zu schützen. Mehrmals kam es auch zu Verträgen zwischen Rath und Bürgerschaft, allein sie wurden nicht gehalten. Im Jahre 1782 ward sogar die Regierung gesprengt und vertrieben, doch Frankreich, Savoyen und Bern führten sie wieder zurück und jetzt erging ein schreckliches Strafgericht über die liberale Partei. Fast alle Rechte der Bürgerschaft gingen verloren, harte Verfolgungen trafen Jeden der bei den Unruhen

betheiligt war und wenn die genfer Rathsherren die Schriften ihres berühmten Landsmanns J. J. Rousseau von Henkershand schon früher verbrennen ließen, so verboten sie jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Ereignisse besprachen, und hielten durch eine Garnison von 1200 Mann die Bürgerschaft in Furcht.

Diese Zustände konnten natürlich nicht länger dauern, als es möglich war mit Hülfe fremder Macht sie aufrecht zu erhalten. Die französische Revolution stürzte sie über den Haufen und Niemand wird sich wundern, daß in Genf die ausbrechende Volkswuth mit aller Raserei der Rache und der Wiedervergeltung sich auf die verhaßten Aristokraten warf. Zwei Jahre lang saß in Genf ein Revolutionstribunal, aber schon im Jahre 1796 kehrten Ordnung und Sicherheit zurück. Die Verfassung von 1782 wurde wieder eingesetzt, welche gleiche Rechte und Freiheiten für alle Bürger ohne Unterschied anerkannte, Handel und Industrie blühten auf, doch schon 1798 ward die Stadt und ihr Gebiet dem französischen Reiche einverleibt und blieb als Departement Leman bis zum Jahre 1814 bei demselben. Mit der Restauration ward Genf, wie Neuenburg und Wallis, ein Schweizerkanton und seine Verfassung erhielt damit ein aristokratisches Übergewicht zurück, das der Familienherrschaft günstig war.

Ein Rath von 250, der dem Rath der 200 in der früheren Aristokratie nachgebildet war, wurde der eigent-

liche Souverain. Ein Staatsrath von 28 Mitgliedern, die Copie der alten 25, stand an der Spitze der Regierung. Zwei Syndici bildeten die Spitze desselben.

Von dem conseil general, der Gesammtbürgerschaft, dem eigentlichen Souverain in jeder Demokratie, war keine Rede. Nur wer 63 Genfer Gulden Steuern zahlte, konnte den Repräsentantenrath mitwählen und dieser hatte seinerseits nichts zu thun, als den Staatsrath, die hohen Verwaltungs- und Richterstellen durch Wahl zu besetzen. Jährlich sollten von den 250 Repräsentanten 30 austreten, aber die Wahlen waren so künstlich verwickelt und ersetzten sich durch Selbstergänzung und Stellvertreter, daß kaum sieben jährliche Wahlen stattfanden und das Wahlinteresse ganz ausstarb.

Nach der Julirevolution herrschte auch in Genf viel Gährung, so daß die Gebieter der Stadt einige Concessionen machen mußten. Der Wahlcensus wurde auf 7 Gulden festgesetzt, der Staatsrath sollte alle 8 Jahre erneut werden und von jetzt ab wurden wirklich jährlich 30 Repräsentanten gewählt. Diese kleinen Verbesserungen fruchteten wenig; das Übergewicht des Staatsraths blieb und er hütete sich die langen Amtsdauern abzuschaffen, welche seine Macht sicherten.

Aber die Schweizer wissen überall recht wohl, daß nur bei kurzer Wahlzeit und massenhafter Erneuerung der Beamten das Volk Souverain sein kann.

Die Regierung von Genf bestand aus der reichen und gebildeten Bourgeoisie; von dem alten genferisch-savoyischen Adel war wenig mehr übrig. Die reichen Bankiers, Fabrikanten und Kaufleute führten das Heft; es war eine Wirthschaft der Geldmänner und seit dem Jahre 1830 war diese mit Frankreich und Paris in immer engere Verbindungen gekommen und rankte sich wie eine Schlingpflanze um den Thron der Julirevolution. In Frankreich gab es Gelegenheit große Kapitale mit ungeheurem Nutzen anzulegen, ein ausgedehntes Börsenspiel zu treiben, Aktiengesellschaften zu begründen, Lieferungsgeschäfte zu übernehmen, was viele der achtzig Millionaire von Genf bewog Comtoirs und Hotels in der französischen Hauptstadt zu halten. Sie wurden an den Hof gezogen, kamen mit Ministern und Prinzen in Berührung, fanden Mittel und Wege ihren regen Speculatiostrieb zu entwickeln und da sie zu gleicher Zeit durch ihre Besitzungen und Geschäfte französische Bürger waren, brachten sie ihre Söhne und Vettern in den Staatsdienst, in die Marine, ins Heer oder in einträgliche Verwaltungsämter und verheiratheten ihre Töchter mit Generalen und Pairs. In Genf Republikaner, in Paris geschmeidige Anhänger der Monarchie, konnten diese Herren schwerlich die Volksfreiheit besonders lieben.

Das wachsende Mißvergnügen der Volkspartei mußte ihnen sehr unwillkommen sein und wohl mehr

noch als sie war der König Ludwig Philipp besorgt darüber. Eine Republik dicht an den Grenzen Frankreichs flößte ihm gerechte Besorgniß ein, sobald dort wirklich eine Volksherrschaft sich entwickelte, die den Franzosen ein verlockendes Beispiel lieferte. Das immer unruhige Lyon mit seinen zahlreichen Arbeitern, deren Aufstände und communistische Schilderhebungen unvergessen waren, lag in Genfs Nähe und diese Genfer, französisch sprechend und durch so viele Beziehungen mit Frankreich verknüpft, konnten leicht, wenn sie sich frei machten, eine Rückwirkung auf Frankreich äußern, welche der Dynastie Gefahr drohte.

Aus diesen Gründen hat die Staatsklugheit Ludwig Philipps nichts gespart um den schweizer Radikalen überhaupt entgegenzuwirken, namentlich aber ist der Blick des vorsichtigen Monarchen auf die französische Schweiz, auf Genf und Waadt, unausgesetzt gerichtet geblieben und alle Vorgänge in diesen kleinen Republiken sind in Paris als wichtige Ereignisse betrachtet, ja zuweilen so zürnend aufgenommen worden, daß man Soldaten an den Grenzen zusammenzog und drohende Worte fallen ließ, man würde der Anarchie ein Ende zu machen wissen. Indeß ist es bisher bei der Drohung geblieben und sehr wahrscheinlich wird sie auch nie zur That werden, denn man weiß in Paris sehr wohl, was es heißt, mit den absoluten Großmächten des Nordens gemeinsame Sache machen. Ein

solches Unternehmen, eine Besetzung der Schweiz, um die Interessen der Aristokraten und Jesuiten zu schützen, würde in Frankreich selbst eine gefährliche Aufregung erzeugen; Genf und die Waadt aber erobern und zu französischen Departements machen zu wollen, könnte nur durch einen allgemeinen Krieg geschehen, der ganz Europa in Flammen setzte. Endlich sind auch die Schweizer selbst der französischen Herrschaft so abgeneigt und so entschlossen ihre Selbständigkeit mit Blut und Leben zu vertheidigen, die Waadtländer namentlich so beherzte Männer und gute Soldaten, und das Nationalgefühl aller Schweizer ohne Ausnahme so erregt von dem Gedanken einer Theilung und Zerstückelung, daß ich nicht zweifle es würden Wenige nur sein, die nicht allen Streit darüber vergäßen und freudig ihren bedrohten Brüdern beisprängen.

Wenn man daher in den Tuilerien seit langer Zeit mit Unmuth auf die schweizerischen Volksbewegungen geblickt und den Genfer Herren jeden möglichen Beistand geleistet hat, so hörte man dennoch erst ganz kürzlich Herrn Guizot und den König selbst den Schweizern versichern, daß Frankreich der Schweiz bester und aufrichtigster Freund sei und bleiben würde. An die Wahrheit dieser Betheurungen kann man nicht gut zweifeln, denn die Dynastie Orleans muß erkennen, daß eine radikale einige und freie Schweiz ihr weit weniger gefährlich ist, als eine von religiös fanatischen

Magistraten und Priestern beherrschte, deren Einfluß das Land von Frankreich entfremden, im Fall eines Krieges den Österreichern und deren Verbündeten Thür und Thor öffnen und mächtige Hülfsmittel gewähren wird.

Den Genfer Geldaristokraten kann man aber bei allen ihren Bestrebungen, das Volk in Zucht zu halten, doch keineswegs manche gerechte Lobsprüche versagen. Sie hoben den Handel, die Gewerbe und die Industrie so viel sie konnten, denn sie waren selbst dabei am meisten betheiligt. Kein Standesunterschied und keine Privilegien verkümmerten die Gesetzgebung, die freie Presse wurde nie bedrückt oder gemaßregelt, kein Fremdenhaß, keine Verfolgungen von Flüchtlingen waren zu beklagen und statt der Rohheit, welche so oft in der deutschen Schweiz verstimmt und abschreckt, wurzelten hier aus alter Zeit feine und liebenswürdige Sitten und eine geistige Regsamkeit, durch welche Genf sich stets auszeichnete. Wie viele berühmte und wissenschaftlich hochgestellte Männer hat diese Stadt nicht selbst hervorgebracht!

Bis zum Jahre 1841 hielt sich die alte Regierungsweise, dann kam es am 3. März zu einer Association, um in der Stadt Genf eine neue Munizipalverfassung herbeizuführen. An die Spitze des Volks trat der Oberst Rilliet de Constant, ein als Schriftsteller und Artillerieoffizier ausgezeichneter Bürger. Bald war die Bewegung allgemein und führte zu einer Volks-

versammlung am 18. October und in Folge derselben zu einer Adresse an den Staatsrath vom 8. November, in welcher um gänzliche Verfassungsreform gebeten wurde. Der Staatsrath verwarf diese und zog 1000 Mann Milizen in die Stadt, allein diese lösten sich auf und gingen am 22. November freiwillig nach Haus.

Nun gaben die Herren nach, ein Verfassungsrath trat zusammen, eine neue Constitution wurde entworfen und am 7. Juni 1842 angenommen. Die Hauptbestimmungen derselben waren Souverainität des Volks und Wahlrechte für alle Genfer von 21 Jahren, mit Ausschluß der Bescholtenen, der Falliten und Almosenempfänger; nebst Preßfreiheit, Associationsrechte und sämmtliche übrige staatsbürgerliche Freiheiten, wie in den besten Schweizerverfassungen. Auf je 333 Einwohner wurde ein Mitglied in den großen Rath gewählt, der Kanton in 10 Arrondissements getheilt, der Staatsrath aus 13 Mitgliedern zusammengesetzt, welche der große Rath auf ein Jahr aus seiner Mitte ernennt. An der Spitze stehen stets zwei Syndici die mit ihren Vorgängern im Amte den Vorsitz im Staatsrath führen und das Collegium der Syndici, den Ausschuß des Staatsraths, bilden.

Dazu wurden hier zuerst in der Schweiz Geschworenengerichte eingeführt, die Öffentlichkeit aller Gerichte gesichert und zur Erleichterung des Handels der französische Geldfuß nach Franken und Sous festgesetzt.

Jede Gemeinde empfing ihren Gemeinderath, welcher frei von allen Mitgliedern der Gemeinde gewählt wurde. Der Gemeinderath der Stadt Genf bestand aus 41 Mitgliedern. Lehrfreiheit war von alter Zeit verbürgt, die Kirche und die Geistlichkeit vereinte und leitete das Consistorium. — Es ist auffallend, daß sich nun bei einer so freien und vielfach trefflichen Verfassung doch im Grunde nichts änderte, sondern die Herrschaft in den Händen der Geldaristokratie blieb, allein die Ursachen sind nicht schwer zu erklären.

Die Reichen hatten nämlich alle Mittel in Händen, ihre Mitbürger zum größten Theil von ihrem Willen abhängig zu machen. Ihnen gehörte das Land, denn überall war das Besitzthum ihnen hypothekarisch verschuldet; in allen Geschäften steckten ihre Kapitale und in dieser Stadt, wo die Betriebsamkeit so groß ist und der größte Theil ihrer Bewohner von Industrie und Handel lebt, war es so schwer nicht, die Wahlen ganz auf diejenigen zu lenken, welche man haben wollte. Dazu kam, daß die Zahl der Mitglieder des großen Raths so bedeutend war, daß man fast gezwungen wurde Männer zu wählen, deren Gesinnung den Wählern häufig nicht zusagte; allein es waren keine andere vorhanden, welche befähigt schienen solche Ämter zu verwalten.

So hatte denn Genf im Jahre 1842 wohl eine freie Verfassung erhalten, aber seine Regierung und

seine Politik war dieselbe geblieben. In Luzern ward ein abergläubisches und unwissendes Volk mit Hülfe einer freien Verfassung in die Hände seiner Beherrscher geliefert; in Genf unterwarf das Geld eine strebsame und aufgeklärte Bevölkerung, die mit Groll sich darin fügte, weil sie wohl wußte, was sie that. Das Volk war unzufrieden, was wollte es aber machen? Es hatte die Wahlen in der Hand und wählte doch nicht anders. Genf gab ein lehrreiches Beispiel, wie tief eingreifend bei aller Gleichheit die große Ungleichheit des Vermögens der Bürger auf die Zustände kleiner Republiken einwirkt. Während die Genfer aus allen Kräften wünschten, daß ihr Kanton auf der Tagsatzung sich zu den radikalen Kantonen hielte, blieben die Genfer Gesandten die entschiedensten Gegner des Radikalismus und stimmten stets mit deren Widersachern, und während das Volk in Genf die Regierung und den großen Rath aufs heftigste um seine Grundsätze verdammte, saß dieser fest vertrauend auf seine Macht und ließ die Schreier schreien, so viel sie wollten.

Aber auch in Genf hat die Geldaristokratie sich mit der Geistlichkeit verbunden und fast sämmtliche Pfarrer sind ihre Werkzeuge. Sie ging denselben Weg, wie die Baseler, allein diese haben eine bessere Stütze an der Stadtbürgerschaft. In Genf überragt die Industrie bei weitem den Handel. Jeder junge Mann sucht so bald wie möglich selbstständig zu werden und selbst die

Frauen emancipiren sich, lernen Uhrmacherei, malen auf Porzellan und Glas, treiben Musik, geben Unterricht und leben auf eigene Rechnung und Gefahr. Eine solche Bevölkerung, in welcher jeder Mann von 21 Jahren alle Activrechte besitzt, ist bei weitem schwerer zu beherrschen, als die abhängigen Bandmacher und Arbeiter der Baseler Fabrikanten und Kaufleute, welche an der Spitze des Staats ein ganz anderes Gewicht durch ihre Polizei und Beamten, durch Herkommen, Gesetze, Privilegien und Gewohnheiten ausüben, wobei ihnen die deutsche Schwerfälligkeit, welche man so oft Gehorsam oder Treue nennt, sehr zu statten kommt. In den Genfern steckt der lebendige und heftige Sinn ihrer Nationalität. Es ist ein freieres kühneres Wesen in ihnen, verbunden mit dem Trieb der emsigsten Geschäftigkeit. Aber nicht wie die Arbeiter in Basel arbeiten sie mit dem Blick auf den mächtigen Brodherrn und dessen Gunst, sondern mit der Absicht selbst reich und angesehen zu werden, wenn es irgend geht, dazu mit einem Gefühl der Gleichheit und mit einem angeborenen Speculationstrieb.

Bei einem solchen Volke war Vorstreckung von Geld, Aussicht auf gewinnreiche Arbeit und Unterstützung, um ein selbstständiges Geschäft zu beginnen, gewiß eines der gefährlichsten aber vielleicht das einzige Mittel um es abhängig zu machen. So wurden auch die Pfarrer erobert.

Ein genfer Pfarrer hat 100 Louisd'or Gehalt, oft

bei getheilter Gemeinde nur 50, und das ist natürlich sehr wenig und reicht nicht hin, um in dem theuren Genf nur einigermaßen anständig zu leben. Von dem ärmeren Theile der Bevölkerung hat der Geistliche nichts zu erwarten, aber ganz anders fällt sein Loos, wenn er ein Werkzeug der Geldaristokratie wird. Er wird dann unterstützt, Pensionaire und gut bezahlte Lehrstunden werden ihm zugewiesen, Nebenämter erhöhen seine Einkünfte und eine reiche Heirath verbündet ihn zuletzt wohl mit der mächtigen Partei, deren Interessen die seinen sind.

Ganz dasselbe geschieht in Basel, wo die frommen Pastoren und Universitätsprofessoren zu öfteren auch mit der Hand einer reichen Kaufmannstochter belohnt werden; allein dort können die pietistischen Lehren mit weit besserem Erfolg auf das niedere Volk wirken als in Genf, denn das deutsche Gemüth ist viel empfänglicher dafür und das Volk bildet eine weit mehr dafür eingeschulte Masse.

Ich kam mit dem Gedanken nach Genf, daß hier in der Stadt Calvins ein mystischer Hauch noch immer in den Herzen der Menschen aus jener alten düsteren Zeit fanatischen Glaubenseifers übrig geblieben sei, allein ich ward sehr bald davon enttäuscht.

Das Volk mit seiner industriellen Rührigkeit will nicht das Geringste davon wissen und die sich fromm stellen, thun es, wie mir von allen Seiten versichert

wurde, aus Heuchelei, weil sie Vortheile davon ziehen, den reichen Herren zu gefallen, von denen sie abhängig sind. So ist es auch mit dem Methodistenwesen das von den Engländern hieher verpflanzt wurde. Es kommt nicht fort, wie vieles Geld man auch darauf verwendet hat. Die sich zu den Methodisten halten, thun es aus Spekulation, denn nicht allein sie selbst empfangen reiche Unterstützungen, auch ihren Kindern kommt das Heil zu statten. Sie werden nach England geschickt, dort erzogen und weiter versorgt. Die Masse des Volks ist viel zu thätig und zu lebendigen Geistes, um in das Muckerthum zu fallen, von der reichen Einwohnerschaft sind dagegen sehr viele ganz fromm und von den achtzig Millionairen sollen kaum ein Paar sein, die nicht der streng religiösen Richtung anhängen.

Es ist daher wohl zu glauben, daß auch diese genfer Geldaristokratie die Religion mit der Politik verschmilzt und sich daraus ein System gemacht hat das Volk zu beherrschen, wie dies in Basel und an gar manchen anderen Orten der Fall ist. Wenigstens ist es auffallend, daß die Frömmler alle so entschiedene Gegner der Volksfreiheit und des Fortschrittes sind, daß es ein Wunder genannt werden muß, wenn ein solcher streng christlicher Mann im Staate sich als aufgeklärt erweist. Wer aber unfrei in Glaubenssachen ist, kann noch viel weniger frei als Bürger sein, denn eben die bürgerliche Freiheit ist die Grundlage aller menschlichen Freiheit auf Erden.

Die genfer Geldaristokratie besitzt jedoch einen Trieb der ihr höher steht als Alles; den Trieb Geld zu verdienen und dieser ist ihre Richtschnur. Die frommen Herren leben mit ihren Familien sehr einsam, denn die meisten von ihnen besuchen weder Theater noch Concerte, noch geben sie sich irgend einer anderen sündigen Lust hin. Aber sie machen ununterbrochene Geschäfte, wissen ihre Kapitale aufs vortheilhafteste umzuwenden und häufen Schätze an, während die Wenigsten sie genießen. Niemand, selbst nicht der Reichste, bewohnt hier mehr als ein Stockwerk in seinem Hause. Der übrige Raum wird vermiethet. Sie leben einfach in ihren Familienkreisen, leben ohne glänzende Feste und Gesellschaften bei puritanischer Nüchternheit, steif und unerquicklich, und der fast einzige Genuß dieser Herren besteht darin, daß sie Abends in ihre Cercles gehen, das heißt in geschlossene Gesellschaften oder Klubs, welche in Genf eine eigenthümliche Rolle spielen und für das Leben und Bestehen des Staats, der Regierenden, der Industrie u. s. w. von großer Wichtigkeit sind.

Jeder Genfer, er sei wer er wolle, hat seinen Cercle, wo er seine Abende verlebt und mit gleichgesinnten Verwandten und Freunden zusammentrifft. Hier wird Alles besprochen und Alles verabredet. Geschäfte, Verbindungen, Spekulationen, Politik, Vorgänge des Tages u. s. w. Das freie Associationsrecht hat

diese Kreise, wie eine Menge von Vereinen hervorgerufen und diese haben den verschiedenen Parteien zum Mittelpunkte gedient. Aus ihnen sind die Volksbewegungen, so auch die jetzige Revolution hervorgegangen.

In den Cercles der Aristokratie wurde eben so gemeinsam an Aufrechthaltung des Bestehenden gearbeitet, wie in den Cercles der Bourgeoisie und noch mehr in denen der Arbeiter, wo der Umsturz der Regierung Gegenstand der Thätigkeit war.

Wenn die reiche Bourgeoisie zum größten Theil jeder Bewegung abhold war und mit Hülfe ihres Geldes eine beherrschende Spitze bildete, so war dagegen der größte Theil der Mittelklasse des genfer Volks von entschieden liberaler und radikaler Gesinnung. Der freundlichen Güte eines sehr unterrichteten und liebenswürdigen Mannes, des Professor Gallere, verdanke ich es, einen Abend in den Kreis eines dieser Volksklubbs eingeführt zu sein, der einer der größten und bedeutendsten in Genf ist und den Namen Societé nationale de l'instruction mutuelle führt.

Er könnte ein Muster für unsere neu entstandenen Handwerkervereine bilden, vor denen er freilich den Vorzug besitzt, nicht von der Polizei streng überwacht und nach Vorschriften geregelt zu werden, welche die Aufrechthaltung der Ordnung in absoluten Staaten bedingt. Hier in der Republik blieb die Bewegung ungehemmt, denn trotz der Herrschaft der Geldmänner konnte diese

in keiner Weise gewaltthätig verfahren. Das Associationsrecht war verbürgt, und wenn nicht aus Rechtsgefühl, so doch aus Furcht und Schwäche oder Klugheit ließ die Regierung diese Societäten ungestört ihr Wesen treiben, zufrieden damit, daß in den Wahlen, im großen Rath und im Staatsrath eine bedeutende Majorität ihr Ansehn und ihre Stellung schützte.

Der Nationalverein für gegenseitigen Unterricht zählt eine große Zahl von Mitgliedern, meist junge Leute, Handwerker, Uhrmacher und Gehülfen in allerlei Geschäften, aber auch manche angesehene und wohlhabende Bürger der Mittelklasse, welche sich an die Spitze gestellt haben. Ein geräumiger Saal ist für wissenschaftliche Vorträge bestimmt, ein anderer enthält die Bibliothek und dient als Lesezimmer, die Nebenräume bilden die Restauration und nehmen die Gesellschaft auf, welche sich Abends hier vereint, um gemeinsam zu rauchen, zu sprechen und ein Glas Wein zu trinken der in Genf so gut und so billig ist, da nicht allein die nächste Nähe ein brauchbares Gewächs liefert, sondern auch das weinreiche Waadtland dicht an der Grenze liegt.

Ich brachte hier einen Abend im Kreise von verständigen, höflichen und freundlichen Bürgern zu, welche freisinnig und einsichtig über ihre Zustände urtheilten, und obwohl sie ohne Rückhalt sich ausdrückten, doch keineswegs in rohen Reden sich darüber äußerten. Die

jungen Arbeiter, welche hier Belehrung und Unterhaltung fanden, saßen vertraulich um ihre Tische, spielten Domino und vergnügten sich Jeder in seiner Weise. Auf die höflichste und bescheidenste Weise wurde ich auch von ihnen empfangen, über meine Reise befragt, eingeladen ein Glas Wein anzunehmen; doch in der ungezwungenen Art ihres Gesprächs merkte man wohl das Gefühl der Gleichheit, das so wohlthuend für den ist, welcher darin einen Aufschwung des Arbeiterstandes erblickt und mit Genugthuung sieht, wie das Bestreben in so vielen Herzen erweckt ist, die Vorurtheile der Gesellschaft wie die Zufälligkeiten der Geburt und der Erziehung auszugleichen, nützliche Kenntnisse und Bildung zu erwerben und gleichweit von Anmaßung oder Demuth das Bewußtsein ihrer Menschenrechte zu beweisen.

In anderen Arbeiterklubs sollen, wie man mir sagte, die demokratischen Gedanken sich freilich viel bestimmter und heftiger ausprägen, communistische Ideen verbreitet sein und sehr viele Anhänger finden. Da nun in Genf 8 bis 9000 Arbeiter, auch aus anderen Schweizerkantonen nebst vielen Deutschen, beschäftigt sind, die meisten Schweizer aber in Folge der Gegenseitigkeit in Genf Wählerrechte ausüben können und in der Miliz dienen, so bilden die Arbeiter eine Macht, von der die reichen Bewohner wohl Besorgnisse haben konnten.

Genf liegt zu beiden Seiten an der aus dem See

strömenden Rhone und ist in seinem Innern sehr hüglig und alt. Der Molasseboden, auf dem es ruht, hat das Material zu gewaltigen, vier und fünf Stockwerke hohen Steinhäusern gegeben. Oft sind diese Häuser sehr tief und führen mit ihren dunkeln Durchgängen von Hof zu Hof und von Straße zu Straße. Die düsteren Treppen, die kleinen Höfe, wo man den Himmel nur durch ein viereckiges Loch sieht, das von schmutzigen feuchten Mauern unendlich hoch eingefaßt ist, zwischen denen eine stete Dämmerung herrscht, wo weder Luft noch Sonne und Mond hinein kann und doch Reihen von niedrigen Fenstern und widrige Gerüche anzeigen, daß viele Menschen hier wohnen und leben: das Alles bildet einen grellen Contrast zu dem prächtigen Anblick, den die Reihen von schönen Gebäuden am Hafen und an den Quais, die großen aufs Herrlichste ausgeschmückten zahlreichen Gasthäuser und die pallastartigen Bauten mit ihren glänzenden Handelsgewölben bieten.

Hier am Hafen liegt das schöne neue Genf, hier findet man Alles in Fülle, was zum bequemen und prächtigen Leben gehört. Man hat den großen reizvollen See vor sich, den breiten Strom, die schönen Brücken, welche hinüber führen, ein fruchtbares, rebengrünes Land rund umher, Felsen und Gebirge in der Ferne, sogar den Montblanc mit schneebedecktem Gipfel und dazu das lebendige Gewühl an den Ufern, Handel

und Gewerbe in reichen Magazinen, Kaffeehäuser, auf deren platten Dächern oder mit Orangenbäumen und Blumen besetzten Vorplätzen man entzückt das Panorama betrachtet, kurz, es fehlt hier nichts, was Auge und Sinne fesseln kann. Eine prächtige neue Straße zieht zum Theater hin und oben auf den Wällen giebt es herrliche Spaziergänge, wo man die Umgegend überschaut und weite Blicke durch diese lieblichen Berge und Thäler thut.

Diese Spaziergänge sind jedoch Alles, was die Genfer besitzen, denn in der ganzen Umgegend giebt es kein Wäldchen oder irgend einen Punkt, wohin sie ins Freie sich begeben könnten. Der ganze Grund und Boden des Kantons ist in den Händen von Privatbesitzern, und kein Fuß breit ist da, der nicht seinen besondern Herrn hätte.

Die Reichen haben Landsitze mit Parkanlagen und Gärten, wo ihre Familien den Sommer über wohnen, wohin sie selbst wenigstens des Sonnabends sich begeben und bis Montag bleiben. Für den Armen bleibt nichts übrig, als die staubigen Landstraßen, darum sind die Genfer streng auf ihre Stadt gewiesen, und wenn sie Landpartieen machen wollen, fahren sie mit dem Dampfboot ins nahe Waadtland, wo mehr Raum dafür ist.

»Wir haben allerdings volle Jagdfreiheit,« sagte mir ein Genfer Herr lachend, als ich nach dem Jagd-

recht fragte, »aber so lange Hasen und Hühner nicht auf den Landstraßen lagern, ist von Jagd keine Rede, denn wo soll ein Jäger jagen, da jeder Grasstreif Privateigenthum ist, was natürlich Niemand betreten darf.«

Die industrielle Bevölkerung hat überhaupt keine Zeit zu jagen, sie jagt allein nach Verdienst und Brod, aber die Industrie in Genf ist von der Art, daß sie den fleißigen Arbeiter reichlich ernährt, ihm einen Grad von größerer oder geringerer Künstlerschaft verleiht, ihn zum Nachdenken auffordert und seinen Stolz erweckt. Die Genfer machen vornehmlich Uhren und feine Goldarbeiten, und von hier aus zieht sich diese eigenthümliche Industrie über das rechte Rhoneufer in die Waadt, durch den waadtländischen Antheil des Jura und durch Neufchatel in den bernischen Theil jenes Gebirgs auf eine Strecke von zwanzig Meilen. Uhrmacher und Goldarbeiter sind aber ganz andere Leute, wie Baumwollenweber und Rothfärber, welche kaum sich über den Ackerbauer erheben und in ihren Ansprüchen, Denkvermögen und Kenntnissen meist unter diesem stehen. In der theuren Stadt Genf, wo jedes helle Fenster hoch vermiethet wird, wo die Wohnungen höher im Preise stehen, als in Berlin, und der Lebensunterhalt keine geringen Ausgaben erfordert, muß auch der Arbeiter mehr verdienen, und diese Künstler in Gold und Uhren machen Ansprüche, sich reichlich erhalten zu können. Mehr als

6000 Menschen sind mit jenen beiden Industriezweigen beschäftigt und nicht wenige von ihnen verdienen 30 bis 40 Franken und mehr die Woche, wenn sie die feineren Theile der Uhren u. s. w. verfertigen. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glaubte, große Werkstätten hier anzutreffen, in denen zahlreiche Arbeiter gemeinsam beschäftigt wären. Eine Uhr muß durch sehr viele Hände gehen; jeder ihrer einzelnen Theile erfordert eine besondere Geschicklichkeit und dafür geübte Leute, welche nie etwas Anderes schaffen, als eben das Eine, das sie von jung auf lernen. So bilden sich ganz verschiedenartige Werkstätten, in denen bald nur ein Arbeiter mit seiner Familie thätig ist, bald mehre sich vereinen, die entweder gemeinsame Sache machen, oder für ihren Platz und für Werkzeugbenutzung u. s. w. dem Eigenthümer der Wohnung eine Abgabe entrichten, dagegen aber selbstständig vom Fabrikanten beschäftigt sind und so viel für sich verdienen, als sie vermögen.

Es giebt nun Werkstätten und Arbeiter, durch welche die verschiedenen Räder der Uhren gemacht werden, andere verfertigen die Federn, wieder andere die Schrauben oder Spindeln oder die verschiedenen feinen Theile, die Cylinder, Anker und Ketten. Viele arbeiten die Gehäuse von Gold oder Silber im Rohen, eine andere Klasse polirt, guillochirt und gravirt, wieder Andere beschäftigen sich mit der Verfertigung der Zifferblätter, Uhrschlüssel, Kapseln, Zeiger u. s. w., mit Emailliren und Malen, Einsetzen

der feinen Steine, in welchen die Zapfen der Cylinder und Räder laufen, kurz jede Uhr erfordert an achtzig Arbeiter, ehe das Werk zusammengesetzt werden kann.

Der Uhrenfabrikant, d. h. der reiche Uhrenhändler, welcher ein Lager hält und sein Fabrikat im Wege des Handels durch die Welt verbreitet, beschäftigt alle diese einzelnen Arbeiter und Werkstätten, die ihm Stückweis liefern und nach bestimmten Sätzen bei untadelhafter Arbeit bezahlt werden. Er selbst hat aber in seinem Hause nur ein paar Leute, welche die fertigen Werke zusammensetzen, nachdem jeder einzelne Theil repassirt worden ist. Es giebt in Genf Uhrenniederlagen, wo man 10,000 fertige Uhren finden kann, und da hier nur die feineren und feinsten gemacht werden, steckt ein mächtiges Kapital in solchen Vorräthen. Will man die Uhrenfabrikation kennen lernen, so muß man von Werkstatt zu Werkstatt gehen, und sieht doch eigentlich wenig, denn man findet die Leute immer nur mit einem bestimmten Theil des Werks beschäftigt. Ich habe in Genf eine solche Wanderung nicht gemacht, wohl aber in La Chaux de fond und dabei manchen interessanten Blick in diese so merkwürdig zusammengesetzte Industrie gethan. Im Allgemeinen ist es jedoch ermüdend. Man thut besser, in ein großes Uhrenlager zu gehen, dort die Zusammensetzung und den Gang der Geschäfte zu betrachten und den Reichthum wie die Kunst zu bewundern, welche oft in Erstaunen setzt.

Diese Industrie ist aber für die Arbeiter doppelt vortheilhaft, weil auch ihre Kinder früh damit beschäftigt werden und Frauen und Mädchen Geld verdienen können. Kinder von 10 Jahren erwerben schon 5 bis 6 Franken wöchentlich und steigen nach kurzer Zeit wohl bis auf 10 Franken und mehr; Frauen und Mädchen malen oft in Emaille oder graviren, und so kann eine Familie durch alle ihre Mitglieder zum Erwerb beitragen. Dies Bewußtsein, sein Brod erwerben zu können, und der Trieb, Geld zu gewinnen so viel man kann, giebt frühe Selbstständigkeit und trägt dazu bei, daß Jeder sich gern so bald als möglich emanzipirt. Das große Übel der Uhrmacherei liegt aber in der sitzenden Lebensweise der Leute und in der fürchterlichen Anstrengung der Augen, die darüber auch häufig früh zu Grunde gehen und den Arbeiter in eine hülflose Zukunft stürzen. Denn die Allermeisten erwerben doch nicht viel mehr, als sie brauchen. Sie wollen und können nicht so schlecht leben, wie der Weber, zu einem eigenen Geschäft bringen sie es nicht, so ist denn ihr Ende Dürftigkeit und Armuth. Gar selten sieht man auch eine recht kräftige Gestalt. Die meisten sind klein, schmal und bleich, aus Mangel an Bewegung in freier Luft und wegen der gebückten Stellung des Körpers bei der Arbeit, welche die Brust zusammendrückt.

Die reichen Uhrenhändler haben natürlich den besten Gewinn und dieser muß sehr ansehnlich sein, denn

die Uhren in Genf sind viel theurer, als in der übrigen Schweiz, aber auch sauberer und feiner gearbeitet. Ein Fremder muß sich wohl hüten zu kaufen, ohne von einem genfer Freunde dabei unterstützt zu sein. Die Engländer, welche gewöhnlich von Genf Uhren mitnehmen, haben die Händler und Fabrikanten an Preise gewöhnt, welche gewöhnlich höher sind, als wenn man zu Haus eine Genfer Uhr kauft, die von der Leipziger Messe gekommen von ganz gleicher Güte ist.

Nach Frankreich gingen Uhren und Goldsachen bis vor einigen Jahren nur durch Schmuggelverkehr, da unerhörte Zölle darauf lasteten, allein dieser Verkehr war so wohl organisirt, daß man in Genf Uhren aller Art mit dem Beding kaufte, sie in Paris bei Ablieferung zu bezahlen. Die französischen Grenzbeamten übten die größte Wachsamkeit und Strenge, dennoch gelang es ihnen höchst selten, einen Fang zu thun, denn Uhren und feine Goldsachen waren zu leicht zu verbergen. Man erzählte mir in Genf eine lustige Anekdote, nach welcher ein Chef des französischen Steuerwesens einmal selbst nach Genf kam, mehre Uhren kaufte, von dem Fabrikanten aber Garantie forderte, daß er sie richtig und sicher nach Paris schaffe. Der Fabrikant nahm dies unbedenklich an und stellte dem fremden Herrn einen Schein aus, mittelst dessen derselbe sein Geld bei einem großen pariser Banquierhause zurückempfangen sollte, wenn die Uhren nicht spätestens drei Tage

nach seiner Rückkehr ihm überliefert würden. Wahrscheinlich, fügte der Verkäufer beruhigend hinzu, würden sie mit ihm zugleich eintreffen.

Der Steuerdirektor reiste ab und setzte die Thätigkeit der ganzen Douane in Bewegung, um die Schmuggler diesmal zu ertappen. Doch alle Mühe blieb vergebens. Mißmuthig kam der hohe Beamte nach Paris, voller Begier, zu erfahren, wie und wo er die Uhren erhalten werde. Am nächsten Morgen fand er sie auf seinem Tische, und endlich ergab eine scharfe Untersuchung, daß sein eigener Bedienter diesmal der Schmuggler gewesen und die Uhren in des Herrn Steuerdirektors Koffern die Reise gemacht hatten.

Nach solchen Beispielen hielt man es für räthlich, den Zoll auf Uhren und Goldsachen herabzusetzen, und hat gewiß sehr wohl daran gethan, denn der Schmuggel ist dadurch bedeutend vermindert worden und die Zollkasse hat gewonnen, ohne der französischen Industrie Schaden zu thun. Diese ist so blühend wie früher, obwohl die genfer Uhren- und Goldschmuckfabrikation auch im fortgesetzten Wachsen ist. Durchschnittlich werden jährlich 90 bis 100,000 Uhren jetzt in Genf gemacht und mehr als 60 Werkstätten von Goldschmieden beschäftigen eine bedeutende Zahl geschickter Arbeiter, denn feine Goldketten und zierliche Bijouterien kann man nirgend so schön und so wohlfeil kaufen wie hier.

Außer diesen Haupt-Industriezweigen giebt es in

Genf auch noch große Fabriken, wo die Werkzeuge für Uhrmacher, feine Stahlarbeiten, Messer, mechanische und optische Instrumente von vorzüglicher Güte verfertigt werden.

Dringt man aus dem schönen Stadttheile am See und am Flusse in die inneren Quartiere, so findet man bald, daß in den engen Straßen und hohen düstern Häusern eine vielfache Gewerbthätigkeit sich eingenistet hat. Handwerker aller Art bewohnen die kleinen Höfe, man trifft ganze Reihen von Kramläden nebeneinander, und an der Berglehne, wo es zum oberen Stadttheile hinaufgeht, wohnen die alten, stillen, nachdenkenden genfer Uhrmacher, deren Väter und Großväter meist den Jean Jaques Rousseau zuerst lasen und bewunderten, dessen Lehren noch immer tief in den Herzen dieser Bevölkerung haften.

Es soll der allerehrenwertheste Theil der Genfer sein, wie mir mehrfach und mit einem Ausdruck der Bewunderung versichert wurde. Männer von strenger Rechtschaffenheit, von unverdorbenen einfachen Sitten, die eine schwärmerische Begeisterung für die Tugend im Herzen tragen, daran glauben und auf deren endlichen Sieg vertrauen, wohnen hier bescheiden in Arbeit und Mühen. Sie sind die Bekenner des contrat social und feiern noch immer die französische Revolution und die Verkündigung der unveräußerlichen Menschenrechte wie einen schönen Frühlingstraum, den der Himmel auf die

verlassene Erde niederschickte. Diese alten genfer Uhrmacher haben etwas Rührendes in ihrer treuen Anhänglichkeit an die Lehren ihres Messias der Freiheit, und tragen in Gestalten und Blicken die Würde und Milde wackerer, auf ihr Leben und dessen Wahrheit stolzer Männer. Sie sind der Rest eines Geschlechtes, das so edle und hochgeartete Charaktere erzeugt hat, wie sie die Revolution der Geschichte überlieferte, jetzt leben sie vereinsamt hier am Berge und haben nichts zu thun mit dem jungen communistischen Auswuchs, der drüben in dem Quartiere St. Gervais sein Lager aufgeschlagen hat.

St. Gervais ist der Stadttheil auf dem rechten Rhoneufer und das Hauptquartier der Arbeiter von Genf, die hier in Masse beisammen wohnen. Es ist die Residenz des Volks und darum auch der Centralpunkt des Volksverkehrs und der Unruhen.

Wenn in Genf Volksversammlungen, Forderungen an die Regierung und endlich Aufstände erfolgen, so übernimmt das Quartier St. Gervais im Kleinen dieselbe Rolle dabei, wie die Vorstadt St. Antoine zu ihrer Zeit in Paris. Die Arbeiter haben hier ihre Cercles, ihre Vereine, ihre gegenseitigen Verbindungen, sie halten und lesen Journale und Flugschriften, haben ihre denkenden Köpfe und Redner, und seit vielen Jahren schon sind sie mit den Ideen vertraut, die als Chartismus, Sozialismus, Communismus, wie in so manchen ver-

schiedenartig benannten Systemen auf das eine Ziel hinauslaufen, die menschliche Gesellschaft in ihren Grundlagen zu ändern, und nicht blos eine politische Gleichheit, sondern auch eine andere Vertheilung der Eigenthumsrechte Aller an den Gütern dieser Erde zu bewirken.

In Genf haben diese Gedanken bei der vorhandenen Arbeitermasse allerdings etwas Gefahrdrohendes, allein auch hier liegen sie in den meisten Köpfen doch noch ganz roh und werden sobald nicht durchgeführt werden. Gerade in Genf, wo das Kapital eine so große Rolle spielt, wo das Geld Alles in Bewegung setzt und die Reichen mit ihren Schätzen die ganze Industrie in Händen haben, könnte eine soziale Revolution nur mit Raub und Plünderung beginnen und mit allgemeinem Verderben enden. Die genfer Bürger werden sich aber wohl hüten, diesen zerstörenden Umwälzungen beizustimmen, welche weder in Genf noch irgendwo in der Welt beglückend erfolgen könnten, als durch eine im Laufe der Zeiten Schritt für Schritt zu machende Revolution, die in den Köpfen und Herzen der Menschen zuvörderst ganz andere Begriffe über Recht und Besitz hervorbrächte und sie mit den Gefühlen ihrer allgemeinen Verbrüderung und Berechtigung geboren werden ließe.

Die Arbeiter in St. Gervais sind jedoch nichtsdestoweniger seit langer Zeit die Stützpunkte für die liberale Partei gewesen; sie haben nicht allein mehre

verunglückte, mit ihrem Blut bezahlte Versuche gemacht, die Regierung umzustoßen, sondern auch endlich den Sieg errungen und diejenigen Männer an die Spitze des Staates gebracht, welche verfolgt zu ihnen flohen und offen ihre Anführer wurden, obwohl sie schon längst durch die Vereine und Societäten im Stillen mit ihnen bekannt waren.

Der Hauptverein in Genf, von welchem die Regierung das Meiste zu fürchten hatte, und welcher auch bei der letzten Revolution die Sache entschied, ist die société fédérale de secours mutuel. Zu diesem großen gegenseitigen Hülfsverein gehörten mehre tausend Genfer, viele Arbeiter, aber auch viele Bürger und die angesehensten Männer der radikalen Partei. Er war ein Mittelpunkt der unzufriedenen Bevölkerung der Stadt und hatte kurze Zeit, bevor ich nach Genf kam, der Regierung Anlaß zu den größten Besorgnissen gegeben, weil er sein Jahresfest feierte, zu welchem mehre hundert Waadtländer aus Lausanne und den waadtländischen Städten mit ihren Fahnen und Rednern gekommen waren; und vor den Waadtländern hatten die genfer Geldmänner schon lange die größte Furcht.

Das Beispiel der Waadtländer war aber auch ein höchst bedrohliches. In Lausanne hatte das Volk am 14. Februar 1845 eine der genfer ähnliche Regierung gestürzt und seit dieser Zeit Männer an die Spitze gebracht, deren demokratische Grundsätze und glücklicher

Kampf gegen Familienaristokratie und Priesterhochmuth die frommen genfer Herren aufs äußerste erbitterte. Diese Erbitterung war so heftig, daß alle Klugheit verloren ging, denn nicht allein in dem Regierungsblatte der Genfer wurden das Waadtland und seine Führer mit hämischen und spöttischen Angriffen oft bedacht, auch in Zürich auf der Tagsatzung beleidigte der Abgesandte Genfs, Herr Demole, die waadtländische Gesandtschaft und den ganzen Stand aufs gröblichste mit unerträglichem Hochmuth.

Ich will eine Stelle der Rede jenes Herrn Demole hierhersetzen, weil sie einen hübschen Beweis liefert, wie feindlich Genf seinen demokratischen Nachbar betrachtete und mit welchen Artigkeiten sich die Gesandten auf der Tagsatzung aufzuwarten pflegen:

Quand on voit un état, sagte Herr Demole, indem er von Waadt sprach, qui est né d'hier, qui ne doit son existence qu'à l'étrenger, et dont les représentants devraient se trouver trop heureux de pouvoir sieger ici à la place de leur anciens maitres; quand un pareil état veut apprendre ce qu'est la liberté à un autre qui depuis long temps est libre et indépendant: nous n'avons rien à lui repondre si ce n'est que quand il fera un meilleur usage de sa liberté et qu'il aura repris en Suisse un rang honorable, peut-être daignerons nous l'écouter et lui donner quelque utile avis. —

Diese unbesonnene Beleidigung eines bei weitem mächtigeren Nachbars, mit dessen Institutionen und Fortschritten die Masse des Volks in Genf völlig harmonirte, warf einen Feuerbrand in die Waadt, wo die Gemüther sich so erhitzten, daß man laut und heftig eine nachdrückliche Genugthuung forderte. Auch in Genf regte sich der allgemeine Unwille; in den Vereinen führte man die heftigste Sprache gegen eine Regierung, deren unschweizerisches Wesen und freiheitsfeindliches Bestreben man nach allen Seiten beleuchtete. Auf der Tagsatzung stimmte Genf stets gegen die radikalen Kantone, seine französische Politik mußte es dahin leiten, allen Volksentwicklungen entgegen zu sein, und dazu kam die Frömmelei der Reichen, die Absonderung und Trennung derselben von den übrigen Klassen der Bevölkerung, eine Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten, welche in Genf ganz besonders tief empfunden wurde. In der Republik müssen republikanische Sitten und ein öffentliches gemeinsames Leben die Bürger mit ihrer selbstgewählten Obrigkeit verbinden. Will diese einen Nimbus um sich werfen, will sie vornehm sich in ihren Kreisen absperren, so setzt sie Grenzen und Unterschiede fest, welche nicht für eine Demokratie passen.

Die Regenten von Genf kamen mit dem Volk nie in Gemeinschaft; ihre Kreise, ihre Vergnügungsorte waren ganz abgetrennt, ihr ganzes Wesen, ihre Erzie-

hung, ihre Lebensanschauungen wurden durch Reichthum, Aufenthalt in Paris und Verbindungen mit vornehmen Leuten mehr für die Monarchie, als für die Republik geeignet. Die ganz natürliche Folge mußte daher sein, daß, obwohl sie durch den Einfluß ihres Geldes die Majorität in den Räthen besaßen und Genf nach ihrem Willen lenkten, der Unmuth des Volkes sich mit jedem Anlaß höher steigern mußte, und als nun die societé fédérale de secours mutuel ihr großes Fest feierte und ein paar Hundert Waadtländer dabei erschienen, denen man sich zu zeigen bemühte, daß das genfer Volk ganz anders dachte, als seine Regierer, war die herrschende Partei voller Angst, daß der Sturm losbrechen würde und hatte schon damals alle Mittel in Bereitschaft, um sich ihres Lebens zu wehren so gut es gehen mochte.

Man hat mir mehre komische Geschichten erzählt, wie groß die Besorgniß der Staatsräthe war, welche ihre Wachen in Bereitschaft hielten und von Viertelstunde zu Viertelstunde durch ihre Spione unterrichtet wurden, wie es beim Feste stand. Die Waadtländer, unter denen sich viele angesehene Männer befanden, hielten patriotische und heiße Reden genug, in denen die Freiheit gepriesen wurde, und ebenso begeistert antworteten die Genfer, doch Alles lief friedlich ab; die Gäste wurden mit Musik aufs Dampfschiff begleitet und fuhren mit ihren Fahnen nach Haus; aber

die moralische Wirkung ihres Erscheinens und dieses Volksfestes ließen sie zurück. Seit diesem Tage nahm die Aufregung zu; man wußte, welche Freunde man in Lausanne hatte, dazu kam Berns Beispiel, die wachsenden Parteileidenschaften in der ganzen Schweiz und die Presse, welche in Genf selbst mit aller Heftigkeit den Kampf unterhielt.

Vier oder fünf Journale erscheinen in Genf, von denen der Federal das Regierungsblatt ist, das von der herrschenden Partei unterstützt und aufrecht erhalten wird; die Revue de Geneve bildet dagegen die Spitze der Opposition und befindet sich in den Händen eines Mannes, der in Folge der neuesten Revolution an die Spitze des Staates gekommen ist und allgemeines Interesse erregt. Sie ist das Eigenthum des Herrn James Fazy.

Man muß nicht denken, daß die Banquierwirthschaft in Genf von allen angesehenen Familien und deren Mitgliedern gebilligt wurde. Es gab nicht Wenige, die ihre Gegner blieben, und ganz besonders waren darunter die Fazy wohlbekannt. James Fazy und sein Verwandter Fazy Pasteur, ein Mann, der in allen Revolutionen und Bewegungen der Genfer seit 1814 durch Freimüthigkeit und Vertheidigung der Volksinteressen, wie als geistvoller Schriftsteller, sich auszeichnete, hatten mit Rilliet de Constant und einigen anderen liberalen Männern seit Jahren im großen Rathe die Opposition

geleitet. James Fazy war der aristokratischen Partei besonders furchtbar durch seine literarische Thätigkeit und seine Popularität beim Volk, das seine entschiedene Gesinnung, seine einnehmende Gestalt und seine Talente als Redner hochschätzte.

Als Chef der radikalen Partei in Genf in der ganzen Schweiz betrachtet, ist sein Name in allen Streiten genannt worden und für die Ausbreitung seiner Ansichten, die er in den von ihm begründeten Journalen vertrat, hat er, wie Druey in Lausanne, den größten Theil seines Vermögens geopfert. Aufs eifrigste wirkte er nicht allein der herrschenden Partei in Genf entgegen, er war auch für die Umgestaltung des unförmigen Staatskörpers der Schweiz bemüht und hat viel über die Mittel und Wege geschrieben, um einen Bundesstaat aus dem Staatenbund zu machen, ein System dafür aufgestellt und mit manchem anderen patriotisch tüchtigen Manne das Schicksal getheilt, nichts dafür erwirken zu können.

Ein Empfehlungsschreiben des Präsidenten Druey an Herrn James Fazy verschaffte mir die Ehre der Bekanntschaft desselben, deren ich mich mit Vergnügen erinnere. Herr Fazy hat seine Bildung in Paris empfangen und einen großen Theil seines Lebens in der Hauptstadt Frankreichs zugebracht. Feine Sitten, höfliche Formen und das Gepräge eines Mannes von Welt zeichnen ihn ebensosehr aus, wie eine stattliche

hohe Gestalt und ein offenes Wesen, das den republikanischen Grundlagen seines Charakters entspricht. Ein solcher Journalist, der zugleich Großrath ist, durch seine Familie Bedeutung in der Aristokratie hat, durch seine Gesinnung, seinen Umgang und durch sein Journal aber mit dem Volke in den arbeitenden Klassen in vielfache Berührung kommt, erhält dadurch zugleich die Bedeutung eines Staatsmannes, der, wie es geschehen ist, sich nächstens einmal an die Spitze der Geschäfte versetzt sieht.

Herr Fazy war daher auch stets Gegenstand des Hasses der Aristokraten, die ihn auf alle Weise verfolgten, sogar einmal Wechsel, welche er in Paris ausgestellt hatte, aufkauften, um ihn ins Schuldgefängniß zu bringen, ihn als Falliten unfähig zu machen, seine Aktivbürgerrechte auszuüben und ihn aus dem großen Rathe zu stoßen. Dieser Plan mißlang, allein es fehlte nicht an erbitterter Feindschaft, welche endlich dahin führte, daß Fazy sich vor einigen Monaten seiner Arretirung nur dadurch entzog, daß er mit einigen Genossen nach St. Gervais zu seinen Freunden jenseit der Brücke, den Arbeitern, floh, und nun der Kampf begann, in welchem das Volk Sieger blieb und die Regierung gestürzt wurde. Hätte es unterlegen und wäre James Fazy in die Hände der triumphirenden Aristokraten gefallen, so ist kein Zweifel, daß er als Empörer erschossen, oder wenigstens auf lange Zeit in

einer der einsamen Zellen des pensylvanischen Gefängnisses gut verwahrt worden wäre, das er mir damals als einen Aufenthalt des Schreckens und der Rache mit allem Abscheu schilderte.

Die genfer Herren würden es um kein Haar breit anders gemacht haben, wie die siegenden Parteien in Luzern, Wallis und Freiburg. Sie hätten verurtheilt und eingesperrt, was von den Radikalen zu fassen war und Kriegsgerichte oder Commissionen ernannt, wenn sie fürchten mußten, daß das Geschwornengericht gegen ihren Willen urtheilen könnte. Die Radikalen haben dagegen ihren Sieg auch hier in keiner Weise gemißbraucht. Sie haben die Männer, welche mit Kartätschen ihre Mitbürger niederschießen ließen, vor kein Blutgericht gestellt, sondern ihnen nur aufgelegt, einen Theil des Schadens, den ihre Kanonenkugeln an den Gebäuden verübten, zu ersetzen, sonst aber sich bemüht, dem Volke in versöhnenden und friedlichen Wegen zum Recht zu helfen.

Damit sind sie noch beschäftigt, aber James Fazy hat bei Aufstellung der neuen Verfassung durch den Verfassungsrath gefährliche Klippen zu durchschiffen, um nicht entweder den Arbeitern die Herrschaft zu überliefern, oder von Neuem den reichen Geldmännern das Heft zu überlassen. Er hat mit Vorurtheilen aller Art zu kämpfen, namentlich auch mit religiösen, denn

ein Theil des genfer Landvolks, die Gemeinden, welche Savoyen abgetreten hat, ist katholisch. Eine volle Freiheit und volle Gleichheit, Ideen, welche aus den nordamerikanischen Republiken herüber verpflanzt werden sollen, oder in den republikanisch-sozialen Systemen der neuesten Zeit ausgesprochen wurden, finden heftigen Widerstand, selbst bei den meisten Radikalen, und alle diese kleinen Staaten der Schweiz, Genf nicht ausgenommen, haben so viel Herkömmliches und historisch tief Begründetes zu überwinden, daß kein schneller Schritt ohne gewaltsame Erschütterungen geschehen kann.

Vor allen Dingen müssen die Genfer bedenken, daß die Reichen die Mittel zu ihrer Industrie hergeben. Überall sind die Bürger ihre Schuldner, alle Landgüter sind ihnen verpfändet, ohne ihre Kapitale könnte kein Handel und Verkehr betrieben werden, der doch alle diese Arbeiter und Kleinbürger ernährt. Wenn die Geldmänner ihre großen Vermögen herausziehen und, wie sie gedroht haben, Genf verlassen und sich nach Frankreich wenden wollen, im Fall man sie und ihre Schätze den Händen des Volks überliefert, d. h. wenn sie die Herrschaft verlieren, so würde die Republik in eine sehr üble Lage gerathen. So leicht werden die reichen Leute freilich nicht fortziehen, aber ihre Drohungen sind schon ein gewichtiges Einschüchterungs-

mittel und ihre Macht, gegründet auf die eigenthümlichen Verhältnisse dieser industriellen Bevölkerung, ist nicht so leicht zu brechen.

Wenn Genf zu einer dauernden und wahren Freiheit gelangen soll, gehört dazu eine weise und vorsichtige Leitung, die von einem aufgeklärten Volke geschützt wird. Die Geldaristokratie wird kein Mittel unversucht lassen, aus ihrer Niederlage hervorzugehen, und ihr Einfluß ist ein so gewaltiger, daß keine geschriebene Verfassung dagegen schützen kann, wenn der Geist des Volkes nicht kräftig dagegen sich erhebt. Das kann nur durch Erziehung geschehen, durch gute Schulen, bis jetzt jedoch ist das Schulwesen in Genf sehr vernachlässigt. Es bestehen nur Privatschulen, vor kurzem hat der Staat die erste Primairschule eingerichtet, für die höhere Bildung sorgt noch immer das von Calvin gestiftete College.

Ich habe mit Herrn James Fazy und anderen Genfern mehrmals über die Zustände ihres Landes gesprochen und überall dieselben Urtheile und denselben heftigen Widerwillen gegen die herrschenden Familien gefunden, welche in so auffallendem Zerwürfniß mit der öffentlichen Meinung damals die Regierung leiteten. Sonderbarer Weise versicherte man immer dabei, die Regierung sei mild, vorsichtig, fern von Verfolgungssucht; es sei fast nichts von ihr zu merken, sie hüte sich, zu beleidigen oder herauszufordern; auch hätten

die reichen Leute wenig directen materiellen Gewinn davon, obwohl es wahr sei, daß auch der Allerreichste gern ein Amt bekleide und einige hundert oder tausend Franken mitnehme, denn Geldverdienen sei eine tief eingewurzelte Leidenschaft jedes Genfers. Was die Genfer zumeist gegen die Regierung aufbrachte, war, daß es den Reichen überhaupt gelang, durch ihre Geldmacht die Herrschaft in Besitz zu nehmen, und daß sie diese, wie ich schon erwähnte, der französischen freiheitsfeindlichen Politik unterwarfen.

Der Nationalsinn der Genfer empörte sich gegen diese Abhängigkeit; es regte ihr Blut auf, wenn sie sehen mußten, welche schmähliche Rolle Genf auf den Tagsatzungen spielte.

»Glauben Sie nur nicht,« sagte Herr James Fazy einmal zu mir, »daß diese Regierung aus angestammter Milde so nachsichtig ist. Sie würde uns vernichten, wenn sie könnte, aber sie weiß sehr wohl, daß sie verloren ist, wenn sie es wagt, den Tyrannen spielen zu wollen. Die Herren begnügen sich damit, uns nach Außen herabzuwürdigen, im Inneren schützt uns die allgemeine Unzufriedenheit und das Geschwornengericht, so daß sie weder Preßprozesse noch Verfolgungen beginnen, ja nicht einmal gewagt haben, Cautionen von den Journalen zu fordern. Sie haben das Übergewicht im großen Rathe, wo ich und ungefähr vierzig Männer die Opposition bilden, im Volke aber wächst die Ver-

achtung in solchem Maße, daß es nicht lange mehr dauern kann. Geben Sie Acht, bei dem ersten Anlaß wird Genf eine Revolution machen.«

So sagte James Fazy damals, und er sprach mit dem Ton der Wahrheit und der Überzeugung. Der große schöne Mann mit blitzenden Augen, in voller Lebenskraft, geistig gewandt und beredt, dabei allen Klassen des Volks als treuer Verfechter der Freiheit wohl bekannt, hatte das Ansehen eines Volkstribunen bei ausbrechendem Sturme. Als ich aber seine Worte einem anderen Freunde mittheilte, war dieser sehr ungläubig, und indem er mir genau erklärte, wie abhängig ein großer Theil der Bevölkerung von dem Gelde der Reichen sei, fügte er hinzu: »James Fazy ist ein Mann der Illusionen. Sein lebendiger Geist und seine feurige Fantasie regen sich zu Hoffnungen auf, die schwerlich in Erfüllung gehen. Die Regierung ist wachsamer und geschützter, als man glaubt. Sie hat sich nicht allein hinter einer Menge Beamten verschanzt, welche von ihr abhängen, denn es ist ein gerechter Vorwurf, daß sie 150 Beamten besoldet, wo 25 ausreichen würden, sie hat auch ein paar Hundert Soldaten und Offiziere in ihrem Solde, auf welche sie sich verlassen kann, endlich aber eine Polizei, die, so still sie ist, doch recht gut weiß, was vorgeht. Ohne ernsthaften Kampf und Blutvergießen wird die Regierung nicht fallen. Wenn sie siegen sollte, wird eine Zeit der

Reaktionen über uns kommen, wenn sie besiegt wird, werden wir den Parteileidenschaften überliefert werden und endlich doch wieder der Banquierwirthschaft in die Hände gerathen, denn ohne große Kapitale und Geldmänner kann Genf nicht bestehen, es müßte denn seine ganze Natur ändern.«

Was James Fazy damals zu mir sprach, ist seitdem wahr geworden, ob die Prophezeihungen seines Freundes sich ganz erfüllen, muß die Zukunft lehren. Aber wahr bleibt es, es ist unmöglich, in Genf ohne das Geld der Kapitalisten den Flor dieser großen Werkstatt einer mächtigen Industrie aufrecht zu erhalten, und kann man erwarten, daß der Einfluß des Geldes, dieses gewaltigen Hebels, sich dem Volkswillen dauerhaft unterordnen wird? Will man glauben, daß diese Reichen ihre Überzeugungen ändern werden, oder daß sie, verdrängt aus dem großen Rathe und Staatsrathe, sich dem Willen ihrer Mitbürger, die zum guten Theil ihre Arbeiter sind, geduldig unterwerfen?! Es wird in Genf noch gar manche Kämpfe kosten, ehe eine wahrhafte Vermittlung so verschiedener Elemente erfolgt und hierauf deutet auch die ganze Geschichte der Stadt, welche von je an einen Kampf gegen die reichen Familien abspiegelt.

In Genf arbeitet und handelt Alles, was arbeiten kann, und Geld ist das große Losungswort, aber es ist doch auch ein künstlerischer Geist thätig und nicht allein

in Uhren und Schmuckſachen, denn man findet ihn auch in den vielen Malern, welche hier leben, von denen mehre, wie Calame und Diday, einen hohen künſtleriſchen Ruf haben. Ebenſo bekannt iſt es, wie die Wiſſenſchaften, namentlich die Naturwiſſenſchaften, in Genf gepflegt wurden. Die Sauſſure, Vater und Sohn, Decandolle und eine Reihe von glänzenden und berühmten Namen bezeugt, daß die Genfer, denen man nachſagt, ſie betrachten ihre Stadt als eine Hauptſtadt der Welt und ſeien ungemein ſtolz auf deren Ehre und Ruf, einen gewiſſen Grund haben, es zu ſein. Genf hat ſo viele berühmte Bürger erzeugt, daß wenige Städte mit ihm ſich darin meſſen können und wollte man auch die Gelehrten, Künſtler und Staatsmänner, wie Necker, Sismondi und Andere, vergeſſen, ſo würde Rouſſeau allein ſchon hinreichen, den Namen Genfs für immer zu erhalten. Der Sohn des armen genfer Uhrmachers, der die Welt in Bewegung ſetzte, deſſen Schriften bald vom Henker verbrannt, bald vergöttert wurden, ſteht jetzt in Bronce gegoſſen von Pradier (auch ein genfer Künſtler von Ruf) auf der Rouſſeauinſel in der Rhone und blickt mit ſeinem ſcharfen klugen Geſicht auf die Stadt, welche ihn einſt ausgeſtoßen, und auf den See, an deſſen reizenden Geſtaden ſo viele ausgezeichnete Menſchen ſchon gelebt und aus dem Getümmel der Welt ſich in den Frieden einer edlen und großen Natur gerettet haben.

Hier in der Nähe liegt Coppet, wo einst der berühmte Theologe Pierre Bayle, später Necker und seine geistreiche Tochter, Frau von Stael-Holstein, wohnten. Auf der anderen Seite, nur 1½ Stunde von Genf, liegt Ferney, Voltaires berühmter Landsitz, der bei Frankreich geblieben ist, und an beiden Orten haben die geistvollsten und bekanntesten Männer und Frauen ihrer Zeit einen längeren oder kürzeren Aufenthalt genommen. Überhaupt ist Genf seit Jahrhunderten und bis auf unsere Tage eine Art geistiger Stapelplatz gewesen. Die Ufer dieses Sees lockten immer berühmte Fremde an, sich hier niederzulassen und die gastlichen Mauern Genfs nahmen viele davon auf und bewogen sie zum Bleiben. Dichter, Maler, Gelehrte, Forscher in allen Zweigen des Wissens, Staatsmänner und Verfolgte fanden Stellen hier, wo sie gern verweilten, und darin eben besteht der Ruhm und die Größe dieser kleinen Republik, daß sie alle diese geistigen Notabilitäten in sich aufnahm.

Ein Museum, welches der General Rath und dessen Familie gestiftet und das von ihm den Namen trägt, enthält treffliche Gemälde von Calame, Diday und mehre ältere und neue Werke, Statuen und andere Kunstwerke. Dazu kommen die Sammlungen der Akademien und die Gemäldesammlungen reicher Bürger, wie die des bekannten Herrn Eynard, nebst manchen Anderen, so daß kein Ort in der Schweiz so viel Kunstschätze besitzt, wie Genf. Bibliotheken, Lesegesellscha-

ten, zahlreiche und schöne Kaffeehäuser mit vielen Journalen, ein geselliges und gastliches Leben in den Klubs; Bälle, Concerte und ein Kreis fein gebildeter und unterrichteter Männer machen Genf zu einem einladenden Aufenthalt für Fremde während der Winterzeit.

Man kann hier vortrefflich leben, wenn man Geld dazu hat, oder wenn man Geschicklichkeit genug besitzt Geld zu verdienen; für die Armen ist dagegen zum Theil gut, zum Theil sehr schlecht gesorgt, je nachdem die Gemeinden ihnen wenige oder reiche Unterstützung verabreichen. Ein öffentlicher Fond ist nicht vorhanden, jede Kirchengemeinde sorgt für sich und um den Fremden, der in Unglück, Elend und Krankheit geräth, bekümmert sich Niemand; er muß bei seinen Landsleuten Hülfe suchen. Daher bestehen hier auch deutsche, französische und englische Unterstützungsvereine, die sich der Bedrängten annehmen und für sie sammeln. Alles das liegt in dem Wesen und den Einrichtungen der schweizer Gemeinden, die immer nur für den sorgen, der zu ihnen gehört und Hospitäler, Hülfs- und Versorgungsanstalten nur für ihre Bürger errichten; obwohl es an vielen Orten damit doch besser ist, als hier. Die Stadt Genf hat ihr eigenes, bedeutendes Vermögen und besorgt dessen Verwaltung; damit aber hat es eigene Bewandtniß. Als die Franzosen die Republik eroberten und verspeisten, wurde das städtische Vermögen einer Gesellschaft von angesehenen Bürgern übergeben, um

es als Privateigenthum vor der Einziehung durch den Feind zu retten. Damals bewegte sich Alles im Dunklen, somit ging das sehr wohl an und Niemand erfuhr etwas davon. Später aber drehte man die Sache so, daß das Vermögen den Kindern und Nachkommen derer zugesprochen wurde, welche damals Bürger waren, wodurch die jung hinzukommenden Bürger völlig ausgeschlossen wurden. Die Verwaltung geschieht daher im Interesse der älteren Bürgerschaft. Der Staat zieht jährlich einen Theil der Zinsen, 30,000 Franken, das Übrige soll für Kirchen und Schulen verwandt werden, was von dem Ermessen der Verwaltung abhängt.

Da nun für das Bürgerrecht 400 Franken gezahlt werden muß, der Nichtbürger aber besser fortkommt als der Bürger, so ziehen es die meisten vor kein Bürgerrecht zu nehmen. Der größte Theil der Einnahmen des Staats fließt aus indirekten Steuern. Die Besitzer zahlen Grund- und Vermögenssteuer, die jedoch nur ½ p. mille beträgt; die Handel- und Gewerbetreibenden eine sehr mäßige Gewerbesteuer, welche 12 Franken nicht übersteigt; die Fremden endlich geben eine Fremdensteuer von 8 Franken. Man ersieht daraus, daß die Abgaben in Genf gering sind.

Nach dem Budget von 1845 kostet der Staatsrath 33,000 Franken, der große Rath 8000 Franken; die ganze Regierung mit allen Gehalten, Pensionen und Ausgaben 105,000 Franken; der protestantische Kultus

66,000 Franken, der katholische Kultus 42,000 Franken, die Justiz 72,000 Franken, das Militairwesen 86,000 Franken, dazu kommt jedoch die besoldete Truppe, einige hundert Mann Gendarmerie und Artillerie, welche die Regierung zu ihrer Sicherheit hielt und welche allein jährlich 135,000 Franken erfordert; ferner noch 98,000 Franken, die für Befestigungsarbeiten, Munition und Artilleriebeschaffung u. s. w. ausgegeben wurden, so daß der ganze Militairetat sich auf 320,000 Franken erhebt.

Da die Einnahmen des Staats nach diesem Budjet 1,344,000 Franken betragen, so wurde fast der vierte Theil auf das Militair verwandt, was mit Recht von der Opposition als zuviel erachtet wurde.

Die Einnahmen fließen aus 22 verschiedenen Taxen und Steuern. Die Stempelsteuern, welche ungemein hoch bei allen Verkäufen und bei Erbschaften sind, brachten nebst dem Stempelpapier, dem Journalstempel, Spielkarten und der Jagd- und Fischereierlaubniß, 430,000 Franken, also ein volles Drittheil des ganzen Staatseinkommens. Die Douanen gaben 93,000 Franken, die Post 143,000 Fr., die Salzsteuer 126,000 Fr., die Thorsperre 22,000 Fr., die Abgabe für die Stadtwache (Taxe des Gardes) 125,000 Fr., die Grund- und Vermögensteuer 133,000 Fr. und hierzu kommen Abgaben auf Wagen, Dienerschaft, Billards, Gewinn am Schießpulververkauf, Pacht und Miethzins, Einnahme für die

Aufenthaltskarten der Fremden, welche allein 48,000 Franken einbrachte, Polizeistrafen, Versteigerungen u. s. w., durch welche das Budget vervollständigt wird.

Anerkennungswerth ist es, daß die Regierung für die Akademie jährlich an 50,000 Franken verwendet; daß sie die Schule der schönen Künste, die Industrieschule, die verschiedenen Gesellschaften für Künste und Wissenschaften, das Observatorium und die Turnanstalten unterstützt. Vorgeworfen aber wird ihr mit Recht, daß sie das Schulwesen dafür vernachlässigt hat.

Man sieht aus diesem Budget, aus der Art der Besteuerung, aus den hohen Stempelsteuern, Post- und Salzsteuer, Thorsperre u. s. w., daß das Besteuerungswesen unter einer radikalen Regierung wohl mancherlei Reformen empfangen wird.

Anziehend war für mich der Besuch der Gefängnisse, dieser traurigen Aufenthaltsorte unglücklicher Menschen, deren Vergehen gegen die Gesellschaft unsere Zeit nicht allein zu strafen, sondern die Verirrten auch zu bessern beabsichtigt und deßwegen verschiedene Systeme aufgestellt hat, bei denen man oft über den Zweck die Mittel zu wenig beachtet. Denn man heiligt das Grausamste und Unmenschlichste und treibt ein furchtbares Spiel mit der Natur des Menschen, wenn man ihn zu jahrelanger Vereinsamung oder zu einem Schweigen verdammt, durch welches man gleichsam die Zunge im Munde festnäht. Es ist bekannt, wie viele beredte und gelehrte

Vertheidiger diese Systeme preisen, wie manchen Fanatikern darin nie genug geschehen kann und wie es vielen nicht einmal genügt, daß die Verurtheilten in Zellen einsam sitzen, wo ihnen selbst der Anblick des Himmels durch gerippte oder mattgeschliffene Fensterscheiben entzogen wird; denn so weit geht die grausame Lust an Bekehrung der Sünder, daß die Ärgsten öfter schon Vorschläge gemacht haben, den Eingesperrten die Ohren zu verkleben, ihnen eiserne Masken über die Köpfe zu ziehen und todtwürdigen Verbrechern, statt sie hinzurichten, die Augen auszustechen, damit in dem trostlosen Schweigen der Zelle die Seelen der des Gesichts und Gehörs Beraubten durch Reue und Buße sich reinigen und retten.

Eben so bekannt ist dagegen, was von Menschenfreunden gegen diese grausamen Besserungssysteme gesagt worden ist, deren Schrecken so leicht fühlende Herzen hinreißen, sie mit den schwärzesten Farben zu schildern und ein Grab des Entsetzens aus diesen Kerkern zu machen, in welchen lebendig todte, von der Welt vergessene Wesen verlernen, daß sie zur Menschheit gehören.

Wenn man sich denkt, daß ein Gefangener eine lange Reihe von Jahren, oder auch nur mehre Jahre in gänzlicher Vereinsamung leben soll, so können seine Leiden nicht gräßlich genug dargestellt werden. Glücklicher Weise aber ist es nicht ganz so arg, auch in Amerika kommt man mehr und mehr von der äußersten

Strenge zurück. In England kann die einsame Haft nie über ein Jahr hinaus dauern und wird nur an Verbrechern vollzogen, welche auf eine Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit deportirt werden sollen. In Preußen aber, wo man so eben pensylvanische Gefängnisse errichtet, wird man ohne Zweifel auch zu anderen Grundsätzen kommen und kann unmöglich die langwierigen Freiheitsstrafen unseres jetzigen Gesetzbuches auf einsame Zellenhaft anwenden.

In der Schweiz waren die Gefängnisse bis auf die neueste Zeit in den traurigsten Zuständen und sind es zum Theil auch noch, allein seit dem Jahre 1830 haben manche Kantone und darunter die aufgeklärtesten und größten, viel für die Straf- und Besserungsanstalten gethan, während die kleinen und katholischen Kantone in Zuständen geblieben sind, wie ich sie schilderte. Auch hierin bietet die Schweiz ganz ungemeine Gegensätze. Denn während in Zürich, St. Gallen, Bern, Lausanne und Genf sich wohleingerichtete Gefängnisse und Zuchthäuser befinden, in welchen Prügelstrafen gänzlich abgeschafft sind, steht das Gefängnißwesen ihrer nächsten Nachbarn noch auf der tiefsten Stufe; Prügel und Peitsche bilden die Zuchtmittel und die schmutzigen Stockhäuser sind so mittelalterlich, wie die ganze Gesetzgebung.

Wir dürfen uns in Deutschland eben auch nicht über allzugroße Fortschritte im Straf- und Besserungs-

wesen freuen, denn selbst in dem, seine Fortschritte so oft rühmenden, Preußen spielt noch immer der Stock eine Hauptrolle und kein Gerichtstag vergeht, an welchem die Criminaljustiz nicht Prügelstrafen in Fülle diktirte. Die Hauptkantone der Schweiz sind daher weiter als wir; ihre Gesetzbücher huldigen aufgeklärteren Grundsätzen, als die unseren und mit allen ihren Mängeln wird es ihnen leichter fertig zu werden, da aus dem souverainen Volk und dessen Repräsentanten schneller Abhülfe kommen kann, als in einem großen monarchischen Staate, wo jedes Gesetz die Prüfung von Kommissionen, gesetzgebenden Ministerien, Staatsräthen, Ministern, Staatsministerien und Kabinetten zu durchlaufen hat, ehe es nach Jahren vielleicht ins Leben tritt um dann als unbrauchbar verworfen zu werden, weil es Grundsätzen huldigt, die mit zeitgemäßen Reformen nicht zu vereinbaren sind.

In der Schweiz haben sich zwei Systeme im Gefängnißwesen geltend gemacht, die überhaupt jetzt am meisten angewandt werden: das Auburnsche System, oder das System des Schweigens bei gemeinsamer Arbeit, und das System gänzlicher Einsamkeit, das pensylvanische System.

Das Auburnsche System wird in Zürich, Bern, Lausanne und am vollständigsten in dem neuen Zuchthause zu St. Gallen angewandt, wo die Gefangenen nächtlich in gesonderten Zellen schlafen und ihr gänzli-

ches Schweigen mit größter Strenge durchgeführt wird. In Zürich, Bern und Lausanne hindert die Anlage und Bauart der Häuser die vollständige Absonderung, namentlich in Bern, wo viele Gefangene in Sälen gemeinsam schlafen, da nur 200 Zellen vorhanden sind. Ich habe alle diese Gefängnisse besucht und es thut mir leid, meinen Raum so beschränkt zu sehen, daß ich nicht näher hier darauf eingehen kann. Überall werden die Gefangenen mit Spinnen und Weben, mit Kleider- und Schuhwerkverfertigung und mit Nähen und Strohflechten beschäftigt, überall auch hat man die beherzigungswerthe Einrichtung getroffen, ihnen, wenn sie sich gut aufführen, einen gewissen Theil ihres Verdienstes zu überlassen, der für sie gespart wird und beim Austritt aus dem Gefängniß ihnen das Mittel giebt, nicht sofort wieder von Noth und Elend zu Verbrechen getrieben zu werden, was bei uns leider fast immer der Fall ist, weil in unseren Strafanstalten der Gefangene nur für die Casse der Anstalt arbeitet und wenn er entlassen wird, ganz hülflos in die Welt sich gestoßen sieht, wo man ihm zumuthet sich ehrlich und redlich zu ernähren.

Die Direktoren der Zuchthäuser sind, wie alle Beamte der Schweiz, durch Wahl aus den sich dazu meldenden Bürgern hervorgegangen und oft mag die Klage gerechtfertigt sein, daß völlig ungeeignete Personen zu diesem wichtigen Amte gelangen, wohin nur Männer

passen, welche Herzen voll hoher Menschenliebe, neben einem festen Charakter, einen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn, Scharfblick, Menschenkenntniß und eine wahrhafte Neigung zu ihren schwierigen Beruf mitbringen. Ich habe in dem Zuchthause zu Zürich den ehemaligen Direktor dieser Anstalt, Hottinger, gefunden, angeklagt die Gefangenen mit fürchterlicher Grausamkeit behandelt und auf Kosten ihrer Erhaltung und Verpflegung die Casse bestohlen und betrogen zu haben. Einen unglücklichen Gefangenen ließ der unmenschliche Direktor verhungern und erst in Folge dieser Unthat, welche zufällig die Öffentlichkeit erreichte, kam es zu einer Untersuchung seiner langen Amtsführung und zur Enthüllung seiner Verbrechen. Die Regierung hatte sich bis dahin wenig um das Zuchthaus gekümmert, dessen Direktor eine so unbeschränkte Gewalt ausübte, daß keiner der Mißhandelten gegen ihn zu klagen wagte. Jetzt ist Hottinger, der aus Habsucht zum Dieb und Mörder wurde und ein hübsches Vermögen gesammelt hatte, mit dem er sich ein Landgut zu kaufen dachte, vor einigen Monaten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und hat die furchtbare Schmach zu ertragen, im grauen Leinwandskittel am Webestuhl zwischen denselben Menschen zu arbeiten, die er so oft als Direktor mißhandeln und hungern ließ.

Der jetzige Direktor der Strafanstalt in Zürich, Herr Schweizer, ist, wenn ich nicht irre, Buchbinder gewesen,

ehe er zu seinem Amte kam, aber es ist ein sehr strebsamer und wohlunterrichteter Mann, der sich die größte Mühe giebt die Anstalt zu vervollkommnen, die Mängel derselben aufzusuchen und zu verbessern, und dessen Eifer und Pflichtstrenge mit einem menschenfreundlichen Herzen gepaart sind. Seit Hottingers Grausamkeiten entdeckt wurden, die einen Schrei des Abscheus und Entsetzens in der ganzen Schweiz hervorbrachten, hat dies die gute Folge gehabt, daß überall die Theilnahme für das Loos der Strafgefangenen wuchs und die Regierungen eine aufmerksamere Überwachung von Seiten des Staates anordneten, obwohl in Zürich und Bern noch gar Vieles im Gefängniß- und Strafwesen zu verbessern bleibt.

In Bern ist ein ehemaliger Pastetenbäcker, Namens Neukomm, Direktor der Strafanstalt, der mir von glaubwürdiger Seite als ein durchaus nicht an seine Stelle passender Mann geschildert wurde, welcher den guten Posten, der 2400 Franken Gehalt bei freier Wohnung u. s. w. einträgt, nur dem Parteiwesen zu danken habe. Im Übrigen ist auch die berner Strafanstalt ausgezeichnet durch große Reinlichkeit, und, menschlicher als in Zürich, tragen die Schwerverurtheilten dort keine Ketten, sondern nur einen Eisenring. Es ist in diesen Strafanstalten noch zu viel von den alten Einrichtungen übrig geblieben, auch hindert die Gesetzgebung zuweilen an Reformen. Die alten Schellenwerke der Schweiz,

wo die Verbrecher in Ketten saßen, haben sich mit den neuen Zucht- und Strafanstalten verbunden. In Zürich kommen sogar alle zu Gefängnißstrafe Verurtheilte nebst Untersuchungs- und Polizeigefangenen ins Zuchthaus, so daß leichte und schwere Verbrecher, Diebe, Mörder, Brandstifter und solche Personen, die vielleicht wegen Schlägerei oder ganz gewöhnlicher Vergehen verurtheilt wurden, zusammen arbeiten müssen, nur daß die Schellenwerksträflinge in Zürich Ketten, in Bern Eisenringe tragen.

Das läßt sich in großen Strafanstalten, wo gemeinsam gearbeitet werden soll, kaum vermeiden, und wenn die Sache recht angefaßt würde, könnte es sogar zum Guten ausschlagen, wenn man verwilderte Gemüther, Menschen, die schwer gefehlt haben, mit besser gearteten und schuldloseren zusammenbrächte, denn es früge sich, ob nicht bei richtiger Leitung das Gute eine überwältigende Einwirkung auf das Böse üben würde. Aber es ist hier noch manches Andere zu bessern, wie z. B. in Zürich, wo das Gesetz die Zuchthausstrafe häufig dadurch schärft, daß der Gefangene so und so viel mal im Jahre auf einen oder mehrere Tage bei Wasser und Brod in ein dunkles Gefängniß gesperrt werden soll, und mag er sich nun auch noch so fleißig und ordentlich betragen, er wird doch in die dunkle Strafzelle gebracht und das Urtheil an ihm vollzogen, gerade wie man früher auch bei uns die Gefangenen zum Willkommen

und Abschied und in bestimmten Zeiträumen peitschte, was man in Zürich in Brod, Wasser und Finsterniß übersetzt hat.

In Bern werden die Sträflinge theilweis auch für Feldarbeiten und Bauten vermiethet, in Zürich zu öffentlichen Arbeiten verwandt und nur in St. Gallen hat man nicht allein für eine vollkommne Durchführung des Auburnschen Systems gesorgt, sondern der Anstalt auch zwei Geistliche und einen Lehrer gegeben, welche die 80 bis 100 Sträflinge häufig besuchen, trösten, ermahnen und unterrichten sollen. Endlich besteht hier allein ein Schutzverein für entlassene Gefangene, der in allen Bezirken des Kantons Mitglieder besitzt, welche die Verpflichtung haben, die in Freiheit Gesetzten auf drei Jahre bei rechtschaffenen Leuten unterzubringen, wo sie ihre Schützlinge beaufsichtigen und zum Guten anhalten. Ohne solche Vereine wird kein System gute Früchte tragen; denn nur, wenn Menschenfreunde sich der Verlassenen und Entehrten annehmen, sie aufrichten, ihnen Unterkommen verschaffen und ihnen ermahnend und schützend zur Seite stehen, kann man hoffen, daß der größte Theil sich wirklich bessert und dem Elende oder der Versuchung nicht von neuem unterliegt.

Die Gesetze der meisten schweizer Kantone sind, eben weil sie größtentheils aus alten Zeiten stammen, außerordentlich streng. Geringfügiger Feld- und Hausdiebstahl, der nach unserem Recht eine Einsperrung von

4 bis 6 Wochen nach sich ziehen würde, wird mit Zuchthaus bis zu zwei Jahren bestraft, und die aus dem Volk gewählten Richter zeigen gegen die Angeschuldigten, wenn nicht besondere Umstände obwalten, weit weniger Milde, als die Mitglieder der gelehrten Richterkaste unserer Monarchieen, welche bei weitem objectiver die Gegenstände beurtheilen, weil sie durchaus nicht dabei betheiligt sind. Der Richter in der Schweiz fühlt sich als Eigenthümer, als Bürger und ist obenein vielleicht in manchen Vorurtheilen befangen, die ihn zur Strenge neigen. Hierin liegt gewiß eine Erklärung, warum die Gesetzgebung der Schweizer in den meisten Kantonen so harte Strafen festhält und nicht leicht zu Reformen gelangt, weil die Majorität diese alten Gesetze noch für vollkommen gerechtfertigt betrachtet.

Ernährt werden die Gefangenen in den Zuchthäusern weit besser als bei uns. Sie erhalten gewöhnlich Morgens, Mittags und Abends eine warme Suppe, ein bis zwei Male Fleisch in der Woche, hinreichendes Gemüse und gutes Brod, in Bern sogar Sonntags einen halben Schoppen Wein. Wie kläglich werden dagegen bei uns die Gefangenen ernährt, wo nie von Fleisch die Rede ist, die gröbste und magerste Kost die meisten in fortgesetztem Hunger hält und Marasmus die vorherrschende Krankheit der Strafanstalten bildet.

Genf allein hat ein Gefängniß nach pensylvanischem System eingerichtet, das hier durch den Einfluß

der Methodisten ausgeführt wurde, dem Staat eine halbe Million Franken kostet und Jahresausgaben von 30 bis 40,000 Franken nöthig macht. Dies Zellengefängniß ist ganz nach den amerikanischen Mustern erbaut. Es heißt l'eveché, weil es an der Stelle errichtet ist, wo einst der bischöfliche Pallast stand, und besteht aus zwei Flügeln, in deren Mitte die Kirche und das Gefängniß für Kinder sich befindet. Das Volk haßt dies Zellengefängniß in so hohem Grade, daß mir mehrfach versichert wurde, sobald es einmal Meister der Regierung sei, werde es keinen Stein auf dem andern lassen, was allerdings bis jetzt nicht geschehen ist. Aber es ist kein Wunder, wenn dies Gefängniß gehaßt wird, denn es wird dem Volke zumeist bekannt, da es alle Gefangene ohne Unterschied aufnimmt, die auf weniger als ein Jahr verurtheilt werden. Man ist in Genf so menschlich gewesen einen Unterschied in der Zeit der Einsperrung bei der Anwendung dieses Gefängnisses zu machen, aber man verurtheilt ohne Sonderung alle diejenigen, welche irgend eines Vergehens wegen zu ein paar Wochen oder Monaten Gefängniß kommen, diese Haft in einsamen Zellen zu überstehen, und bereitet ihnen dadurch große Leiden. Machte man von diesem Gefängnisse eine richtige Anwendung, so würde man die einsamen Zellen nicht nur zur Untersuchungshaft verwenden können, wie es wirklich geschieht, sondern man würde auch schwere Ver-

brecher auf eine Zeit lang dort einsperren, bis sie durch Einsamkeit, Arbeit, Ermahnung und richtige Behandlung den Grund zu einer Besserung legten, welche, sobald ihre Führung und ihre gefaßten Vorsätze es erlaubten, nach Einsicht der Vorstände des Gefängnisses, gemeinsame Arbeit zulässig machte. So wie man jetzt dies Gefängniß verwendet, ist es nur eine Qual für die unschuldigste Klasse der Gefangenen, und man kann es den armen Leuten, die hier eines geringen Vergehens wegen eingesperrt sind, nicht verargen, wenn sie die Zellen verfluchen und hassen.

Im Übrigen werden die Gefangenen gut behandelt und dies ist überhaupt ein großer Vorzug der Zellengefängnisse. Die grausamen Strafen fallen darin fort. Prügel namentlich werden sie überall überflüssig machen. Man nimmt den Gefangenen die Arbeit, wenn sie unfolgsam sind und gegen die Hausordnung fehlen, was gewiß schon sehr hart ist, denn es ist ihre einzige Unterhaltung und deren Entziehung wird von den meisten sehr gefürchtet. Bei öfteren Fehlern nimmt man ihnen die Matratze, den Schnupftaback, giebt ihnen Wasser und Brod oder im äußersten Falle sperrt man sie in eine dunkle tiefe Kellerzelle ohne Bett und warme Nahrung. Drei Tage ist die härteste Strafe dieser Art, allein sie kommt, wie mir der Direktor sagte, sehr selten in Anwendung, denn die Widerspänstigen werden gewöhnlich durch Arbeitsentziehung und Verlust der kleinen Vergünstigungen,

namentlich des Schnupftabacks, folgsam und fleißig. Jedes Gefängniß wird täglich wohl 15 bis 20 Mal besucht. Der Direktor, die Aufseher, der Pfarrer kommen, und zwar zu den Protestanten ein protestantischer Pfarrer, zu den Katholiken ein katholischer Geistlicher. Das Gefängniß zu besuchen ist jedem Fremden auf Eintrittskarte erlaubt, die Zellen betreten darf jedoch Niemand, allein an jeder Thür ist ein Schieber, unter dem ein feines Drahtgitter liegt, durch welches man das Innere übersehen kann, während es dem Gefangenen unmöglich ist zu hören oder zu sehen, daß Jemand sich in seiner Nähe befindet. Auf den Korridoren liegen dichte Strohmatten, welche jedes Geräusch der Gehenden abhalten, kein lautes Wort darf gesprochen werden und dies Schweigen des Todes, diese tiefe, fürchterliche Ruhe ist besonders beängstigend.

Man gebraucht die Vorsicht den männlichen Theil der Besucher nur die männlichen Gefangenen, den Damen nur die gefangenen Frauen zu zeigen, weil man zuweilen sonst zu sehr ungeeigneten Anblicken kommen könnte. Im Grunde sollte man der bloßen Neugier gar keine Concessionen machen, sollte die Gefangenen ganz damit verschonen und nur denjenigen den Eintritt verstatten, die einen wissenschaftlichen Zweck dabei verfolgen. In jeder Zelle befindet sich ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett mit Matratze und Decke und ein Gefäß für die nöthigen Bedürfnisse. Man gestattet den

Gefangenen Schreibzeug und giebt ihnen eine Bibel und Erbauungsschrift, denn man verfolgt hauptsächlich, wie überall, so auch hier, den Grundsatz sie durch das Christenthum zu bessern, und sucht das Gute auf einer religiösen Grundlage zu befestigen. Gewiß ist dies ein wohlzubeachtender Weg, aber er sollte nicht der einzige sein, darum scheint mir der Plan, welchen die Regierung in Waadt jetzt hegt, ein ebenso verständiger, wie menschenfreundlicher und wohlthätiger. Man geht dort damit um, den Gefangenen nicht allein die Bibel, sondern auch andere belehrende und gemeinnützige Schriften zu gestatten, dem Handwerker Bücher und Schriften über sein Handwerk, dem Ackerbauer Bücher über den Ackerbau u. s. w. zu reichen, dabei ihnen zu ihrer Erholung und Ermunterung Geschichtsbücher, Erdbeschreibungen und wohlthätig anregende, das Gute fördernde Schriften in die Hände zu geben, welche geeignet sind, das Nachdenken zu erwecken und die geistigen Kräfte zu Entschlüssen zu ermuntern.

Wir haben gesehen, sagte mir einer der Staatsräthe in Lausanne, daß das bloße Lesen der Bibel und die Ermahnungen der Prediger wenig fruchten. Die Menschen ermüden daran und müssen sich langweilen, wenn sie immer nur christliche Moral erhalten. So fruchten auch die jetzigen Systeme nichts. Unter der einsamen Haft stirbt der Mensch ab, seine Kräfte schwinden, er wird zur Maschine und verfällt in Schwermuth,

Wahnsinn oder Stumpfsinn; das Auburnsche System dagegen macht ihn zum Heuchler, erfüllt ihn mit Wuth und Arglist und ist noch weit fürchterlicher in seinen Folgen, als das strenge Zellensystem. Wir wollen daher die Gefangenen nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten, vornehmlich aber mit Landbau, beschäftigen, ihre Menschenwürde in jeder Weise aufrecht erhalten, sie belehren, so viel nur möglich, ihren Eifer durch Anerkennung und durch Belohnungen fördern und ihre Strafen durch Beschämungen verdoppeln; dabei sie in Klassen theilen und durch Versetzung von der einen in die andere ihnen Aussicht auf Abkürzung ihrer Haft und auf gänzliche Befreiung gewähren; endlich dafür sorgen, daß sie kleine Summen sparen und beim Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft Freunde finden, welche sich ihrer annehmen und sie davor zu bewahren suchen, sich von neuem zu Verbrechern zu machen.

Diese edle Absicht hörte ich mit Freude. Sie ist so menschlich und richtig, daß man nur wünschen kann, die Regierung des Waadtlandes beeilte sich, sie ins Leben treten zu lassen und zeigte der Welt, daß die Herrschaft des Volks, welche so oft geschmäht wird, am besten im Stande ist, die tiefsten Wunden der menschlichen Gesellschaft zu heilen.

Was gegen das Auburnsche System gesagt wird, habe ich vollkommen bestätigt gefunden. Es ist ein schreckliches, unmenschliches System, weit grausamer als

das pensylvanische, weit unnatürlicher als dies, denn es verdammt den Menschen stumm neben seinem Mitmenschen zu sitzen, verdammt ihn zu einem ewigen Schweigen, zu einem steten Heucheln, zu einer fortgesetzten List und Verschlagenheit, um den Aufseher zu täuschen, zu einem Gewebe von Lüge und Bosheit, zu einem beständigen schrecklichen Zwang, gegen den sich Alles im Menschen sträubt und dessen Folgen eine wahre Besserung unmöglich machen. Man denke sich das Gräßliche, den ganzen Tag über keinen Laut von sich zu geben, nicht allein bei der Arbeit, sondern auch in den Feierstunden, bei den Spaziergängen, wo die Gefangenen auf kleinen Räumen im Kreise umhergetrieben werden; wie Pferde in der Mühle, muß jeder zwei Schritte von dem Anderen bleiben und ein Aufseher beobachtet genau, daß Niemand sich etwas zuflüstere. Des Mittags in ihren Zellen eingeschlossen, des Nachts ebenfalls, oder wenn sie gemeinsam schlafen, immer einen Aufseher neben sich, der unerbittlich Jeden einer strengen Strafe überliefert, der es wagt den Befehl zu übertreten, welcher seine Zunge stumm und ihn zu einer schweigenden Maschine macht, ist das Loos dieser Unglücklichen eines der schrecklichsten, was gedacht werden kann.

Man muß in Gefängnissen nach Auburnschem Systeme gewesen sein, um das Furchtbare desselben zu begreifen. Kaum weiß man dann, wer mehr zu beklagen

ist, die Gefangenen oder die Aufseher. Denn welch Leben führen diese! In den Arbeitssälen stehen sie auf einer Art Lehrstuhl oder Kanzel und vom Morgen bis zum Abend überwachen sie die Lippen und Hände der zum Schweigen und Arbeiten verdammten, herabgewürdigten athmenden und lebenden Maschinen. Man sieht in solchem Saale zwanzig oder dreißig menschliche Wesen, die Automaten gleichen. Die Weberschiffe rasseln, die Räder lärmen, oder sie schneidern, schustern, schmieden und hämmern, aber kein menschlicher Laut wird gehört. Die blassen Gesichter, denen die Gefängnißluft meist eine Lederfarbe aufgedrückt hat, sehen wie erstarrt, oft aber düster und tückisch aus, und während ihre lauernden Blicke umherfliegen, verräth doch keine Bewegung, daß ihre Seelen von einem Eindruck ergriffen würden, dem die Organe folgten, denn der Aufseher steht dort, der jeden Blick, jedes Lächeln, jeden Wink überwacht und sofort auf dem Papier vermerkt, das vor ihm liegt.

In Genf ist das zweite Gefängniß, wohin alle männlichen Gefangenen gebracht werden, welche länger als auf ein Jahr verurtheilt sind, nach Auburnschem System eingerichtet und ausgezeichnet gut, ebenfalls mit zwei Flügeln gebaut. Der Direktor kann aus seinem Geschäftslokale durch verborgene Öffnungen in die Arbeitsräume blicken; Hörröhren geben ihm von jedem Laut Nachricht, welcher dort gesprochen wird. Er selbst

war jedoch ein entschiedener Gegner des Auburnschen Systems, das er ein System zur Vollendung der Demoralisation nannte. Wenn Sie wüßten, sagte er, wie wenig Besserung dadurch erzielt wird und welche Erfahrungen ich hier täglich mache, wie List und Bosheit stets geschäftig sind, die Wachsamkeit der Aufseher zu betrügen, und welche Heuchelei dabei angewandt wird: Sie würden mir beistimmen, daß nichts Besseres geschehen könne, als überall das Zellengefängniß einzuführen. Darin stimmte ich dem Herrn Direktor freilich nicht bei, denn auch das Zellengefängniß mit seiner Vereinsamung ist entwürdigend für die Menschheit und eine der fürchterlichsten Grausamkeiten, die der frömmelnde Wahn unserer Zeit erfunden hat, um menschliche Wesen zu quälen. Nur wenn die einsame Zellenhaft auf kurze Zeit angewandt wird, um schwere Verbrecher damit schärfer zu strafen und der Reue zugänglicher zu machen, kann man sie vertheidigen, aber auch dann nur, wenn man den Gefangenen nicht allen Trost des Lebens entzieht und in der Grausamkeit nicht so weit geht, ihnen die ganze Außenwelt und selbst das Himmelslicht abzuschneiden.

Hier in Genf haben die Zellenfenster wenigstens eine Scheibe, durch welche der Gefangene den Himmel und sein Licht sehen kann, auch steht in jeder Zelle ein Stock, mit welchem nach Belieben das ganze Fenster zu öffnen ist. So ist es auch in Lausanne, wo die Ge-

fangenen, welche von 3 bis zu 10 Monat Gefängniß verurtheilt worden, ebenfalls in Zellen sitzen, wozu man durch Annahme der Meinung bewogen wird, daß es die Ehre eines Gefangenen weniger verletze, während seiner Haft allein zu sein, als gemeinsam mit schweren Verbrechern zu arbeiten. Die auf längere Zeit Verurtheilten arbeiten nach Auburns System gemeinsam und werden Nachts in Zellen eingeschlossen, welche die Arbeitssäle umringen.

Ernährt werden sie Alle sehr gut. Jeder Gefangene erhält in Genf täglich 22 Unzen Brod, Morgens und Mittags jedesmal 1½ Quart Gemüse, Abends Suppe, Erdtoffeln, Rüben u.s.w. Dazu zweimal wöchentlich Fleisch und in Lausanne sogar einen Morgen um den anderen Kaffee. Licht ist bis neun Uhr Abends gestattet. In Genf und Lausanne überläßt man den Gefangenen einen Theil des Arbeitsertrages. Im Zellengefängniß zu Genf erhält der Gefangene, wenn er zum ersten Male dort ist, die Hälfte gutgeschrieben, Rückfällige nur ⅓. Im Gefängnisse nach Auburnschem System bestehen vier Klassen, die entweder zur Strafe gar nichts, oder ¼, ⅓ und die Hälfte ihrer Verdienste empfangen, je nachdem man mit ihnen zufrieden ist und sie hinauf- oder heruntersetzt. In Lausanne gehört den Gefangenen ¼ der Arbeit, mit welcher sie monatlich 3 bis 5 Franken erwerben können. Rückfällige bekommen nur ⅛ oder noch weniger.

Auch der Direktor der Strafanstalt zu Lausanne erklärte sich entschieden gegen das Auburnsche, aber auch gegen das Pensylvanische System. Bei beiden, sagte er mir, ist eine Abnahme der geistigen Fähigkeiten sehr wohl wahrzunehmen, ganz besonders aber bei den nach Auburn behandelten Gefangenen, wo gewöhnlich schon nach 3 Monaten ein Hinschwinden der geistigen Kräfte, ein Versunkensein in sich, Gedächtnißschwäche und ein maschinenartiger Zustand eintritt. Ich besuchte die Zellen der Gefangenen und fand, daß die meisten sich eine Art Kalender gemacht hatten, um den Tag, Datum und Monat nicht zu vergessen. Der Direktor theilte mir mit, daß zuerst sich bei den Meisten das Gedächtniß für die Dauer ihres Aufenthalts im Gefängnisse verliere, bis nach und nach eine völlige Gleichgültigkeit für Zeit, Ort und Vorgänge sie überwältige. Dies fand ich auch bestätigt, als ich in die Zelle eines jungen Mannes trat, der wegen körperlicher Verletzung eines Gegners bei Gelegenheit eines Streits auf neun Monate hier eingesperrt war. Ich fragte ihn, wie lange er hier sei, und sein blasses Gesicht röthete sich mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung, als er den Direktor bittend anblickte und mit leiser Stimme sagte: »Ich habe es vergessen, ein Gefangener vergißt das schnell hier. Wie lange ist es, ich weiß es nicht mehr?« Er war vier Monate in der Zelle und sie mußten ihm zur Ewigkeit geworden sein. Sein unbeschreiblich trauriger Blick hef-

tete sich auf den Direktor, als dieser mir mittheilte, er habe noch fünf Monate hier zu verweilen. Schweigend griff er zu seiner Arbeit und wendete sich ab. Dieser arme junge Mann saß vier Monate erst in der einsamen Haft und die Zeit hatte für ihn kein Maß mehr, sein Gedächtniß hatte in der Eintönigkeit seiner Tage die Erinnerung daran verloren und doch konnte er den Himmel sehen, sogar die Bäume und die fernen Berge; er konnte täglich zwei Male eine halbe Stunde spazieren gehen und man nahm es hier nicht so genau mit dem Erblicken anderer Gefangenen. Nun denke man sich die Leiden und das schreckliche Schicksal eines Unglücklichen, der vier Jahre in einer Zelle steckt, die wie die Zellen des berliner Gefängnisses matt geschliffene Scheiben hat, wo alle List und Kunst angewandt ist, daß kein Ton zu seinem Ohr dringt, kein Unglücksgefährte ihn sieht oder hört, wo eine ewige todte Stille ihn umgiebt, die nur durch Gebete, Ermahnung und Predigten unterbrochen wird.

Und dennoch wollte ich für mein Theil weit lieber in einer solchen Zelle sitzen, als nach Auburns System zum Schweigen verdammt unter menschlichen Larven. In seiner Zelle kann der Gefangene doch seine Stimme brauchen, er kann sich bewegen, rasten, gehen; er ist nicht der unerträglichen Pein einer steten Aufsicht unterworfen, die jeden Blick bewacht. Ich kann es recht wohl begreifen, daß in Lausanne sich jetzt eine Frau

befindet, die zu fünf Jahr Gefängniß verurtheilt ist, aber um Gottes Willen gebeten hat, sie einsam einzusperren, und sich weigerte, in Gemeinschaft zu arbeiten, bis man ihren Willen erfüllte. Man muß endlich dahin kommen, jene beiden schrecklichen Systeme zu vernichten. In Lausanne wird man es thun und ein menschliches, würdiges Straf- und Besserungsverfahren beginnen. Man kann dort auch nur sehr schwer noch Aufseher und Aufseherinnen bekommen und gewiß, es ist zu bewundern, daß sich redliche und gute Menschen überhaupt zu einem Dienste hergeben, der zu den fürchterlichsten gehört, die ich kenne.

IV. Kapitel.

Die Dampfschiffe auf dem See — Die französischen und die deutschen Schweizer — Die Esel in Genf — Fahrt über den See — Die Ufer — Alte Städte, Schlösser und Weinberge — Vevay und Montreux — Die Gasthäuser und Pensionen — Von Ouchy nach Lausanne — Der Kanton Waadt — Uhrenindustrie in St. Croix — Bevölkerung — Umgestaltungen durch die Revolution — Großer Werth des Bodens — Ackerbau und Viehzucht — Hang zur Völlerei — Trotziger Sinn der Bauern — Volkscharakter — Die beiden Revolutionen von 1831 und 1845 — Die religiösen Fehden — Die Pfarrer — Die freie Kirche und die Staatskirche — Bestreben der Geistlichkeit sich von der Oberaufsicht des Staates zu befreien — Politische Gesinnungen der Pfarrer und Lehrer — Ihre feindliche Stellung zu der neuen Regierung — Die Revolution vom 14. Februar 1845 — Versammlung des Volks auf dem Montbenon — Der Präsident Druey — Verläumdungen des Staatsraths — Weigerung der Pfarrer eine Proclamation von der Kanzel zu lesen — Bestrafung einer Anzahl Geistlicher — Abtretung der Geistlichkeit in Masse von ihren Ämtern — Sieg des Staatsraths und des Volks gegen die verschworenen Pfarrer — Versuche durch fortgesetzte Verläumdungen die Regierung um Achtung und Ansehen zu bringen und das Land in Unruhe zu setzen — Die Justiz des Kantons — Die Verfassung — Auch die Almosenempfänger haben das Activ-Bürgerrecht — Abgaben und Steuern — Die Einnahmen und Ausgaben — Das Militairwesen — Büchsenschützen und Schützenfeste in der Schweiz und im Waadtlande — Die Schulen — Fortschritt derselben — Gesicherte Lage der Lehrer — Stellung und feste Besoldung der Pfarrer — Unterstützung der Künste — Das Museum — Das bischöfliche Schloß in Lausanne — Die Kathedrale — Denkmal des unglücklichen Major Davel — Die Kaffeehäuser und Vereine der Parteien — Demokratische Gleichheit im Zusammenleben der Bürger — Die deutschen Zeitungen über die Waadt — Die Pöbelherrschaft — Preßfreiheit — Armenwesen und Hospitäler — Austheilung von Lebensmitteln und Getreide auf Kosten des Staats — Leben in der Waadt und in Lausanne — Allgemeiner Antheil an diesem Kanton.

Über den genfer See gehen regelmäßig zu verschiedenen Tageszeiten Dampfschiffe, welche Genf mit allen Städten am nördlichen Ufer, so weit dies zum Waadtlande gehört, in Verbindung setzen; das südliche

savoyische Ufer und was zu Wallis gehört, wird dagegen nicht von ihnen berührt.

Die Dampfschiffe auf dem See sind groß und fahren schnell, auch billig, wenn man sich bequemt den zweiten Platz zu nehmen, was hier Jedermann thut und den Engländern fast allein den ersten theuern Platz überläßt, wo nicht geraucht werden darf und alle Einrichtungen sehr elegant sind. Die Schweizer aber rauchen Alle eben so stark, wie die Deutschen; selten ist Einer der nicht die Zigarre für unentbehrlich hielte, darum ist der Tabacksverbrauch auch so groß in der Schweiz und gerade hier nach dem französischen Theile kommt eine bedeutende Quantität Tabacksfabrikate aus Baden, denn die französischen Schweizer rauchen fast noch stärker, als ihre deutschen Eidgenossen.

Auf dem Dampfboote waren daher auch mehre deutsche Handlungsreisende, die, wie sie sagten: in Zigarren machten, dabei aber lebhaft klagten, daß der Absatz sich bedeutend verringere, weil die Schweizer anfingen selbst Zigarren zu fabriziren, namentlich zu Granson in Waadt, wo eine Zigarrenfabrik ungeheure Geschäfte mache. So viel ist gewiß, daß wer gern Zigarren raucht, sehr wohl thut, wenn er seinen Vorrath aus Deutschland mitbringt, denn in der Schweiz sind gute Zigarren außerordentlich theuer und obenein selten zu haben. Tabackshandel ist aber das Hauptgeschäft, welches von Deutschland aus an den Ufern des

lemanischen Sees getrieben wird, in allen anderen Fabrik- und Manufakturwaaren sind die Franzosen überwiegend und nur in einigen Färbeartikeln, gewissen Leinen- und Wollenstoffen und Leder kann Deutschland concurriren.

Trotz des argen Regenwetters, das meinen Aufenthalt in Genf fast beständig begleitete, schied ich ungern von der lebensvollen, thätigen und prächtigen Stadt, die des Schönen so vieles besitzt und wo ich manchen wackeren Mann kennen gelernt hatte. Es ist doch ein großer Unterschied im Charakter der deutschen und französischen Schweizer. Die freundliche Höflichkeit ihres Benehmens macht einen vortheilhafteren Eindruck und statt des Mißtrauens und der Kälte, welche so häufig in der deutschen Schweiz dem Fremden eine übele Meinung beibringt, findet man hier eine Offenheit und ein Entgegenkommen, das aus dem leichtern Blut und der größeren Gewandtheit entspringt, aber viel wohlthuender ist, als jene schwere Abgeschlossenheit.

Auch in Genf und Lausanne zieht sich das Familienleben in seine engen Kreise zurück und das Leben der Klubs und Kaffeehäuser tritt in den Vordergrund, aber es ist doch anders als in Bern und Zürich. Der französische Schweizer mag, was Bildung und Wissen betrifft, in allen Klassen nicht über dem deutschen stehen, der bei näherer Bekanntschaft wohl seinen tüchtigen

Kern offenbart, allein die Form der Gesellschaft und Geselligkeit hat in der französischen Schweiz einen weiten Vorsprung. Die Menschen sprechen hier auch weit lieber, als in der deutschen Schweiz. Man kann sicher sein, bald Bekanntschaften zu machen, angeredet und befragt zu werden und Alles geschieht in höflicher Weise, die, ohne zudringlich zu sein, ein Gespräch ausspinnt.

Die Gasthöfe in Genf sind zum Theil sehr elegant und trefflich und haben die reizendste Aussicht auf See und Hafen, dabei sind sie nicht theurer, als in anderen großen schweizer Städten. Zum Heil der Gastwirthe, aber zum Schaden der Reisenden, sind sie fast immer überfüllt und hierzu trägt nicht wenig dazu bei, daß es schwer ist von Genf fortzukommen, wenn man etwa nach Frankreich will und die Post nach Lyon zu benutzen denkt. Diese Post stellt keine Beiwagen, die Plätze sind daher oft auf acht bis vierzehn Tage hinaus vergeben und dem Fremden bleibt nichts übrig als zu warten oder einen anderen Weg zu wählen, wenn er dies kann.

Die größte Qual in Genf verursachten mir die Esel, für welche die Genfer, seit ein Eselschwanz ihnen die Freiheit verschaffte, eine besondere Zärtlichkeit zu haben scheinen. Unzählige dieser langohrigen Geschöpfe, vor kleine Karren gespannt, bringen täglich aus den Landgemeinden Milch, Gemüse und allerlei Lebensbedürfnisse in die Stadt, wo des Morgens Straßen und

Plätze mit ihnen angefüllt sind. Diese Esel, von denen zuweilen Dutzende an den Haltepläßen beisammen stehen, haben die abscheuliche Sitte jeden ankommenden oder vorbeiwandernden Gefährten mit einem Tutti zu begrüßen, von dem man toll werden könnte. Den ganzen Vormittag über hallt dies Eselgeschrei durch alle Theile von Genf und kaum ist es zu begreifen, wie die Genfer mit ihren Kunstempfindungen und Neigungen dies zu ertragen vermögen. Wir hören es nicht mehr, sagte man mir lachend, denn wir sind daran gewöhnt, und wenn Sie ein paar Monate hier wären, würde Ihnen etwas fehlen, wenn eines Morgens sich die Esel nicht hören ließen. Das mag wahr sein, indeß scheint die Gewöhnung an diese Concerte doch einige Mühe gemacht zu haben, denn man erzählte mir, daß auf Beschwerde vieler Bewohner die Esel mehrmals verboten worden seien. Allein die Landleute kehrten sich nicht daran, sie weigerten sich und drohten mit Gewalt, so daß man nachgeben mußte und die Esel in ihren Rechten ungekränkt verblieben.

Mehr oder minder ist dies in allen Städten der französischen Schweiz der Fall. Überall trifft man die Esel wieder und es sind große starke Thiere mit schlanken Beinen und beschlagenen Hufen, welche ganz stattlich aussehen.

Das Dampfschiff führt von Genf in zwei Stunden nach Lausanne, oder vielmehr nach Ouchy, dem

Hafenplatz, von wo aus man im Omnibus eine halbe Stunde bergan fährt, denn Lausanne, die Hauptstadt des Waadtlandes, liegt auf der Höhe des Bergzuges, der von unten auf mit Reben bepflanzt ist und gegen den Süden gewendet die Sonne ihre volle Macht auf das Gewächs üben läßt.

Eine Fahrt über die ganze Länge dieses herrlichen Sees zu machen, gehört zu den reizendsten Genüssen der Reise. Der lemanische See ist der größte in der Schweiz, 16 bis 17 Stunden lang und bis 3 Stunden breit. Obwohl er bogenförmig sich krümmt, erscheint er doch meerartig unabsehbar und da er bis 1000 Fuß tief ist, haben seine sturmbewegten Wasser die Macht und Größe der Meereswogen. Je weiter man von Genf sich entfernt, um so schöner werden die Ufer, welche nach und nach anwachsen und an der sardinischen Seite einen wilden Gebirgscharakter annehmen. Zur Linken liegt die Waadt mit zahllosen bewohnten Örtern, alle von dem Grün der Rebe umschlungen, die an den Höhen des Jorat emporklettert. Hier fährt das Schiff an Coppet vorüber, wo Necker und seine Tochter wohnten, dann an dem alten Nyon, zu deutsch Neuß, in dessen gothischem Schlosse einst Carl von Bonstetten die Salis, Matthisson, Johannes Müller und viele andere ausgezeichnete Männer um sich versammelte. Eine halbe Stunde später erreicht man die kleine Stadt Rolle, welche ganz von Weinbergen umringt ist, die

den feurigen la Côte liefern. Auf einer kleinen Insel am Hafen steht das Monument eines berühmten edlen Bürgers, des Generals La Harpe, Erziehers des Kaisers Alexander; und alle diese Städte, wie auch Morges (das deutsche Morsen), steigen mit ihren alten bethürmten Schössern wie aus den Wellen des Sees empor und lehnen sich an die grünen duftigen Wände des Bergzuges, der sich hinter ihnen erhebt. So folgen sich Ouchy, Lutry, Cully und das herrliche Vevay, (zu deutsch Vivis), Montreux in seiner tiefen Bucht, wo Feigen, Granaten und Lorbeer im Freien wachsen, das alte Schloß Chillon, dessen unterirdische Hallen und Gefängnisse Byron besungen hat, endlich Villeneuve in der Nähe der Rhonemündungen und letzter Punkt der Dampfschifffahrt.

Wenn nun das Auge mit Lust und Freude auf diesen blühenden, ganz von Wein- und Fruchtbäumen, von Städten und großen Gemeinden, von Schlössern und Landhäusern dicht besetzten Ufer weilt, so schweift es mit nicht weniger Entzücken über die wilden hohen Gebirge des savoyischen Ufers, die in der östlichen Hälfte des Sees hart an das große prachtvolle Wasserbecken treten. Die Eis- und Schnee-Hörner des Dent de Midi steigen hier hoch in die Wolken und kaum erinnere ich mich je schönere Färbungen von Wasser, Luft, Wolken und blauem Gebirgsduft gesehen zu haben, als eines Abends in Vevay, wo die Sonne rothglühend in

die Wogen des Sees sank und eine prachtvolle Vollmondnacht ihr folgte. Hier die endlosen Rebenwände und eine milde Natur voll Blüthen und Saft, dort die nackten kahlen spitzen Felsen in ihren Eis- und Schneekronen und zwischen beiden der glänzende See mit seinen mächtigen Segelschiffen, seinen Barken, Gondeln und Dampfern, das Alles giebt Bilder voll Wechsel, Schönheit und Pracht, die sich tief empfinden lassen. Nach Vevay muß man gehen und wenigstens einige Tage dort bleiben, wenn man die Reize dieses herrlichen Sees ganz kennen lernen will. Hier und auch in Montreux wimmelt es von Engländern, aber in Vevay steht eines der besten und größten Gasthäuser in der Schweiz, das Hotel der drei Kronen. Von hier aus kann man leicht Ausflüge nach allen Richtungen machen, und wenn man länger bleiben will, mag man sich wochenweis in Pension geben, wo man pro Tag fünf Franken für Wohnung und Speisung bezahlt, was verhältnißmäßig sehr billig ist. Überall in der Schweiz, auch im berner Oberlande, in Interlachen u. s. w. sind die Pensionen üblich, wo selbst den Engländern nicht mehr angerechnet wird, als jener allgemein gültige Preis.

Lausanne ist die Hauptstadt des Kantons Waadt, der den ganzen weiten nördlichen Uferbogen des lemanischen Sees umzieht und über den Jorat hinaus in den Jura hinein, bis an den See von Neufschatel sich erstreckt.

Es ist ein reich gesegnetes Land, dies grüne und rebenvolle Land der Waadt; fruchtbar an allen Bodenerzeugnissen, angebaut und ohne große Mühe den Fleiß lohnend, denn nur in einem Winkel, wo Wallis und Freiburg mit seinem Gebiet zusammenstoßen, giebt es hohes Gebirgsland: das Oldenhorn, die Diablerets und der Dent de Morcles tragen Eishauben und ewigen Schnee.

Wenn man von Ouchy nach Lausanne herauffährt, kann man die Natur dieses Winzerkantons auf viele Meilen überblicken. Es ist ein großer blühender Garten, wo Terrasse über Terrasse liegt. Frucht- und Weingärten dehnen sich auf viele Stunden aus und diese glücklichen Gestade gleichen einem unermeßlichen heiteren Landschaftsbilde, zu welchem Maler ihre Pinsel in die schönsten Farben tauchten, um Sehnsucht und Verlangen in der Brust des Beschauers aufzuwecken.

Ja gewiß, dies Land am See hat etwas Arkadisches, nur sind die Waadtländer eben keine sanfte träumerische Hirten und Schäfer; und geht man tiefer in den Kanton hinein, so weicht der Weinbau dem Ackerbau; auf Wiesen und Matten, an Bergen und Gehängen weiden große Heerden; oder auch die Fruchtbarkeit des Bodens verliert sich in den öden, dürren Thälern des Jura und versinkt in den sumpfigen Umgebungen des Neufchateller Sees. Im Ganzen aber ist die Waadt sehr fruchtbar; Weinbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäfti-

gungen ihrer Bewohner, schöne Waldungen geben ihr Holzreichthum und auf diesem vielfach getheilten Boden leben auf ungefähr 56 Quadratmeilen nahe an 200,000 Menschen, unter denen es sehr wenige Reiche, aber eben so wenige Bettler giebt.

Das ist vielleicht das Beste, was man von der Waadt sagen kann. Es ist ein Land voll Bauern, denn die in den Städten wohnen, sind größtentheils auch weiter nichts als Ackerleute, Viehzüchter und Winzer. Die Industrie ist nicht groß im Lande, sie beschränkt sich auf einige Baumwollen- und Tabacksfabrikation, aber im Jura werden viele Uhren gemacht und diese Uhrenfabrikation hat in neuer Zeit sehr bedeutend zugenommen, wie denn überhaupt die Bewohner des Juragebirges vom Himmel als Uhrmacher des Menschengeschlechts bestimmt zu sein scheinen. St. Croix ist der Mittelpunkt dieser Industrie geworden, welche sich ganz besonders mit der Anfertigung von Spieluhren, Dosen mit Spielwerken, Kästchen mit dergleichen u. s. w. beschäftigt. Fast sämmtliche Fabrikate dieser Art kommen aus dem waadtländischen Jura, und daß es den Leuten hier nicht an Spekulationstrieb fehlt, wurde mir durch die Mittheilung eines Freundes bestätigt, der mir unter Anderem erzählte, daß die Fabrikanten aus St. Croix ihre Spieldosen jetzt bis nach China senden und sehr gute Geschäfte machen. Vor ein paar

Jahren reiste Einer zuerst hin und legte den dicken Herren in Canton seine Uhren und Dosen in Gold, Silber, Horn und Schildpatt vor, welche alle mögliche schöne Opernarien von Auber, Mozart, Bellini und Rossini spielten. Die kunstverständigen Chinesen fanden die Sachen an sich ganz allerliebst, aber sie konnten sich nur mit Widerwillen entschließen sie zu kaufen, weil die abscheuliche Musik ihre Ohren zu sehr beleidigte. Aufs tiefste beklagten sie es jedoch, daß diese rothhaarigen Barbaren nichts von den herrlichen Melodien verständen, welche die Bewohner des himmlischen Reichs in Entzücken setzten. Das war genug für die schlauen Leute aus St. Croix. Sie ließen sich mit Vergnügen die quäkigen Gesänge der Chinesen vortragen, setzten sie auf Noten, schickten diese in den Jura und schon nach einem Jahre kam eine Ladung Spieluhren in Canton an, die mit großem Gewinn verkauft wurde.

Nach der Zählung vom Jahre 1837 hatte die Waadt 183,582 Einwohner, jetzt möchte diese Zahl wohl um 10,000 gestiegen sein. Der Jura und seine Fortsetzung der Jorat, ein Bergrücken welcher am lemanischen See hinzieht und sich an die Alpen lehnt, deren schneeige Spitzen die südöstliche Ecke des Kantons füllen, macht diesen zum größten Theil bergig. Es ist Rhone- und Rheingebiet, von Thälern und Schluchten durchschnitten, aber bis auf

wenige Ausnahmen ist die Luft hier warm und gesund, so daß im Jahre 1837 nur 152 Cretins gezählt wurden.

In keinem Kanton sind seit der Revolution von 1798 die Standesunterschiede so ausgetilgt und der Einfluß des Adels so verloren gegangen, wie hier. Freilich ist man dazu nicht ohne große Opfer gekommen, denn die Waadt hat keinesweges, wie Frankreich, die Privilegien und alten Lasten mit einem Schlage fortgeschafft. Die Feudalrechte, die Frohnden und Zehnten wurden losgekauft und abgelöst und bis zum Jahre 1835 bezahlte der Kanton dafür im Ganzen 7½ Million schweizer Franken (3 Millionen preußische Thaler). Das konnte nur geschehen bei wachsendem Wohlstand, der in allen Klassen sichtbar war, und ist als ein glückliches Ergebniß der freien Bewegung, des steigenden Gemeingeistes und der reiferen Erkenntniß eines lebhaften, seines Rechts sich bewußt werdenden Volks zu betrachten. In keinem Kanton sind auch die Zustände so umgewandelt. Gesetzgebung und Verwaltung nach den Begriffen einer reinen Demokratie so von Grund aus verändert und neu geschaffen worden, wie hier, und wenn man bedenkt, daß dies Land kaum seit einem halben Jahrhundert zur Selbständigkeit gelangt ist, daß die Berner und vor ihnen die Herzoge von Savoyen es durch Satrapen regieren ließen, durch ihre Voigte und Beamten, welche es oft genug bedrückten

und aussogen, so muß man erstaunen, welchen Aufschwung es genommen hat.

Hier stehen keine Holzhäuser, keine elende Hütten, überall erblickt man feuerfeste Gebäude von Marmor und Sandstein, deren Werth schon im Jahre 1811 auf 27 Millionen angenommen wurde, jetzt aber wohl das Vierfache beträgt. So ist auch der Werth des Bodens außerordentlich groß wegen des vielen trefflichen Weinlandes, von dem der Morgen oft mit 6000 bis 20,000 Franken bezahlt wird. Auf 18,000 Morgen Land wird Wein gebaut und gewiß könnte man diesen noch sehr verbessern. Der ganze Kanton hat einen Flächenraum von 423,951 Morgen, darunter 148,715 Morgen Ackerland, 117,933 Morgen Wiesen und Matten, 117,005 Morgen Wald, 25,161 Morgen Weiden und 2158 Morgen Gärten. Der Werth des Ganzen wurde 1834 auf 111,368,680 Franken geschätzt. Man sieht hieran, daß Ackerbau und Viehzucht hauptsächlich die Bewohner beschäftigen muß und in der That hat fast kein Kanton bedeutendere Heerden aufzuweisen, die auf 70,000 Stück Hornvieh, 22,500 Pferde, 64,000 Schafe, 18,000 Ziegen und 20,000 Schweine angegeben werden. Auf den Alpen sömmern 35,000 Kühe und der vortreffliche Käse der Waadt ist einer der vorzüglichsten Handelsartikel.

Dieser Käse, der Wein, von dem jährlich durchschnitt-

lich 20,000 Fuder abgesetzt werden nebst feinen Liqueuren, welche man vortrefflich zu bereiten versteht und jährlich wohl 40,000 Pot fabricirt, bilden die Hauptindustrie dieser ackerbautreibenden Bevölkerung, der man nicht ohne Grund den Vorwurf macht, daß eben ihr reiches Land ihren Hang zum Müssiggang vermehrt und sie verbunden mit der Lebendigkeit ihres Charakters zum Wohlleben und zur Völlerei treibt. Wo so viele Leute selbst Wein gewinnen, wo der Rebensaft so billig ist und man so zahlreiche Wein- und Wirthshäuser findet, kann es kaum befremden, daß Lust zum Trinken in den Leuten ist; zudem steht das Volk der Waadt eben jetzt auf einer gefährlichen Stufe der Entwickelung, denn es ist rasch zu einer vollen Freiheit gekommen und hat noch nicht Durchbildung genug, um diese stets mit Weisheit und mit Anwendung auf sich selbst veredelnd zu gebrauchen. Von den 319 Gemeinden der Waadt sind 111 bekannt durch die Völlerei ihrer Bewohner; in 80 anderen sieht es nicht viel besser aus; mehr als die Hälfte des Landes ist also eines Lasters angeklagt, das üble Wirkungen für das bürgerliche Leben haben muß. Allein die Sucht zum Trinken nimmt ab, wie man mir sagte, je mehr das Selbstbewußtsein steigt, und steigende Bildung, Unterricht und freie Entwickelung sind jedenfalls die besten Mittel zur Bekämpfung der sinnlichen rohen Neigungen. In der deutschen Schweiz ist der Bauer und Arbeiter meist viel zu

sparsam und zum Theil viel zu dürftig, um seine schwer erworbenen Kreuzer zu verprassen, hier in dem üppigeren Lande hat das Volk weit leichteren Sinn und mag gern zusammen in der Schenke jubeln. Es nimmt sich dieselben Freiheiten, wie in anderen Kantonen die Herren in den Städten, das ist der Unterschied, und vielleicht liegt es mit in ihrem Trotz, Niemandem nachzustehen und selbst Herren zu sein, daß sie so gern das Wirthshaus besuchen. Im Übrigen ist es in der Waadt so, wie überall in der Schweiz. Jeder hat seinen Cercle und die Kaffeehäuser. Das häusliche Leben ist dagegen sehr still, Gesellschaften werden nicht gegeben und für den Fremden ist es schwer, in Familienkreise zu dringen.

Zwischen dem Bauer und Stadtbewohner zeigt sich in der Waadt eine eifersüchtige, reizbare Trennung, die aus der alten Ungleichheit übrig geblieben ist und fortbesteht, weil der Bauer weiß, daß er den Stadtbewohnern jetzt ganz gleich an Rechten ist, der Zahl nach aber sie bei weitem überwiegt, darum auch durch die Majorität seiner Vertreter in allen Landesfragen die Macht in seinen Händen hat und doch immer besorgt, die Städte mit ihrem Dünkel des Besserseins könnten sich anmaßen ihn geringer zu achten.

Das ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Waadt und den übrigen radikalen Kantonen der Schweiz: Zürich, Aargau u. s. w. Dort hat das Landvolk fast

dieselben Freiheitsrechte, aber es benutzt sie nicht. Die Fabrikbevölkerungen sind zu abhängig und der Landmann hat eine angeborne Ehrfurcht vor den reichen Leuten in den Städten, die es immer noch die Herren nennt. Im Waadtlande giebt es aber weder Herren noch Reiche, jeder ist dort Herr, und dies Gefühl der Gleichheit durchdringt alle Klassen. Es giebt zwanzig Städte in der Waadt, mehr also als in irgend einem anderen Kanton, aber es sind keine Fabriken darin. Der Ackerbau, die gleiche Beschäftigung bringt die Menschen sich näher, und die gleicheren Bildungsstufen, die gleicheren Vermögensverhältnisse, gleichere Genüsse und Freuden machen die Unterschiede nicht so merklich und lassen nicht eine Klasse von Protectoren zu, welche die Mittel in Händen haben, sich zu einer Geld- und Besitzaristokratie auszubilden, um die Gesellschaft zu beherrschen.

Bern, das auch ein ganz ackerbauender Staat ist, steht in vieler Beziehung der Waadt am nächsten und wird, wenn auch erst nach manchen Kämpfen, einen ähnlichen Weg gehen. Aber in Bern ist im Innern doch viel größere Verschiedenheit, weil es aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, aus Landschaften mit besonderen Rechten, sogar mit verschiedener Sprache, Religion, Gesetzen, Sitten, deren Verschmelzung und Einigung erst herbeigeführt werden muß. Endlich ist in Bern auch eine weit größere Vermögensverschiedenheit.

Es ist ein alter Adel noch dort, der grollend auf seinen Gütern sitzt, die Stadt Bern selbst ist noch zu überwinden, eine Bauernaristokratie, welche auf Geld und Grund und Boden pocht, steht im Wege, eine Gesetzgebung, die mächtiger Reformen bedarf, während die Waadt das Alles überwunden hat und zu einer Einheit und gemeinsamen Förderungen in allen Dingen gelangt ist.

Die Waadt hat in zwei Revolutionen ihre jetzige Freiheit erworben. Sie war im Jahre 1815 als Kanton anerkannt worden und befand sich bis 1830 unter der Obhut und Leitung einer Aristokratie wohlhabender und angesehener Bürger der Städte, die den großen Rath besetzten, mit ihren Verwandten und Anhängern sich in die Stellen und Ämter theilten und wie in anderen Kantonen friedlich darin schalteten und walteten, weil das Volk an Herrschaft gewöhnt war und sich nicht um seine Rechte kümmerte. Im Jahre 1830 fand aber am 18. December eine nachwirkende Bewegung Statt, durch welche der große Rath gezwungen ward, eine constituirende Versammlung zu berufen, welche von mehr als 6000 Bürger verlangt wurde. In diese constituirende Versammlung kamen befähigte Köpfe; junge Rechtsgelehrte traten als Advokaten des Volks auf, Journale entstanden, welche in die Masse zu bringen versuchten, und von dieser Zeit an kamen die Bewohner des Waadtlandes in Bewegung. Am 20. Juni 1831 wurde die

neue Constitution angenommen, welche die Grundsätze der repräsentativen Demokratie durchführte, die auch in anderen Kantonen sich damals von ungehörigen Beimischungen reinigte. In der Waadt kam man zu direkten Wahlen nach der Bevölkerungszahl, so daß auf 1000 Einwohner ein Großrath gewählt wurde und jeder Bruchtheil über 500 für voll zählte.

Die Folge dieser neuen Verfassung war aber ein fortgesetzt heftiger Kampf der radikalen Partei mit dem schwankenden und nach und nach immer mehr der demokratischen Entwicklung des Volks abgeneigten juste milieu, das im großen Rath und im Staatsrath eine zähe Majorität behauptete. Die Freunde des Volks wirkten durch die Presse und durch Vereine; sie stützten sich dabei ganz besonders auf die eigentliche Masse der Bevölkerung, welche sie über ihre Rechte aufzuklären suchten, während der Bourgeois-Liberalismus vornehmlich in den Städten an dem reicheren Theil der Handelsleute und Gewerbetreibenden, der Eigenthümer und der ganzen Zahl der Priester im Lande, sammt Lehrern, Doctoren und Professoren der Schulen, Collegen und Akademie eifrige Verbündete besaß.

Als Seele der ganzen Bewegung dieser Zeit trat ein Mann auf, den ich schon früher genannt habe: Herr Heinrich Druey, ein junger Rechtsgelehrter, der sein ganzes Vermögen opferte, um ein Journal zu gründen

und aufrecht zu erhalten, welches die Grundsätze einer wahrhaften Demokratie vertheidigte. Druey kam aus Deutschland zurück, wo er in Göttingen studirt hatte und warf sich in den Kämpfen seines Vaterlandes als Parteiführer auf, wozu er Geist, Kenntnisse, Redner- und Schriftstellertalent mitbrachte. Bald war er Mitglied des großen Raths, dann mit seinem Freunde Blancheney Mitglied des Staatsrathes, wo er auch öfter ganz allein die Opposition bildete, und durch sein überragendes Wissen, wie durch eine unermüdliche Arbeitskraft sich selbst den Gegnern unentbehrlich machte. Oftmals hätte man den unbequemen Mann gern beseitigt, allein mit seinem Organisationstalent nahm er den größten Theil der Regierungsarbeiten auf seine Schultern und Niemand war da, der ihn ersetzen konnte noch mochte.

In der Zeit der dreißiger Jahre wurde im Kanton Waadt eine außerordentliche Menge von speziellen Gesetzen erlassen, welche sich über die wichtigsten Zweige der Staatseinrichtungen erstreckten. Die ganze Verwaltung wurde Reformen unterworfen, das Gefängniß und Armenwesen, die Schule und die Kirche kamen an die Reihe, letztere gab ganz besonders Anlaß zu einer regen Betheiligung der öffentlichen Meinung und einem Kampfe zwischen der orthodoxen Priesterpartei, den Methodisten und der jung aufstrebenden Richtung, welche Freiheit im Staat, wie volle Gewissens- und Lehr-

freiheit in Auslegung der Bibel wollte, dagegen aber darauf bestand, daß die Kirche, sofern sie Staatskirche sei, d. h. sofern ihre Diener vom Staate angestellt und besoldet würden, auch dem Staate untergeordnet bleibe.

Ich habe schon früher diese religiösen Kämpfe, das Eindringen der Methodisten in die Waadt, den Krieg des Volks gegen die Mommiers, ihre Verjagung und ihr Treiben erwähnt, will jedoch hier noch mit einigen Worten auf die kirchlichen Wirren des Kantons zurückkommen, weil diese tief mit seinen gegenwärtigen Verhältnissen verwickelt sind. Viel ist darüber geschrieben und gesprochen worden, und eine ganze Literatur steht dem Forscher zu Gebot, aber es ist nicht leicht, sich eine klare Übersicht zu verschaffen, wenn man nicht die Geschichte und die politischen Entwickelungen des Landes kennt und zur Hülfe nimmt.

Die Staatskirche der Waadt ist dem weltlichen Regiment seit der Zeit der Einführung des Protestantismus streng untergeordnet worden. Als die Berner das Land 1536 eroberten, kamen sie als Beschützer des lang unterdrückten Protestantismus, der nun durch Farel, Viret, Beza und andere Lehrer schnell verbreitet wurde. Bald aber fühlten die Eroberer, daß es Zeit sei, sich der Reformatoren, die sie geschirmt, zu entledigen und sie thaten dies durch brutale Gewalt und schrieben den Waadtländern die helvetische Confession als Glaubensformel vor, welche so streng aufrecht erhalten wurde, daß man

selbst die weltlichen Beamten darauf vereidete. Im Jahre 1559 legte der größte Theil der waadtländischen Geistlichkeit seine Stellen nieder, weil er den Befehlen der berner Regierung nicht gehorchen wollte. Im Jahre 1845 erlebte die Waadt ein ganz ähnliches Schauspiel, aber wie ganz verschieden waren die Ursachen. Während der Jahrhunderte der berner Herrschaft über die Waadt bis zum Jahre 1805, wo das Land zuerst als ein selbstständiger Staat auftrat, blieb der Zustand der Kirche derselbe, in jenem Jahre aber bewirkte die politische Freiheit auch eine freiere Bewegung in Glaubenssachen, denn den Predigern wurde nur vorgeschrieben, nichts zu lehren, was gegen das helvetische Bekenntniß verstieße.

In Folge dieser Freiheit lehrten viele Pfarrer, wie sie ihren Überzeugungen nach die heilige Schrift auslegten, bis im Jahre 1815 mit der Reaktion in politischen Zuständen auch die Lust zu neuem Religionszwange kam. Viele Geistliche und Candidaten wandten sich den methodistischen Lehren zu, Andere, welche Gegner der Volksfreiheit waren, glaubten am besten diese zu unterdrücken, wenn sie den Pietismus zur Hülfe riefen; so entspann sich ein Kampf, an dem das Volk erbitterten Antheil nahm und von der liberalen oder radikalen Partei aus allen Kräften unterstützt wurde, denn diese merkten wohl, wohin Frömmler, Priester und Aristokraten wollten.

Als im Jahre 1830 die Revolution gemacht war, sah die Partei der Methodisten und Strenggläubigen ein, daß sie den Boden unter den Füßen verlor, sie gab sich daher alle Mühe, zu bewirken, daß in der Verfassung eine freie Kirche anerkannt werde, d. h. daß der Staat die Priester zwar besolde, dagegen den Gemeinden die Wahl ihrer Glaubenslehrer frei überließe und ohne Rücksicht jeden christlichen Cultus gleichstelle. Hierbei erhielten sie eifrige Verbündete an den damaligen äußersten Radikalen. Heinrich Druey erklärte sich dafür, es wurde viel geschrieben und gestritten, aber das Volk hatte so große Furcht vor den Methodisten, und wie diese bei allgemeiner Freiheit sich der Kanzeln und Lehrstühle bemeistern könnten, daß die freie Kirche verworfen wurde. Es blieb bei der Staatskirche, für deren Erhaltung sich 20,000 Bürger aussprachen.

Die Constitution von 1831 erhielt darauf in ihrem 9. Paragraphen die Bestimmung: »Die evangelisch-reformirte Nationalkirche ist anerkannt und vollständig gewährleistet. Die Diener dieser Kirche sind nach den Gesetzen und kirchlichen Vorschriften des Kantons geweiht und allein berufen, in den durch das Gesetz errichteten Kirchen den Gottesdienst zu halten. Das Gesetz wird die Verhältnisse des Staats zur Kirche feststellen.«

Dieser Paragraph ist auch in die Verfassung von

1845 übergegangen und Niemand wird behaupten können, daß der Staat nicht damit das volle Recht habe, die Nationalkirche als Staatskirche aufrecht zu erhalten.

Neben der Staatskirche aber gestattete das Gesetz vollkommene Freiheit des Gottesdienstes. Gewissensfreiheit ward im weitesten Maße eingeführt und weder bei Schließung einer Ehe noch bei der Taufe eines Kindes bedurften die Separatisten der Staatskirche. Diese selbst erhielt ihre Stellung zum Staate durch ein neues Gesetz vom 14. December 1839, in welchem ihr eine Synode bewilligt wurde, die jedoch eine blos begutachtende Behörde dessen ist, was der Staatsrath ihr vorlegt, von diesem berufen wird, wenn er es für nöthig erachtet, und durch keine Concession eine von der staatlichen Obergewalt unabhängigere Stellung empfing.

Ganz dieselbe Stellung hat die Kirche in Bern, es liegt daher in einer gewissen Nothwendigkeit, daß die Priester in jenem Kanton sowohl, wie in Waadt Feinde und Gegner der demokratischen Regierungen sind, denn eben von diesen dürfen sie am wenigsten hoffen, die Kirche je als unabhängig anerkannt und vom Staate losgetrennt zu sehen. In der Monarchie steht zwischen Kirche und Volk noch der Souverain und seine Regierung, welche die Priester gelegentlich gegen das Volk schützt und die Kirche gegen Angriffe vertheidigt, aber

auch das Volk seiner eigenen Hoheit wegen vor Priester- und Kirchenübermacht behütet, sobald diese einen Staat im Staate bilden wollen.

In der Republik ist das Volk souverain; dies allein bestimmt, wie die Kirche sich zum Staat verhalten soll.

Ist es möglich, daß eine mächtige und einflußreiche Priesterschaft diesen Souverain sich unterwirft, so wird sie ihn beherrschen und es hängt von ihrer Schlauheit und Stärke wie von der Dauer ihrer Mittel ab, wie lange ihr dies gelingt. So sehen wir die römische Kirche mit staatskluger Consequenz seit einem Jahrtausend den Kampf gegen Völker und Fürsten führen und ihre furchtbare Macht bisjetzt noch immer aufrecht erhalten. Luzern, Wallis, Freiburg und die kleinen Republiken am vierwaldstätter See bezeugen, was sie vermag, wo es ihr gelingt, das souveraine Volk zu unterjochen, und wohin wir auch sonst blicken mögen, selbst in den absoluten Monarchien ist ihre Macht über die Menschen doch immer groß genug, um diese in Glaubensfesseln zu halten und den weltlichen Fürsten ein Bundesgenosse zu sein, den man nachsichtig behandeln muß, damit er nicht ein gefährlicher Feind werde.

Im Protestantismus haben dagegen die Fürsten kluger Weise sich selbst zu Päpsten gemacht und sehen in den Predigern nur ihre Beamten, deren Verhalten und Lehren sie regeln und deren Dienste sie für ihre Zwecke benutzen. Abhängigkeit und Unterordnung unter

dem Willen des Staates, oder was so oft dasselbe ist, der Fürsten, ist das bescheidene Loos der protestantischen Kirche; doch das Wesen protestantischer Errungenschaft, das Forschen nach Wahrheit und die Freiheit des Denkens konnte nicht in Banden gelegt werden. Die Vernunft ging mit dem Protestantismus zusammen, die Wissenschaft machte sich zur Führerin und Lehrerin und ihre Spitze, die Philosophie, kämpft seit einem Jahrhundert für die Freiheit des Menschengeschlechts.

In der Schweiz war die protestantische Kirche meist zu einer größeren Selbstständigkeit gelangt, aber sie war auch hier lange Zeit der Bundesgenosse der herrschenden Geschlechter. Die Pfarrer gingen aus den Söhnen der Patrizier und der Stadtbürger hervor, sie gehörten durch Geburt und gemeinsame Vortheile zu den Herren und halfen diesen, das Volk in Abhängigkeit zu erhalten. In den neuesten Bewegungen verloren sie viel von dem alten Ansehn. Die Schulen wurden ihnen genommen, ihr politischer Einfluß schwand mehr oder minder ganz, ihr Einkommen fiel mit dem Aufhören der Zehnten und der Stolgebühren, der Staat besoldete sie fest und mäßig, und je mehr das Volk zur wirklichen Herrschaft gelangte, je mehr durch Unterricht und Erfahrungen sein Blick sich erweiterte, um so mehr verlor die Kirche an Ansehn oder vielmehr die Pfarrer an Macht über ihre Gemeinden, was sie als Erlöschen der alten Zucht und Gottesfurcht anklagten.

Es hat an den protestantischen Pfarrern nicht gelegen, wenn ihre Kirche nicht auf katholischem Standpunkte steht und einen Staat im Staate bildet, nach welchem ihr Streben und ihr Seufzen zielt, ja eben jetzt bewirkt dies ehrgeizige Verlangen, daß Puseyisten, Pietisten und ein großer Theil dieser Zeter schreienden Zionswächter dem Papstthum das Wort reden, oder öffentlich zu ihm abfallen. Aber es ist merkwürdig, wie Jesuiten, römische Priester, Pietisten und Methodisten eben so wohl die Freiheit der Kirche begehren, wie Philosophen, Atheisten und Radikale dies thun. Jene thun es in der Hoffnung, daß, wenn der Staat die Kirche aufgiebt, es ihnen gelingen werde, die Menschheit zum alten Glauben und zur alten Demuth unter Papst und Priesterschaft zurückzubringen; diese, weil sie die Freiheit des Glaubens als jedes Menschen heiliges Recht erachten, und gewiß ist es auch so, nur gehört dazu ein Grad der Bildung der Masse, die im Stande ist, sich selbst zu helfen. Mit der Freiheit der Kirche muß der Kampf in Glaubenssachen meist enden; diese Freiheit herbeizuführen, ist Aufgabe und Pflicht des freien protestantischen Staates, der seine Bürger dazu erziehen und bilden muß.

In der Waadt hatten nun die Pfarrer, wie überall, das Bestreben, sich unabhängiger zu machen; allein so lange sie mit den Männern in Frieden und Freundschaft lebten, welche das Heft der Regierung

von 1830 bis 1845 in Händen hielten, tröſteten ſie ſich und ließen geſchehen, was nicht zu ändern war.

Die Regierung der Waadt von 1814 war den Methodiſten durchaus feindlich geſinnt, die Regierung von 1830 begünſtigte ſie. Ein großer Theil der Geiſtlichkeit gehörte ſelbſt zu den Familien der herrſchenden Partei, d. h. zu der angeſehenen und wohlhabenden Stadtbürgerſchaft, und nahm Theil am Regieren, denn manche Pfarrer ſaßen im großen Rath und einer ihrer eifrigſten und fähigſten Glieder, der Profeſſor Monnard, war mehr als einmal Präſident jener Repräſentanten des ſouverainen Volks.

Als im Jahre 1839 das Geſetz über die Organiſation der Kirche erfolgte, ſprach ſich die Geiſtlichkeit zwar zum großen Theil gegen die neue Kirchenverfaſſung aus und that mit ihren Freunden Alles, um durch zahlreiche Petitionen die Neuerung zu hintertreiben; als aber trotz ihrer Mühe ſich die Majorität des Volks für Abſchaffung der helvetiſchen Confeſſion erklärte, fand ſie ſich in das Unvermeidliche, denn nur wenige legten ihre Stellen nieder. Was ihr bewilligt wurde in der ungenügenden Synode, konnte ihre Luſt nach Unabhängigkeit freilich nicht ſtillen, denn nicht allein ſah ſie, wie in dem nahen Wallis und Freiburg die katholiſche Geiſtlichkeit unbeſchränkt herrſchte, auch in Genf und Zürich war größere Macht bei den Prieſtern, welche dort ein Conſiſtorium, in Zürich eine Synode bilden, in welcher

sich die ganze Geistlichkeit des Kantons vereint. Ein Antistes steht an ihrer Spitze, sie versammelt sich jährlich zu festgesetzter Zeit und sonst so oft es ihr nöthig erscheint und berath als oberste kirchliche Behörde durchaus selbstständig über Lehre, Liturgie, Katechismus und alle rein kirchlichen Gegenstände. Ihre Beschlüsse kann weder großer Rath noch Regierung verändern oder verbessern, die weltliche Macht kann allein die Bestätigung verweigern; somit ist diese Synode der Priester, die gar keine Laien in sich aufnimmt, in allen Kirchendingen allerdings eine Macht, die für das neue Zürich mit seiner Volksherrschaft eine Abnormität genannt werden muß, aber von den Priestern natürlich sehr gepriesen und als Vorbild aufgestellt wird.

Die waadtländische Geistlichkeit mußte mit neidischem Verlangen danach hinblicken, um so mehr, da sie nicht einmal einen Kirchenrath besaß, der etwa wie in Zürich zu zwei Drittheilen seiner Mitglieder von der Synode ernannt wurde. Das Gesetz von 1839 verordnete allein eine Kirchencommission von zwei Geistlichen und zwei Weltlichen, die der Staatsrath wählt und von einem seiner Mitglieder präsidiren läßt, welche also gar keinen Einfluß gewinnen konnte; allein der größte Theil der Pfarrer wurde vom Volke geliebt und geehrt, und einer derer, die 1839 aus dem Amte traten, Herr Vinet, erklärte, daß das Volk der Waadt, ohne katholisch zu sein, dem Pfarrer mit ehrfurchtsvollem

Gehorsam anhänge und an ihn mehr glaube, als an das Wort, das er zu verkündigen berufen sei.

Dies Bekenntniß giebt eine Aufklärung über den Zustand der religiösen Verhältnisse in der Waadt. Das Volk war kein sehr gläubiges und frommes, aber es ehrte die Pfarrer, was freilich diesen nicht genug schien, da sie ganz richtig voraussetzten, daß ohne den blinden Glauben eine rein persönliche Anhänglichkeit ihre Macht doch zweifelhaft mache und der Obergewalt der Regierung eine sehr gefährliche Stärke verleihe.

Die Geistlichen hatten sich aber über Eingriffe der Regierung durchaus nicht zu beklagen; es steht vielmehr fest, daß trotz seiner gesetzlichen Macht der Staatsrath nur dem Namen nach die geistlichen Angelegenheiten leitete, welche in Wahrheit ganz von der geistlichen Corporation abhingen. Viele Geistliche wollten jedoch weiter und griffen bekehrungssüchtig zu Mitteln, welche in einem großen Theil des Volks das Mißtrauen und die Furcht vor den alten Umtrieben und der Wiederkehr der Zeiten der Momiers verstärken mußten. Sie hielten Betstunden, die bekannten Oratoires, Conventikel, zu denen die Strenggläubigen sich vereinten. Fromme Vereine wurden gestiftet, Traktätlein über das Land verbreitet und während die Masse des Volks durch dies Treiben immer mehr beunruhigt war, sah es, daß viele Mitglieder der höheren Klassen sich den Lehren der Pfarrer zuneigten. Hierdurch wurde die

religiöse Bewegung auch politisch. Die Opposition der Radikalen war mit dem Volk wider die frommen Bestrebungen; die Regierenden hingen mit der Geistlichkeit zusammen, so warf man beide in einen Topf und was mit den politischen Handlungen des großen Raths und Staatsraths unzufrieden machte, wurde mit auf Rechnung der Geistlichkeit gestellt.

In der Waadt war aber, wie in anderen großen protestantischen Kantonen, der Radikalismus im fortgesetzten Wachsen, und ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß das eigentliche Volk hier mit Lebendigkeit die Lehren seiner Freiheit und Gleichheitsrechte ergriff, welche ihm in Volksversammlungen und durch die Presse dargelegt wurden. Mit Unmuth hatte es zusehen müssen, wie in dem nahen Wallis im Frühjahr 1844 die liberale Partei überfallen und vertrieben wurde, wie die Regierung nichts für die Verfolgten that, und bei dem kriegerischen Sinne des muthigen Volks in der Waadt, das in den Flüchtlingen Freunde und Unterdrückte erblickte, die von Jesuiten und Junkern gemordet wurden, war es ihm um so schmerzlicher, wenn es denken mußte, die eigene Regierung billige im Geheimen die Vorgänge und theile die Grundsätze der siegenden Partei.

Man muß die Zustände der ganzen Schweiz erwägen, um zu einem Urtheile zu kommen. Überall der heftigste Parteienkampf, überall die Religion hineinge-

zogen, und siegreich gegen die Neuerer und Aufklärer sowohl in Wallis und Luzern, wie in Zürich. Das machte das Volk fürchtend und im hohen Grade besorgt vor Reaktionen, vor Priester- und Aristokratenmacht und geheimen Planen zu seiner Unterjochung. Zürich und Luzern wirkten durch ihre Reaktion auch auf die Waadt. Man sah in Zürich den protestantischen Pietismus aufwuchern und wußte, daß die Geistlichkeit das Volk zur Septemberrevolution und zum Sturz der liberalen Regierung getrieben hatte. Von Luzern erschollen durch die ganze Schweiz die entsetzlichsten Anklagen über Verfolgung der Edelsten und Besten durch wüthende Mönche und Fanatiker, und als nun die Jesuitenberufung dazu kam, war die Waadt von Schrecken und Zorn ergriffen. Das ganze Volk forderte laut und so zu sagen einstimmig, daß der große Rath den Gesandten der Waadt bei der Tagsatzung den Auftrag ertheile, mit den übrigen radikalen Kantonen für Austreibung der Jesuiten zu stimmen. Mehr als 32,000 Bürger drangen hierauf, die Stimmung war erbitterter als je; in den Volksversammlungen wurden die Leiter und Führer der frommen Vereine mit den Jesuiten verglichen und das Volk klatschte Beifall, dennoch aber verwarf der große Rath in unbegreiflicher Verblendung die Petition, und gab damit das Signal zu der Revolution vom 14. und 15. Februar 1845.

Vorbereitet war diese gewiß und als ein zufälliges

Ereigniß ist sie nicht zu betrachten. Man sah, welchen Einfluß auf die herrschende Partei die Priester übten und fürchtete ähnliche Folgen, wie in Zürich, obwohl dort das Landvolk wirklich steril gläubig war, in der Waadt dagegen trotz aller Mühen die Oratoires höchstens von 2000 Personen besucht wurden. Am 29. December 1844 stifteten 400 Männer in Lausanne die association politique zum Sturz der Regierung. An der Spitze dieser Association standen die Chefs der radikalen Partei: Druey, Delarageaz, der junge Advokat Eytel und Andere. Diese Association leitete die Unzufriedenheit zur That, und da der Staatsrath nicht den Muth hatte, das Äußerste zu wagen, da er sich von den einberufenen Bataillonen verlassen sah, dankte er ab und überließ der Revolution den leichten Sieg.

Die Herren Druey und Blancheney waren die einzigen Mitglieder des Staatsraths, welche sich weigerten, ihr Amt niederzulegen, die übrigen alle, die Herren: Dapples, Boisot, Murat, Jaquet, Frossard, de Mieville und Ruchet dankten ab. Jene beiden Herren stellten sich nun offen an die Spitze des Volks, erzählten diesem aufrichtig, was sich im Staatsrath zugetragen, forderten es auf, eine provisorische Regierung einzusetzen, nahmen darin selbst Platz und lösten durch den Souverain, das Volk, den großen Rath auf, indem sie neue Wahlen anordneten.

Auf dem schönen Platze Montbenon, dicht bei Lau-

sanne, wurde die Volksversammlung bei Schnee und bösem Wetter gehalten. Viele tausend Menschen waren aus dem Kanton in die Stadt gekommen, denn die Aufregung war groß, aber es geschah nicht die geringste Unordnung. Man zeigte mir die alte Linde, wo der Staatsrath Druey drei Stunden lang auf einer Leiter stand, welche man an den Stamm gelehnt hatte und von ihr herunter zum Volke sprach, das ihm von diesem Tage an mit allgemeiner Liebe und Ergebenheit anhing.

Die Volksversammlung am 15. Februar unter Leitung eines höchst entschiedenen und volksthümlichen Mannes, des Großraths Delarageaz, faßte nun eine Reihe energischer Beschlüsse, welche alle Behörden und Beamtungen als provisorisch erklärten, und Absetzung gegen Jeden aussprachen, der nicht binnen fünf Tagen seine Beistimmung zu den Beschlüssen des Volks einsandte. Zu gleicher Zeit wurden die neuen Wahlen ausgeschrieben, der neue große Rath trat in den ersten Tagen des März zusammen, wählte einen neuen Staatsrath, der die Regierung übernahm, und somit war diese Revolution rasch, ohne Blutvergießen, ohne Kränkungen und Unbill, wie ohne alle störenden Folgen beendet. Die Herren Druey und Blancheney traten, der erste als Präsident, der andere als Vicepräsident, an die Spitze des Staatsraths; der große Rath zählte eine Majorität liberaler Mitglieder, welche

die neue Constitution und eine Reihe neuer zweckmäßiger Gesetze und Verordnungen des Staatsraths guthießen, dem sie überall beistimmten, und so wäre Alles vortrefflich gegangen, wenn die Pfarrer und ihre Conventikel nicht gewesen wären.

Die Revolution hatte den Bruch, welcher zwischen Kirche und Staat schon lange bestand, offenkundig gemacht, denn jetzt kam zu dem Verlangen der Geistlichkeit nach einer freien Kirche der persönliche Haß und die Abneigung vieler Einzelner gegen die Chefs der radikalen Partei. Der Unmuth mancher Pfarrer machte sich auch sofort bei der von ihnen geforderten Erklärung deutlich, durch welche sie sich mit den Beschlüssen der provisorischen Regierung und des souverainen Volks einverstanden zeigen sollten. Viele antworteten ausweichend und der neue Staatsrath begnügte sich damit, aber zwei, die gar nicht geantwortet hatten, und einer, der geradezu die Revolution als ein großes Unglück erachtete, wurden abgesetzt, sammt vielen weltlichen Beamten, um ein schreckendes Beispiel zu geben. Dies fruchtete jedoch nichts; die Separatisten und ihre Freunde machten es um so erbitterter. Verläumdungen wurden über die neuen Staatsräthe und ihre Anhänger verbreitet und namentlich war der Präsident Druey Gegenstand der heftigsten Anschuldigungen. Man nannte ihn einen Communisten, weil er von der Organisation der Arbeit gesprochen, und suchte das Volk auf jede Weise

gegen die neue Regierung mißtrauisch zu machen, wozu der Communismus jedenfalls das beste Mittel bot, denn vor den Communisten und deren Lehren von der Gütertheilung u. s. w. empfanden die Wadtländer noch tiefern Abscheu, wie vor den Methodisten.

Während dies geschah und gleich nach der Revolution machte sich der Volksunwille gegen die Bethäuser Luft. In Lausanne wurde das Bethaus der Brüder von Plymuth zerstört, in mehren Distrikten kam Ähnliches vor. Der Staatsrath ließ die Separatisten freundlich ersuchen, von ihren Versammlungen abzustehen, welche die öffentliche Ordnung störten, da es unmöglich sei, sie gegen den Volksunwillen zu schützen. Die Bürger wurden von Gewaltthaten gegen diese Fanatiker, wie es im Rescript heißt, abgemahnt; die Ruhestörer wurden bestraft.

So gingen die ersten Monate hin. Beim großen Rath petitionirten 207 Geistliche (von der Gesammtzahl von 250), daß die neue Verfassung Freiheit der Kirche aussprechen möge, allein das Mißtrauen gegen sie war zu groß, und sie bestärkten es durch ihr Verhalten gegen die Regierung und durch ihre Forderungen, die nicht im Geiste protestantischer Freiheit waren. Endlich aber kam es zum offenen Widerstande gegen den Willen des Staatsraths, zu einem Kampfe auf Leben und Tod, in dem es sich zeigen mußte, wer Sieger blieb.

Die fortgesetzten Bezüchtigungen der Regierung, daß sie communistischen Ideen huldige, waren nicht ohne Wirkung geblieben. Das Volk war unruhig und leichtgläubig, der Staatsrath glaubte daher nichts Besseres thun zu können, als wenn er einige deutsche Flüchtlinge und Handwerker, die einen Communistenverein in Lausanne bildeten, über die Gränzen jagte und mit diesem Factum sich weiß wüsche.

So geschah es denn auch und nun erließ der Staatsrath am 29. Juli eine Proclamation, in welcher er die Abstimmung über Annahme oder Verwerfung der neuen Verfassung durch das Volk auf den 10. August festsetzte, dabei aber zu gleicher Zeit sich gegen die wider ihn verbreiteten Verläumdungen vertheidigte und dem Volke mittheilte, daß die deutschen Handwerker sich in Untersuchung befänden, der Herausgeber eines deutschen Journals, welches gegen die Grundsätze der Religion, Moral und gesellschaftlichen Ordnung geschrieben, aus dem Kanton gejagt worden sei. Diese Proclamation sollte in jeder Gemeinde am 3. August von den Kanzeln durch den Pfarrer abgelesen werden, allein eine bedeutende Zahl derselben weigerte sich. Sie, die zumeist die neue Regierung haßten, die ohne Zweifel auch zumeist beigetragen, die Richtung der Machthaber als irreligiös, communistisch, despotisch und zerstörend zu bezeichnen, sie sollten jetzt kurz vor den Wahlen ein Aktenstück öffentlich vorlesen, worin diese Regierung das Volk warnte, Verläum-

dungen keinen Glauben beizumessen, und es in einer Art frommen Kirchentones hat, zum Heile des Vaterlandes und in Gegenwart Gottes, der Herzen und Nieren prüfe, die Wahrheit zu suchen und der Welt zu zeigen, daß es Lügen verachte und der Freiheit würdig sei.

Die Priester hofften mit ihren Freunden noch immer auf Verwerfung der neuen Verfassung, auf Rückkehr der alten Ordnung, und wie mit dem Druck der Widerstand wächst, so hofften sie, aufgeregter und inniger als je, auf eine freie Kirche, die sie als ein Recht forderten und sich dafür fanatisirten.

Die Weigerung der vierzig Pfarrer, welche die Proclamation nicht verkündeten, suchte ihre Rechtfertigung in dem Artikel 12. des Gesetzes über Bekanntmachung von Gesetzen und Verordnungen vom 23. Mai 1832, der also lautet: »Der Staatsrath kann von den Kanzeln Beschlüsse veröffentlichen lassen, welche sich auf die Religion oder religiöse Feierlichkeiten beziehen.« — Die Proclamation, sagten sie nun, steht mit der Religion in gar keiner Verbindung, es ist ein rein politisches Aktenstück, das wir zu verkündigen gesetzlich nicht verbunden sind.

Diesem Akte des Ungehorsams folgte eine Anklage. Der Staatsrath rechtfertigte sich durch ein Circulair an alle Präfecten und Munizipalitäten. Er zeigte, daß, abgesehen davon, daß jene Proclamation gegen die deutschen communistischen Vereine gerichtet sei und mit

der Religion allerdings zusammenhänge, der Staat den Pfarrern niemals die von ihnen beliebte Auslegung des §. 12 des Gesetzes vom 23. Mai 1832 gestatten werde. Jener Gesetzparagraph beziehe sich auf Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse, keineswegs aber auf Proclamationen, welche zu allen Zeiten und unter allen Regierungen von den Kanzeln abgelesen worden seien, was ein Recht des Staatsrath bilde, das auf altes Herkommen beruhe und nie aufgegeben werden könne.

Der geistlichen Aufsichtsbehörde (commission ecclésiastique) wurde die Untersuchung übertragen und diese sprach ihr Bedauern über den Ungehorsam aus, fand aber in ihrer Majorität keinen Grund zu einer gesetzlichen Strafbarkeit. Der Staatsrath wandte sich hierauf an die vier geistlichen Klassen, die geistlichen Behörden in den vier Distrikten, welche über Disciplinarvergehen der Geistlichen in erster Instanz urtheilen; diese Klassen sprachen jedoch ihre Amtsbrüder vollkommen frei, ein Sieg, welcher den Muth der Geistlichkeit und ihrer Freunde nicht wenig stärkte. Der Staatsrath gerieth in eine sehr gefährliche Lage. Der größte Theil des Volks war auf seiner Seite und forderte laut die Bestrafung der Widerspänstigen, ließ er diese frei ausgehen, so erkannte er ihr Recht und ihre Macht an. In einer Demokratie ist die Unterwerfung der Regierung unter den Willen einer feindlichen Partei der Anfang ihrer Auflösung.

Der Staatsrath, als oberste Instanz der Disciplinarvergehen der Geistlichen, war nun freilich Kläger und Richter zugleich. Am 3. October sprach er in Erwägung der Umstände ein mildes Urtheil. Er setzte keinen Pfarrer ab, verurtheilte aber einen Geistlichen zur Suspendirung vom Amte auf ein Jahr, einen auf drei Monat und 38 auf einen Monat.

Es gelüstete dem Staatsrathe, wie man sieht, nicht nach einem unversöhnlichem Kampfe mit der Geistlichkeit, welche, wie er sehr wohl wußte, sein zornigster Gegner war; er wollte und mußte jedoch sein oberstes Ansehn bewahren. Die Geistlichen aber trieben es zur letzten Entscheidung. Beide Parteien fanden Freunde und Gegner, doch mit dem Staatsrath war der große Rath und die Majorität des Volks, die seinen Aussprüchen lebhaft beitraten.

Die Pfarrer hätten wissen können was sie aufs Spiel setzen, selbst wenn jener Paragraph des Gesetzes ihnen Recht gab. Sie hatten oft genug Proclamationen ohne Weigerung von der Kanzel veröffentlicht, der neuen Regierung widersetzten sie sich und diese war eine volksthümliche, vom Volke erwählte und geehrte. Sie brachten sich mit dieser offenen Feindschaft um ihr persönliches Ansehn, um die Ehrfurcht, welche man ihnen zollte und gaben dem Mißtrauen weitem Raum, das sie als Feinde der Volksfreiheit ausrief und als Jesuiten und Aristokratenfreunde behandelte, denn von man-

cher Kanzel war die Revolution und die Männer derselben heftig angeklagt worden.

Aber trotz aller dieser Zeichen traten am 11. November 150 Geistliche, Pfarrer und Vicare auf dem Stadthause zu Lausanne zu einer Berathung zusammen. Ein großer Theil des Stadtrathes, ein Theil der Bürger, die Studenten der Theologie mit ihren Professoren und viele Leute aus dem vornehmeren Theil der Bevölkerung waren ihre Stützen. Mit Singen und Beten begannen sie ihre Sitzung; eine erbitterte Stimmung beherrschte fast Alle. Die Kirche, so riefen die meisten, sei auf der Stufe ihrer tiefsten Erniedrigung. Ihre Strafe wollten die Verurtheilten gern erdulden, aber daß der große Rath und der Staatsrath die Geistlichen, weil sie besoldet würden, als Lohndiener erachte, daß die Diener Christi zu willenlosen Werkzeugen der Staatsgewalt herabgewürdigt würden, das sei unerträgliche Tyrannei, der man sich nicht länger preisgeben dürfe.

Die wenigen Stimmen, welche zum Frieden riethen, wie der ehrwürdige Pfarrer Chavannes, ein achtzigjähriger Greis, verhallten, den meisten gefiel die Kühnheit des Pfarrer Monnard viel besser, der zu einer entschiedenen That rieth, welche allein die Kirche retten könne. So erfolgte eine Adresse an den Staatsrath und ein Aufruf an das Volk, beide von 183 Geistlichen und Vicaren unterzeichnet. Vor dem Volke vertheidigten die

Pfarrer sich und die suspendirten Geistlichen, dem Staatsrathe warfen sie vor, daß er statt nach dem Gesetz, nach Willkür den Staat regiere, daß die Pfarrer nicht mehr die Wohlthat der Gesetze genössen, daß aber die Unterzeichneten sich zu Werkzeugen dieser Anmaßung (Proclamationen abzulesen) weder machen dürften noch wollten. In Folge dessen und weil den Geistlichen der Staatskirche die Vorträge in den Oratorien verboten sind, erklären nun die 183, am 15. December, ihre Ämter in die Hände des Staatsraths niederlegen zu wollen, sie erklären ferner: daß kein Interesse der Politik und persönliche Zwecke sie dabei leite und nur dann wollen sie ihr Amt wieder ausüben, wenn sie durch hinlängliche Garantie vor Maßregeln sicher gestellt sind, wie die, durch welche der Staatsrath sich jetzt an den Rechten und Freiheiten der Nationalkirche und des christlichen Predigtamts widerrechtlich vergriffen habe.

Das hieß dem Staatsrath die Pistole auf die Brust setzen und die freie Kirche fordern. Es war unmöglich, daß man glauben konnte, er werde nachgeben, sich auf Unterhandlungen einlassen und einen Selbstmord begehen, denn er verlor damit die Achtung des Volks und sein Sturz war gewiß. Diesen mochten die Pfarrer aus der Verlegenheit und Verwirrung, welche ihr Rücktritt in Masse bewirkte, aus der Bestürzung und dem Unmuth des Volks, wie aus der Thätigkeit ihrer Anhänger beabsichtigt haben, aber sie täuschten

sich. Der Staatsrath hatte sich nichts vorzuwerfen, er war völlig verfassungsmäßig verfahren und das Volk war in großer Majorität gegen eine freie Kirche, in der die Pfarrer die Meister spielen wollten. Die Sache der Regierung war daher Sache des Volks; der Staatsrath konnte in einer Proclamation an das Volk die ganze Schuld des gewagten und ungerechtfertigten Schrittes der Geistlichkeit auf diese werfen, er konnte leicht zeigen, daß der Hochmuth der Geistlichen, ihre Lust zur Ungebundenheit sich selbst als die freie Kirche setze, welche sie forderte, daß er aber im Verein mit dem großen Rath energische Mittel ergreifen werde, um die verfassungsmäßige Vereinigung zwischen Kirche und Staat aufrecht zu erhalten.

Diese Proclamation beruhigte das Volk ganz und bald zeigte es sich, daß der kühne Schritt der Geistlichkeit völlig fehlschlug und seine Spitze gegen sie kehre. Das Volk wandte sich nach dem ersten Schrecken mit Erbitterung von ihr ab, viele die in politischer Ansicht Gegner des Staatsraths waren, traten in dieser Sache auf seine Seite, denn die Herrschaft der Geistlichkeit und die Frömmelei war den meisten zuwider; von den 10,000 Bürgern, welche gegen die neue Verfassung gestimmt hatten, gesellte sich gewiß mehr als die Hälfte zu den 18,000, welche die Majorität der Regierung bildeten.

Die Pfarrer erlangten daher wenige Anerkennung

für die großen Opfer, welche sie ihrer Sache brachten. Die meisten von ihnen waren arm und sahen nach Niederlegung ihres Amtes sich mit ihren oft zahlreichen Familien der Dürftigkeit und dem Mangel überantwortet. Man würde Unrecht thun ihren ernsten Schritten nur Fanatismus und Priesterhochmuth unterzulegen. Viele handelten nach ihren Überzeugungen, die von Jugend auf durch Erziehung und Lehre in ihnen befestigt waren und zu läugnen ist es nicht, daß in der gänzlichen Abhängigkeit der Kirche vom Staat, in der Art wie dieser die Pfarrer ernennt und den Gemeinden gar kein Wahlrecht läßt, somit das Volk in Kirchensachen überhaupt ohne alle Stimme ist, eine Beschränkung liegt, welche eben so wenig zur wahren Freiheit und zum Fortschritt der Zeit paßt, wie ein Priesterregiment, das da meint, ihm gebühre es, das göttliche Geheimniß allein auszulegen und zu bestimmen, wie es geoffenbart werden solle. Die Kirche liegt in der Gemeinde; diese hat ihren Geistlichen zu wählen und von ihm zu verlangen, daß er mit ihren Anschauungen von der Gottheit sich vereinige. Damit fällt freilich jede Nationalkirche und jedes feste Dogma. Der Staat wird dann nicht mehr die Diener des göttlichen Wortes bezahlen, sondern jede Kirchengesellschaft sorgt für den, der in ihrem Dienste ihr Lehrer und Prediger ist. Allein in der Waadt war eine freie Kirche dieser Art nicht durchzuführen, denn das Volk stand nicht auf dem Standpunkt

einer solchen Freiheit, es wollte und will das Bestehen der Staatskirche.

Ich habe mit einigen der einflußreichsten Männer und mit Herrn Druey selbst über diese strenge Aufrechthaltung der Staatskirche gesprochen, und glaube daß unter veränderten Umständen eine freie Kirche eher Vertheidiger als Gegner in ihnen finden würde. Alle sagten mir, daß sie nur den Willen der großen Majorität des Volks vollzögen und dabei ihre Pflicht erfüllten, wenn sie die Verfassung aufrecht erhielten, was allerdings ihr Verfahren vollkommen rechtfertigt. Es ist ein Unglück, daß die Pfarrer meist auch politische Gegner der radikalen Partei sind, daß sie Familien angehören und Verbindungen haben, welche der jetzigen Ordnung der Dinge feindlich entgegen streben, und daß sie durch ihre corporativen Beschlüsse eben nur die Absicht erwiesen, sich selbst die Macht zu verleihen, welche sie dem Staatsrath nehmen wollten, so daß sie in Berathungen über eine Kirchenverfassung nicht dem Volke und den Gemeinden, wohl aber sich selbst das Kirchenregiment einzig und allein mit großer Unduldsamkeit und Herrschsucht zusprachen. Wo eine protestantische Geistlichkeit das will, steht sie auf katholischem Boden; sie bildet eine Kaste und bedarf nur noch eines Papstes, um die Völker zu knechten, aber glücklicher Weise ist ein solcher Zustand im Protestantismus unmöglich und darum Priesterkaste und Priesterherrschaft ein Unsinn.

Der Staatsrath verfuhr nun mit Kraft und Festigkeit gegen die Pfarrer. Der große Rath gab ihm dictatorische Gewalt dafür zu sorgen, daß dem Staat und der Nationalkirche kein Unheil erwachse. Ein Circulair wurde erlassen, welches die Geistlichen aufforderte sich bis zum 1. December zu erklären, ob sie ihren Schritt zurückthun wollten? Hierauf traten 41 Geistliche wieder in die Nationalkirche ein; 80 gaben keine Antwort, 34 vertheidigten sich in Zuschriften an den Staatsrath, meist mit vieler Heftigkeit, 11, welche als die Anstifter der ganzen Demonstration betrachtet wurden, hatte man gar nicht befragt; ihre Entfernung vom Amte war vom Staatsrathe im Voraus beschlossen worden. Alle diese Widerstrebenden wurden nun sofort von der Liste der Geistlichen gestrichen, alle Amtshandlungen ihnen verboten, dabei aber widerholt erklärt, daß, wenn sie zurücktreten wollten, der Staatsrath bereit sei ihnen die Hand zu bieten. Die Wenigsten haben dies jedoch gethan. Viele privatisiren noch jetzt, Andere haben Gewerbe ergriffen, Einige sind ins Ausland gewandert und fanden dort Anstellungen; den meisten geht es dürftig, denn wenn sie auch vom Auslande, namentlich aus Deutschland und vorzugsweise aus Preußen, Trostworte und Geld empfingen, was im Jahre 1846 140,000 Franken betrug, so möchte dies doch nicht auf die Dauer der Fall sein.

Die Oratoires bleiben auch nach diesen Vorgängen

frei, aber in Lausanne fielen ärgerliche Auftritte vor. Die abgesetzten frommen Pfarrer hielten dort Betstunde dicht bei den Kirchen, in den lebendigsten Straßen und beleidigten durch die geflissentliche Schaustellung ihrer Versammlungen das Volk, das sich dadurch verhöhnt glaubte. Junge Leute jagten die fromme Schaar, welche zum guten Theil aus entschiedenen Gegnern der Verfassung bestand, unter Ergötzen und Jubel mit den Wasserstrahlen einer Feuerspritze auseinander, was man dem Staatsrath zum gewaltigen Verbrechen machte, um so mehr da er, statt die Freiheit mit Hülfe der bewaffneten Macht aufrecht zu erhalten, die Oratoires in Lausanne vorläufig verbot, eine Maßregel, die auch an einigen anderen Orten geschehen mußte. In einer Republik, wo das Volk herrscht, ist es nicht immer leicht dem erklärten Volkswillen mit bewaffneter Macht entgegenzutreten, obenein hier, wo man die Auftritte gleichsam herausgefordert hatte und durch Journale, Schriften, Schmähungen und Parteiumtriebe das Volk und die Regierung täglich beleidigte.

Der Staatsrath hatte übrigens alle Hände voll zu thun, um den Gottesdienst in Gang zu halten, denn 81 Geistliche hatten sich in die Geschäfte von 160 zu theilen. Aber Alles ging gut. Im Laufe des Jahres 1846 stieg die Zahl der Pfarrer wieder auf 100 und der Kanton Waadt wird den Vortheil haben, daß er in Zukunft überhaupt zwanzig Prediger weniger

besoldet, denn die Sprengel haben eine neue Vertheilung empfangen, durch welche eine Verminderung der Geistlichkeit möglich wird.

Als ich Lausanne besuchte, war dieser lange Streit endlich so weit entschieden, daß der Staatsrath vollkommen Sieger genannt werden konnte, da das Volk die Sache als eine geordnete und abgethane betrachtete. Die neue Verfassung war vor allen Gefahren gesichert und auf dem Montbenon war das Jahresfest ihrer Annahme, als Volksfest, jubelnd gefeiert worden. Damals wiederhallten alle Zeitungen von diesem Feste, über welches die besiegte Partei die schmählichsten Verläumdungen verbreitete, deren Unwürdigkeit empören und den größten Unwillen wider die Urheber hervorrufen mußte. Französische und deutsche Zeitungen enthielten Artikel, welche dies Fest als einen Schauplatz der wildesten Pöbelorgien darstellten, in denen sich die ganze Pöbelherrschaft der Waadt wiederspiegeln sollte. Der Präsident Druey und der Staatsrath sollten das tollste Zeug gesprochen haben und endlich völlig betrunken nach Haus geführt oder getragen worden sein, kurz es war nichts gespart um Staat, Volk und Volksführer lächerlich und verächtlich zu machen.

Diese schmählichen Artikel liefen durch alle Zeitungen, aber es war kein wahres Wort darin, was mir nicht allein in Lausanne versichert wurde, sondern was

ich auch von ganz parteilosen Fremden hörte, welche beim Feste gewesen und entzückt von dessen Feier, wie von der Fröhlichkeit, dem Ernst und der Würde desselben waren. Man wußte recht gut, wo man den Urheber dieser Lügen zu suchen hatte und bezeichnete einen Professor der Akademie als denselben, wie denn überhaupt gerade die Akademie, der Lehrstand und die Jugend, welche in den oberen Schulen erzogen wird, fast sämmtlich zu den Feinden der Regierung und zu den eifrigsten Vertheidigern der Pfarrer gehört.

Man sollte denken, daß eben die Jugend hier, wie überall, den demokratischen Grundsätzen der Verfassung anhängen müßte, dies ist jedoch in Lausanne nicht der Fall. Die meisten jungen Leute, welche die Akademie besuchen, aus der die Priester, die Richter und Beamten wie überhaupt die Männer von höherer wissenschaftlicher Bildung vornehmlich hervorgehen, gehören Familien an, welche der jetzigen Ordnung der Dinge feindlich sind. Es ist die alte städtische Aristokratie, welche darüber zürnt, daß der Bauer ihnen völlig gleichgestellt ist und mit Hülfe der Radikalen die alte Ehrfurcht vor den wohlhabenden Stadtleuten ganz und gar verloren hat. Die Professoren und Lehrer bestärkten diesen Groll und nährten ihn in ihren Schülern, die eine Art jeunesse d'oré bildeten und nicht ermangelten bei allen Gelegenheiten den Staatsräthen mit jugendlicher Unbesonnenheit zu zeigen, wie sehr sie diese

mißachteten, wobei die jungen Theologen die ärgsten waren.

Die Akademie, von manchen Lehrern und Schülern verlassen, schien nahe daran sich aufzulösen, was übrigens kein allzu großer Schaden gewesen wäre und Gelegenheit geboten hätte, sie besser zu organisiren und Unterricht und Bildung gründlicher zu machen. Das sah die Regierung ein, daß es nicht so bleiben könne, daß mit einem Lehrerstande, in dessen Händen die Erziehung der Jugend lag, der aber systematisch dafür sorgte seinen Schülern Regierung und Verfassung verhaßt zu machen, nicht auszukommen sei. Sämmtlichen Lehrern ohne Ausnahme hatte der Staatsrath daher die Stellen gekündigt und ging damit um eine Purification eintreten zu lassen, die auch wirklich erfolgt ist und eine Anzahl der wildesten Eifrer und entschiedensten Feinde des jetzigen Staats vom Amte entfernt hat. Ein solcher Schritt ist jedenfalls ein äußerster und in manchem Betracht sehr hart, selbst ungerecht zu nennen, wenn er Lehrer, die seit vielen Jahren angestellt waren, ihrer politischen Meinungen wegen, hülflos und ohne Pension verabschiedet. In monarchischen Staaten kommt das freilich alle Tage vor und glücklich können sich diejenigen preisen, welche blos abgesetzt, nicht aber noch sonst in Untersuchungen und Prozesse verwickelt werden. In Luzern, Wallis, Schwyz u. s. w. macht man eben so wenig mit freisinnigen Lehrern

Umstände, wovon mancher zu erzählen weiß; über die Absetzungen in Waadt dagegen hat man ein entsetzliches Geschrei erhoben, in welches die zumeist einstimmten, die sich nicht bedenken ganz andere Tyrannei auszuüben, und obenein stand dem Staatsrathe in der Waadt ein gewisses Recht zur Seite, denn er konnte, wenn er wollte, gesetzmäßig die Stellen kündigen. Doch zögerte er lange damit und bestrebte sich zu versöhnen, zu beruhigen und die Lehrer von feindlichen politischen Gesinnungen abzuwenden.

Das System der Verläumdungen gegen das Volk und den Staatsrath ging aber über alle Länder. Die feindliche Partei, die Professoren und Pfarrer, hatten zahlreiche Verbindungen, kein Wunder daher, daß alle Welt glaubte in der Waadt sei eine Art Räuberbande zur Regierung gelangt, bei der kein anständiger Mensch seines Lebens und Eigenthums sicher sei. Im Jahre 1845 wirkten diese Lügen so arg, daß das Land von sehr wenigen Fremden besucht wurde und doch sind die Fremden ein bedeutender Quell des Erwerbs für die Waadtländer. Die zahlreichen Gasthäuser in den Städten, die vielen Pensionen, die Landhäuser, welche theuer vermiethet werden, Alles bezeugt wie viel man von den Reisenden erwartet, von denen auch viele andere Bürger Gewinn ziehen. Ganz besonders blieben die Engländer aus, denn bekanntlich hatte sich die englische Regierung auf Veranlassung ihres Gesandten in

der Schweiz, Herrn Morries, der selbst ein sehr frommer Mann ist, scharf über die Entlassung der Prediger erklärt, wobei die Schuld eigentlich auf den waadtländischen Staatsrath fiel, der ganz ohne Noth der englischen Regierung eine Vertheidigung seiner Schritte überreicht hatte. Das Wegbleiben der Engländer machte viele Leute unzufrieden, dabei verbreitete man Gerüchte von der wachsenden Geldnoth, von Defizits in den Staatseinnahmen, von neuen Anleihen und Schulden, von den Verschwendungen des Staatsraths, und scheute sich nicht auch das Privatleben der verhaßten Chefs der Radikalen anzutasten und die verläumderischsten skandalösesten Geschichten zu veröffentlichen.

Als das Alles nichts half, sprengte man Gerüchte über einen nahen Staatsbankerot aus, machte die Kapitalisten bange vor der Pöbelherrschaft und da besonders viele Berner bedeutende Hypotheken im Waadtlande haben, wo Grund und Boden eben so hoch verschuldet ist, wie in Zürich und in anderen Kantonen, so nützte dies so viel, daß große Geldsummen gekündigt wurden und Geldnoth wie Verlegenheit wuchsen. Es hat gewiß nicht an dieser Partei der Unzufriedenen gelegen, wenn nicht wirklich tieferes Elend über ihr Vaterland gekommen ist, denn ihr Haß kennt, wie aller Parteihaß, keine Grenzen.

Allein schon im Jahre 1846 war Vieles besser geworden, die Fremden kehrten zurück, denn Niemand

wurde belästigt und Jedermann fand Ordnung und Ruhe statt der wilden Verwirrung und Pöbelgewalt. Die Regierung befestigte sich, sie vervollständigte die Gesetzgebung, führte Geschwornengerichte ein und organisirte das neue Gerichtswesen, nach welchem in der Waadt, wie in Amerika, nur eine Instanz besteht und neben dieser ein Cassationshof. Diese Einrichtungen sind in der Schweiz neu und eigenthümlich, so daß ich mir erlauben darf dabei einen Augenblick zu verweilen.

Die Waadt ist politisch in neunzehn Distrikte getheilt und jeder Distrikt hat sein Distrikts-Gericht. Dies zerfällt aber in fünf Abtheilungen, nämlich in ein Ober-Civilgericht, ein Unter-Civilgericht, in ein Criminalgericht, in ein Zuchtgericht und in ein Polizeigericht. Alle diese Gerichte urtheilen ohne weitere Berufung über die vor ihr Forum gehörigen Sachen und zwar das Obergericht in allen Streitfällen, wo der Werth des streitigen, beweglichen oder unbeweglichen Gutes 800 Franken übersteigt; die Untergerichte entscheiden in Sachen von 100 bis 800 Franken. Sämmtliche Bagatellprozesse vom geringsten Werth bis 100 Franken gehören vor die Friedensgerichte.

Zum Richter bei allen Gerichten ohne Ausnahme kann jeder Waadtländer gewählt werden, der sein Bürgerrecht ausübt, fünfundzwanzig Jahr alt ist und je nach der Art des Amtes: im Kanton, im Distrikt oder im Kreise wohnt.

An der Spitze des ganzen Gerichtswesens steht das Cantonalgericht, welches die Oberaufsicht führt und den Cassationshof bildet. Seine neun Mitglieder werden auf vier Jahre vom großen Rath aus sämmtlichen Bürgern des Kantons gewählt.

Jedes Distriktsgericht besteht aus fünf Mitgliedern, die aus den Bewohnern des Distrikts vom vereinten Staatsrath und Cantonalgericht auf vier Jahr gewählt sind. Advokaten, Notare und Staatsprokuratoren sind überall ausgeschlossen. Zu größerer Sicherheit der Rechtssuchenden befinden sich bei jedem Ober-Gericht zwei Richter aus den angrenzenden Distrikten.

Die Criminalgerichte bestehen aus den Präsidenten des Distriktsgerichts, wo die Klage anhängig ist und den Vorsitzern der vier benachbarten Distriktsgerichte. Einen davon kann der Angeschuldigte, einen der Staatsanwalt zurückweisen. Neben diesen Richtern steht eine Jury von zwölf Geschworenen, aus drei Distrikten gewählt. Dies Geschwornengericht urtheilt über alle Fälle, welche über die Competenz des Zuchtgerichts gehen.

Die Zuchtgerichte (Tribunaux correctionnels) ihrerseits bestehen ebenfalls aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts, wo der Prozeß vorgeht, zwei Richtern desselben Gerichtshofes und zwei Richtern der angrenzenden Distrikte, von denen einen der Angeklagte, einen

der Staatsanwalt wählt. Es entscheidet über alle Fälle, welche über die Competenz der Polizeigerichte gehen und höchstens vier Jahre Freiheitsverlust oder 3000 Franken Strafe nach sich ziehen. Aber auch diese Zuchtgerichte richten durch eine Jury von neun Geschworenen, welche aus dem Distrikt gewählt werden.

Die Polizeigerichte bestehen aus dem Präsidenten des Distriktsgerichts und zwei Richtern, welche ohne Jury über alle Vergehen urtheilen, welche höchstens mit 100tägigem Gefängniß oder einer Strafe bis 400 Franken geahndet werden.

Friedensgerichte endlich bestehen in jedem der 60 Kreise und die Friedensrichter mit ihren vier Beisitzern sind sehr wichtige Personen. Vor sie muß jeder Prozeß zuerst gebracht werden, ehe er an die Gerichte kommt; sie suchen die Streite gütlich zu vermitteln, führen in Strafsachen alle Voruntersuchungen über die freiwillige Gerichtsbarkeit, bilden das Vormundschaftsgericht, stellen Documente und Atteste aus, schließen und registriren die Civilehen, untersuchen die Paternitätsfälle, halten die Ordnung aufrecht, besichtigen die Gefängnisse und wachen über Ernährung und Sicherheit der Gefangenen, kurz die Friedensrichter haben viele und wichtige Geschäfte und müssen eifrige und tüchtige Beamten sein. Sie werden vom Staatsrath und dem Kantongericht auf vier Jahre gewählt.

Man sieht aus dieser Organisation des Gerichtswesens, daß das Waadtland einen ganz anderen Weg betreten hat, als die übrigen Kantone der Schweiz. Überall ist hier nur eine Instanz und daneben Cassation. Es hat sich die Überzeugung festgesetzt, daß mehre Instanzen, von denen die eine der andern oft direkt widerspricht, die dritte aber vielleicht wiederum die erste einsetzt, die Rechtssicherheit nicht vermehren, den Richtern aber beim Volk großen Schaden thun; denn was ist Wahrheit, wenn der eine Richter das Urtheil des anderen zerreißt und ein völlig entgegengesetztes als das richtige herstellt, das vom Dritten wieder als Irrthum zu Grabe geläutet wird? Die Einführung des neuen Verfahrens hat in der Waadt bewiesen, daß die eine Instanz gewiß nicht größere Irrthümer erzeugt, als zwei Instanzen. Das Volk ist damit sehr zufrieden, denn das neue Verfahren macht den Rechtsgang kurz und läßt keine Ungewißheit und Appellationssucht aufkommen. Ist der Thatbestand gehörig festgestellt, so ist eine Instanz, deren Urtheil cassirt werden kann, wenn sich Mängel darin finden, auch völlig genügend, zumal in einem Lande mit so einfachen Verhältnissen.

Eigenthümlich ist es auch, daß, anders als in allen anderen Kantonen, der Staatsrath die meisten Richterstellen besetzt und die Richter aus dem Volke wählt, während das Volk selbst kein Wahlrecht hat. In Luzern, in Wallis und den ärgsten Jesuitenkantonen wählt das

Volk, aber was hilft das, wenn es die wählt, welche Priester und Mönche ihm vorschreiben. In der Waadt thut es die Regierung, der große Rath und das Kantongericht, allein das Volk hat mehr Sicherheit als irgendwo, denn wir sehen es in allen Straffachen die über 100 Tage Gefängniß nach sich ziehen, von einer Jury geschützt, welche es aus seiner Mitte ernennt. In jeder Gemeinde wird ein Geschworener auf 100 Köpfe auf ein Jahr gewählt, so hat es das Volk in seiner Macht sich Männer auszusuchen zu deren Einsehn und Rechtsgefühl es Vertrauen besitzt. Hier ist kein Unterschied zwischen arm und reich; kein Grundbesitz und keine Steuer bestimmen das Recht Geschworener zu sein, jeder unbescholtene Mann ist dazu berufen, wenn seine Mitbürger ihn wählen, und dies sowohl wie die Einrichtung, aus drei Distrikten die Geschworenen und die Richter zu berufen, um ein möglichst gerechtes Urtheil zu fällen, sind Vorzüge, die man hochschätzen und anerkennen muß.

Die demokratischen Grundgedanken dieser Gerichtsorganisation finden sich aber überall in dem Streben dieses Kantons und bewahrheiten sich in seiner neuen Verfassung vom 10. August 1845. Die Verfassung hat Gleichheit aller Staatsbürger in jeder Beziehung gewährleistet und ist die freiste Verfassung, welche überhaupt in der Schweiz besteht.

In ihrem ersten Artikel erklärt sie den Kanton als

eine République démocratique und das Volk als Souverain. Alle sind gleich vor dem Gesetz, Alle Soldat. Die individuelle Freiheit ist garantirt, nur das Gesetz bestimmt Verfolgung und Verhaftung. Haus und Eigenthum sind unverletzlich; die Presse ist frei, das Petitionsrecht gewährleistet, das Unterrichtswesen ohne Einschränkung.

Das größte Aufsehn hat es in der Schweiz gemacht, daß diese neue Verfassung auch den Almosenempfängern das active Bürgerrecht zusprach, was nirgend sonst der Fall ist. Man fand es jedoch in Lausanne ungerecht, daß ein Mann, der, sonst unbescholten, durch Armuth gezwungen sei, die Unterstützung seiner Mitbürger nachzusuchen, deshalb sein Bürgerrecht verlieren solle. Um dessentwegen hat man davon abgestanden und einen Schritt gethan, der in der Schweiz sehr getadelt wird; allgemein ward mir in Lausanne jedoch versichert, daß man keine Nachtheile von einem Akt demokratischer Gerechtigkeit empfände, welcher zur wahren Gleichheit der Staatsbürger nöthig sei. Jeder Bürger von 21 Jahren übt seine Bürgerrechte aus. Nur bescholtene Leute, betrügerische Bankerottierer und solche, denen das Strafgesetzbuch ihr Aktivbürgerrecht abgesprochen, sind ausgeschlossen.

Eine gesetzgebende, eine vollziehende und eine richterliche Klasse von Beamten erhält die öffentliche Ordnung im Namen des Volks.

Der gesetzgebende Körper ist der große Rath, vom Volke nach Maßgabe der Bevölkerung (auf 1000 Einwohner ein Großrath) auf vier Jahre unter allen Bürgern gewählt, die das fünfundzwanzigste Jahr erreicht haben. Jedes Mitglied des großen Raths erhält während der Versammlung für jeden Tag eine Entschädigung von 30 Batzen, nebst einer Reiseentschädigung von 10 Batzen für die Wegstunde.

Hierdurch wird es möglich gemacht, daß das Volk zu seinen Vertretern Männer aus dem Volk wählen kann, damit die Vertretung nicht einer geldbesitzenden Klasse zufalle, und wie man sich denken kann, hat diese Bestimmung sowohl, wie die Bürgerrechte der Almosenempfänger und manche andere, bei den Gegnern der Demokratie wenig Beifall gefunden.

Der große Rath hat dieselben Rechte und Pflichten, wie in anderen radikalen Kantonen der Schweiz; aber er kann verlangen, daß der Staatsrath ihm Gesetze und Verordnungen, welche er wünscht, vorlege. Im Fall dies binnen Jahresfrist nicht geschieht, kann er selbst eine Kommission dazu ernennen und damit ist eine wichtige Erweiterung seiner Macht begründet.

Die vollziehende Gewalt bildet ein Staatsrath von neun Mitgliedern, gewählt vom großen Rath, dem die Staatsräthe auch fortgesetzt angehören und seinen Sitzungen beiwohnen ohne jedoch mitzustimmen.

Ihre Amtsdauer ist auf vier Jahre bestimmt. Der Staatsrath wählt seinen Präsidenten auf ein Jahr, derselbe ist nicht sofort wieder wählbar. Dieser Staatsrath leitet die ganze Verwaltung und legt dem großen Rath jährliche Rechenschaft ab. Er ist für seine Handlungen verantwortlich, beruft den großen Rath zu außerordentlichen Sitzungen, sobald es ihm nöthig scheint, muß ihn aber berufen, sobald 30 Mitglieder desselben es verlangen. Der Staatsrath überwacht alle Staatsanstalten, kann die Verwaltungsbeamten suspendiren, hat die bewaffnete Macht und die Beamten zur Ausführung der Gesetze unter seinem Befehl und hält die Ordnung mit ihrer Hülfe aufrecht. Der Staatsrath hat, wie man sieht, mit Bezug auf die Ernennung richterlicher Beamten hier mehr Macht als irgendwo in der Schweiz, wenigstens ist sie offener ausgesprochen, aber eine noch größere liegt in den demokratischen Grundsätzen der Verfassung, in der Gleichheit des Volks und in dem Einfluß den die öffentliche Meinung hier nothwendig üben muß.

Wie die richterliche Gewalt beschaffen ist, habe ich angeführt. Die Gemeinden sollen, wie die Verfassung sagt, so viel innere Freiheit wie möglich besitzen, jedoch Ziel und Zweck des Staates nicht stören, dem sie untergeordnet sind. Jede Gemeinde hat nach ihrer Größe entweder einen allgemeinen Rath oder einen Gemeinderath von 25 bis 100 und mehr Mitgliedern, ferner eine

Bürgermeisterei, bestehend aus einem Präsidenten und einer Anzahl Räthe (syndic et officiers municipaux), die von der Generalversammlung der Gemeinden oder von den Gemeinderäthen auf vier Jahre gewählt werden. Sie handhaben die Polizei, verwalten die Gemeindegüter und die Armenkasse und halten die Gesetze in Kraft.

Es bleibt mir nun noch übrig einen Blick auf die Abgaben und Steuern zu thun, welche in diesem in vielen Dingen wohlgeordneten Staate nicht eben ganz unbedeutend sind.

Die Staatslasten werden in der Waadt durch verschiedene Arten von Steuern aufgebracht, an deren Spitze die Grund- und Vermögensteuer steht. Es wird hier vom beweglichen Gut 2½ Franken vom Tausend, vom unbeweglichen 1 Frank gezahlt. Im Jahre 1845 trug diese Steuer 392,420 Franken ein. Eine zweite sehr hohe Steuer (droit de mutation) die zu vielen Klagen veranlaßt, erfolgt aus den Verkäufen und Veräußerungen des Grundbesitzes. Der Staat zieht davon 4 p. c. und erhielt im Jahre 1845 damit 255,366 Franken: ein Beweis, daß das Grundeigenthum rasch von Hand zu Hand geht. Aus der Stempelsteuer zog er 56,295 Franken. Aus den Zöllen auf Kaufmannswaaren 162,754 Franken. Aus dem Zoll auf Getränke im Kleinhandel 103,886 Franken. Die Posten, welche eine Haupteinnahme für den vielbereisten

Kanton bilden, warfen 136,333 Franken ab, und aus dem Salzverkauf den auch hier, wie überall in der Schweiz, die Regierung als Regal inne hat, empfing er 236,945 Franken (die eigenen Salinen trugen überdies noch 31,389 Franken).

Die Summen, aus indirekten Steuern und Einnahmen gezogen, sind, wie man sieht, bedeutend und hierzu kommen Patentabgaben von 4 bis 12 Franken, Abgaben auf Jagd- und Fischereischeine, Verkauf von Schießpulver; Luxussteuern auf Pferde, Wagen und Billards, Hundesteuer und Fremdensteuer. Endlich nahm der Staat aus seinen Forsten für Holzverkauf 50,779 Franken ein und überdies brachten seine Domainen 9894 Franken, so daß die Totalsumme des Budgets eine Nettoeinnahme von 1,569,305 Franken betrug. Bedeutend mehr also, als in anderen Kantonen von gleicher Größe.

Dennoch aber wurden die Ausgaben im Jahre 1845 nicht gedeckt, denn diese betrugen 1,737,558 Franken, es mußten daher die Ersparnisse von 1844, 150,535 Franken, zur Deckung verwendet und noch 70,904 Franken auf den vorhandenen Staatsfond übertragen werden. Die vermehrten Ausgaben waren ohne Zweifel eine Folge der Revolution und dies Deficit gab Anlaß zu den Gerüchten über neue Anleihen, Verschwendungen und Staatsbankerot, woran natürlich nicht zu denken ist. Die Waadt ist ein von Natur reiches Land,

dem es an Hülfsquellen nicht fehlt und welches ohne Staatsschulden ist. Eine der größten Sorgen der Regierung muß es aber sein, die Ausgaben zu beschränken, die Regierung billig zu machen, was von einer durch Revolution entstandenen zumeist verlangt wird, und hierzu wird es ohne Zweifel bald kommen. Der Voranschlag für das Jahr 1847 zeigt statt Deficits schon einen Überschuß, trotzdem daß die fortgesetzten Umgestaltungen und neue Organisation der Verwaltung, Justiz und sämmtlicher Staatszweige, wie die Bestrebungen der gegnerischen Partei viel Geld gekostet haben.

Im Jahre 1845 erforderten die Regierungskosten 152,662 Franken. Die Justiz und Polizei 189,150 Franken. Geistlichkeit und Kirchen 231,973 Franken. Die Schulen und die Akademie 212,284 Franken. Zur Unterstützung der schönen Künste verwandte der Staat überdies 64,186 Franken, so daß er *mehr als den sechsten Theil seiner ganzen Einnahmen* dem Unterricht zuwandte. — In Preußen wird für allen und jeden Unterricht von den Universitäten bis zu den Primärschulen und mit Einschluß aller Ausgaben für die Geistlichkeit, nicht der vierundzwanzigste Theil der Staatseinnahmen verwandt.

Das Militairwesen in der Waadt kostete im Jahre 1845 496,430 Franken (während für das Jahr 1847 die Kosten nur auf 280,300 Franken angeschlagen sind). Für öffentliche Arbeiten, namentlich für Chausseen, auf

welche die Waadt schon mehr als 4 Millionen Franken verwendet hat, wurden 331,449 Franken verausgabt. Man mag aus diesen Hauptzahlen ersehen wie bedeutend die Ausgaben sind und wie sie verwendet werden.

Die Kosten für das Militair würden übrigens in diesem Kanton noch bedeutender sein, wenn nicht jeder Soldat verpflichtet wäre sich auf seine Kosten vorschriftsmäßig zu bewaffnen und zu bekleiden, was für Viele gewiß eine harte Aufgabe ist, allein das Gesetz hat es vorgeschrieben und man ist daran gewöhnt. Dafür hat jeder Mann sein Gewehr und seine Waffen im Hause, sie sind sein Eigenthum und diese 30,000 Waadtländer gehören zu den besten und tüchtigsten Soldaten der Schweiz. Jeder ist vom sechszehnten bis zum vierzigsten Jahre dienstpflichtig. Mit dem zwanzigsten Jahre tritt er in die Infanterie d'elite, wo er acht Jahre bleibt, dann in die Reserve. Dabei aber ist er vor allen Dingen Bürger und nur Soldat und militairischen Gesetzen unterworfen, wenn sein Bataillon zum Dienst einberufen wird. Jetzt liefert die Regierung die kleinen Montirungsstücke, die Waffen und Anzüge nach festgesetztem Preise und dies, wie die Füllung der Zeughäuser und die große Sorgfalt, welche man auf das gesammte Kriegswesen wendete, haben die bedeutenden Ausgaben vom Jahre 1845 bewirkt.

Die französischen Schweizer sollen nicht so gute Büchsenschützen sein, wie die deutschen; ihr unruhige-

res Blut paßt vielleicht weniger für eine Waffe die besondere Kaltblütigkeit, eine nie zitternde Hand und ein unbewegliches Auge erfordert. Die Schützenfeste, Kantonalschießen, Freischießen u. s. w. sind daher in der westlichen Schweiz auch weit weniger bekannt und beliebt, als in den deutschen Kantonen, obwohl auch hier das Scheibenschießen von vielen Leuten fleißig betrieben wird. Aber in der deutschen Schweiz sind die Schützenfeste wahrhafte Volksfeste, die echten Feste für die Masse der Bürger und sie verbinden mit dem Vergnügen, welches sie gewähren, einen politischen Charakter, wie ich dies schon erwähnte, denn zu ihnen kommen aus verschiedenen Kantonen Männer zusammen und tauschen Meinungen und Gesinnungen aus. Ganz besonders ist dies bei den eidgenössischen Freischießen der Fall, welche von zwei zu zwei Jahren stattfinden und jedesmal die ganze Schweiz in Bewegung setzen; aber auch die Kantonalschießen fördern die Macht der öffentlichen Meinung und geben in Reden und Toasten Gelegenheit zu patriotischen Ergüssen und zur Stärkung freisinniger Grundsätze. Eben bei diesen Schützenfesten sieht man auch, wie die Masse des Volks der Bewegung und dem Streben nach schweizerischer Einigkeit zugethan ist. Die große Majorität gehört immer den Patrioten und seit in neuster Zeit die betrübenden religiösen Zwiste eine solche Macht erhielten und solchen Haß verbreiteten, sind Luzern, Schwyz und die inneren

Kantone fast ganz von den Schützenfesten verbannt, nicht weil sie geradezu thätlich dort beleidigt würden, aber weil sie zu viel unangenehme Dinge voll Spott und Hohn hören müssen.

Aus diesem Grunde bleiben auch um so mehr Diejenigen fort, welche die Leiter und Lenker der ultramontanen und aristokratischen Parteien sind; und weil nun die Schützenfeste Feste der radikalen Majorität sind, werden sie auch häufig als solche nicht wenig angefeindet.

Es sind jedoch Feste voll Fröhlichkeit und gar nicht mit unseren beliebten deutschen Schützenplätzen oder Schützengilden zu vergleichen; denn hier ist von keiner Korporation die Rede, von keinem Aufzuge mit Trommeln und Fahnen, die irgend ein Prinz dem wohllöblichen Bürgerschützencorps verehrte, sondern jeder nimmt Theil der eben Lust hat, der einen Stutzer, Kugeln und Pulver besitzt nebst einer Anzahl Batzen in der Tasche um Schießzettel zu kaufen, denn das Schießen ist hier eine Art Lotto, jeder Schuß muß bezahlt werden, dafür aber gewinnt auch jede das Schwarze treffende Kugel.

Die Schweizer treiben damit eine Speculation. Geübte Schützen thun sich zusammen, kaufen Marken und bilden Gesellschaften, welche ihr Glück versuchen; auf der anderen Seite werden so und so viel tausend Gulden zusammengebracht nebst Preisen für die besten

Schützen und man findet auf den Ankündigungen und Einladungen zu Kantonalschießen, welche durch die ganze Schweiz verbreitet werden, Summen von 30,000, 40,000 Franken und mehr vermerkt, welche zu gewinnen sind. Je höher und zahlreicher die Gewinne, um so mehr Schützen finden sich ein. Jeder kauft eine Anzahl Marken, oft eine sehr bedeutende Zahl, je nachdem seine Begierde groß ist zu schießen und zu siegen, oder je nachdem das Glück ihn begünstigt oder ihm den Rücken kehrt. Dafür nehmen die Schützengesellschaften der Orte, welche das Schießen ausgeschrieben haben, auch viel Geld ein und machen wohl zuweilen bedeutenden Gewinn. Berühmte Schützen schießen auf ihre eigene Rechnung und Gefahr und kommen dabei gut fort, denn natürlich bezahlen die, welche die wenigste Übung haben, meist umsonst; ihre Kugeln fehlen das Schwarze, was allein Gewinn verleiht. Aber man muß in der That eine sichere Hand und ein gutes Auge haben um hier zu treffen. Die Standbüchsen oder Stutzer sind ungemein schwer und schießen großes Blei. Weniger als zwölf Kugeln aufs Pfund Blei darf kein Stutzer schießen, denn je größer die Kugel um so mehr Sicherheit des Treffens. Eine ganze Reihe großer weißer Scheiben, zwanzig, dreißig und mehr sind neben einander aufgestellt, man nennt sie die Stichscheiben, in ihrer Mitte stehen die farbigen Kantonalscheiben, wo jeder Treffer hoch bezahlt wird, auch die

Marken weit mehr gelten, und hundert Ellen von ihnen unter der Schießhütte haben die Schützen ihren Stand und schießen aus freier Hand ununterbrochen auf ihre Zielpunkte, die sich drehen, sobald das Schwarze getroffen wird.

Das ist ein lustiges, fortwährendes Geknall vom Morgen bis Abend, zwei, drei und mehre Tage lang, je nachdem das Schießen bedeutend ist. Tausende von Zuschauern finden sich ein. Man ruft und schreit den guten Schützen Beifall, bewundert ihre Kunst, ihre oft merkwürdige Sicherheit, jubelt und lacht, schmaust und zecht, kurz es ist ein wahres Volksfest. Die Schützen aus Glarus, aus Appenzell und den inneren Kantonen sollen die besten sein, indeß giebt es auch viele treffliche Büchsenschützen in Zürich, Bern und anderen Kantonen und wohl auch in der Waadt, nur daß das Volk hier weniger allgemeinen Antheil nimmt. Dagegen sollen die Waadtländer die besten Feldsoldaten sein, muthige und gehorsame Männer, welche eine treffliche Infanterie bilden, die sich auch bei den Übungen der Schweizertruppen stets durch ihre Fertigkeit in aller Abrichtung ausgezeichnet hat.

Wenn das Militairwesen gut eingerichtet ist, so hat auch der Staat umsichtig für das Schulwesen gesorgt. Das Gesetz vom 10. December 1833 macht sämmtliche Kinder vom siebten bis zum sechszehnten Jahre schulpflichtig. Es giebt überall Primairschulen, Mittel-

schulen in den Städten, Colleges in den größten und überdies die Akademie in Lausanne und ein Seminar. Die Gemeinden zahlen jedem Schullehrer wenigstens 320 Franken, jedem Unterlehrer und jeder Unterlehrerin wenigstens 200 Franken. Jeder Lehrer muß ein Examen vor der Schulcommission ablegen. Sind die Gemeinden wohlhabend, so fließt das Geld für den Unterricht aus der Gemeindekasse, sind die Gemeindegelder nicht hinreichend, so geben die vermögenderen Eltern für ihre Kinder ein Schulgeld. In jeder Gemeinde ist eine Schulkommission von 3 bis 7 Mitgliedern. Nach dem Gesetz von 24. Januar 1834 ist der Pfarrer Mitglied der Kommission, aber seine Stimme gilt nicht mehr, als die jedes anderen Mitgliedes. Es gab 1837 schon 586 Schulen die von 30,626 Kindern besucht wurden. In dem comte rendu des Staatsraths für 1845 werden 725 Schulen angegeben, welche 33,857 Schüler hatten. Der Staat gab 1845 zu den Primairschulen 40,000 Franken. Zu den Normalschulen 20,000 Franken. Die Colleges und Mittelschulen kosteten ihn 38,266 Franken (er giebt jeder 2400 Franken, das Übrige trägt die Gemeinde), das Gymnasium erfordert 25,318 Franken. Die Akademie 43,214 Franken. Die Kantonalbibliothek 9167 Franken. Pensionen wurden an 18,000 Franken gezahlt und dazu kamen Ausgaben für das Blindeninstitut und andere allgemein nützliche Anstalten. Kein Lehrer an einem College hat

unter 1000 Franken Gehalt, das an der Akademie bis zum Doppelten Betrag aufsteigt. Das Loos der Lehrer ist daher in der Waadt, wenn kein glänzendes, doch ein völlig gesichertes und steht mit dem höchsten gleich, denn selbst die Staatsräthe und der Präsident des Staatsraths sind nicht höher besoldet. 2000 Schweizer Franken, ungefähr 800 Thaler preußisch, ist überhaupt in der Schweiz der höchste Beamtengehalt, womit das Volk die, welche ihm dienen, entschädigt.

So ist es auch mit den Pfarrern. Der Staat besoldet sie mit einem festen Einkommen. Anfänglich beträgt dies 1000 Schweizer Franken (400 Thaler), von sechs zu sechs Jahren steigt dies jedoch um 160 Franken und endet mit der höchsten Besoldung von 2000 Franken. Da die Geistlichen Haus und Garten haben und es ihnen frei steht Pensionaire zu nehmen und Erziehungsanstalten anzulegen, die in der Schweiz noch immer eine wichtige und allgemeine Erwerbsquelle ausmachen, so ist hinlänglich und gut für die Geistlichkeit gesorgt, die zu keinen gegründeten Beschwerden über ihr materielles Wohl Anlaß hat.

In den Mittelschulen und Colleges wird auch deutsche Sprache gelehrt, indeß ist die Kenntniß des Deutschen nicht eben sehr groß im Kanton Waadt, obwohl hier viele Deutsche leben und namentlich deutsche Handwerker in bedeutender Zahl vorhanden sind. Unter den Lehrgegenständen der höheren und Mittelschulen

findet man aber auch neben Physik, Mechanik, Chemie, Technologie, Zeichnen und Musik,— politische Ökonomie und l'instruction civique aufgeführt. Der junge Bürger soll schon in der Schule mit seinen Bürgerpflichten und Rechten bekannt gemacht werden, er soll vorbereitet sein, wenn er sein öffentliches Leben beginnt, soll früh eine Meinung sich erwerben, und das ist recht und gut gethan und einer Republik würdig, ihn als Bürger auch auszubilden. Um so mehr aber muß der Staat darauf bedacht sein, die Erziehung und Belehrung der Jugend in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Männern anzuvertrauen, welche ihr Amt nicht dazu benutzen, die jungen Bürger mit Haß und Abneigung wider die Verfassung und die Regierung zu erfüllen, welche durch die Wahl der Majorität zur Leitung der Geschäfte bestimmt ist. Niemand kann es dem Staatsrath verdenken, wenn er Lehrer entfernt, welche mit den widerspänstigen Priestern und der unzufriedenen Partei eng zusammen hängen und so offen seine Feinde sind, wie es hier der Fall ist, und nur das ist zu wünschen, daß ungerechte und harte Absetzungen vermieden und Ansprüche auf Pensionen berücksichtigt werden, wenn diese nach Recht und Gesetz ertheilt werden müssen.

Bisjetzt wird weder für den Besuch der Akademie noch des Gymnasiums irgend ein Honorar verlangt. Der Unterricht erfolgt auf Staatskosten, allein man hat die Ungerechtigkeit eingesehen, welche darin liegt, daß der

Staat bedeutende Summen der Gesammteinnahmen für die Kinder einer gewissen wohlhabenden Klasse seiner Bürger verwendet, welche allein Akademie und Gymnasium besuchen können, was der großen Masse der Landbewohner nicht möglich ist, und wird daher in diesen Anstalten den Unterricht künftig bezahlen lassen, damit man um so besser das Volksschulwesen unterstützen kann.

Auch für die Künste hat der Staat hier manches gethan. Er hält eine Zeichenschule, unterstützt junge Künstler und besitzt ein Museum in Lausanne, das von seinem Gründer das Museum Arlaud heißt. Eine Anzahl Gemälde, unter denen zwei der schönsten Landschaften von Diday und Calame, bilden eine Gallerie, welche jährlich durch die auf Kosten des Staats angekauften Bilder von jungen heimischen Künstlern und durch die Geschenke reicher Bürger vermehrt wird. Im Museum Arlaud befinden sich auch die naturwissenschaftlichen Sammlungen, unter denen die Mineraliensammlung sich auszeichnet, und sichtlich ist das Streben überall vorherrschend, nach Kräften Kunst und Wissenschaft zu schützen und zu unterstützen.

Vortrefflich sind die Landstraßen, welche seit 1830 oft mit großem Kostenaufwande gebaut wurden, wie denn überhaupt diese kleinen Regierungen der Schweiz mit dem rühmlichsten Eifer Bauwerke aufführen, welche den größten Staaten Ehre machen würden. Lausanne selbst bietet davon mehr als ein Beispiel dar. Die

Stadt ist alt, hat enge winkliche Gassen und wird durch eine tiefe Doppelschlucht getrennt, die mit unsäglicher Mühe nach und nach theilweis ausgefüllt worden ist. Über den tiefsten Theil dieser Schlucht hat man eine prachtvolle Brücke, auf doppelten Bogen ruhend, vor einigen Jahren ausgeführt, die zu den schönsten Bauwerken gehört. Das alte bischöfliche Schloß auf dem höchsten Punkte der Stadt ist jetzt der Sitz der Regierung. Hier oben liegt auch die Kathedrale, die größte Kirche der Schweiz, und in ihrer Nähe die Akademie. Weit über See und Gebirge schweift der Blick auf ein unvergleichlich schönes Panorama, aber wie reich ist Lausanne nicht überhaupt an solchen Punkten. Man muß auf den Signalberg dicht bei der Stadt steigen, wenn man ganz erfüllt von der Schönheit dieser wundervollen Natur sein will, welche immer neue Reize enthüllt, die zu bewundern man nie satt werden kann.

Die Kathedrale ist groß, aber schmucklos und kalt. Grau angestrichen, ohne Altäre, ohne Bilderschmuck, ohne Malerei der Fenster hat sie die gespenstische Nüchternheit, welche der Protestantismus dem alten Tempel aufdrückte, seit er die Priester in brokatenen Meßgewändern sammt Heiligen und Gottesmüttern daraus vertrieb. An einer Seitenwand hat man dem unglücklichen, edlen Major Davel, den die berner Herren im Jahre 1723 enthaupten ließen, eine Marmortafel errichtet. Davel glühte dafür, sein Vaterland zu befreien,

aber dies verstand ihn nicht. Voll feiger Angst sorgte jeder für sein eigenes Haupt und suchte es durch dienstfertigen Eifer bei den gestrengen berner Herren zu sichern, so mußte der verrathene Mann untergehen. Dem muthigen Davel weinte manch' Auge nach. Ich habe die Rede vor mir, welche der ehrwürdige Priester Sauffure auf Davel's Schaffot bei dem blanken Schwerte des Nachrichters hielt, in welcher er es wagte, einen Lorberkranz der Vaterlandsliebe um die dem Tode geweihte Stirn des Opfers der Tyrannei zu legen, doch erst die neue Zeit konnte mit diesem Marmorstein sein Andenken preisen. Die Denkmäler einiger Herzöge und das des Papstes Pius des Fünften sind in der Kirche aufgerichtet, deren Schiff mit 200 Säulen von 100 Fuß Höhe geschmückt, einen ganz anderen Eindruck machen würde, wenn man es kunstsinnig verschönte.

Aber weder dieser Tempel, noch die prächtige, große Markthalle, noch was sonst an Bauwerken vorhanden, ist doch mit der Natur zu vergleichen, welche die erhabenste und herrlichste Einfassung Lausanne's bildet. Rund umher liegen Weingärten und Landhäuser, welche bis Orchy hinab und an den Seeufern hinziehen. Der weitläufige Anbau der Stadt erstreckt sich durch diese Gärtenreihen, in denen ein großer Theil der wohlhabenden Einwohner seine Landsitze hat, so daß es schwer wird, in so großem Reviere sich zurecht zu finden und

Leute aufzusuchen, welche man sehen und sprechen möchte. Es ist daher gut, daß in Lausanne so viele Gesellschaften und Kaffeehäuser bestehen, wo man ziemlich sicher sein kann, Abends seine Freunde und Bekannte zu finden.

Es ist hier wie in Zürich, die Demokratie hat auch die äußere demokratische Form der Gemeinsamkeit angenommen und die, welche regieren, sondern sich in keiner Weise vom Volke ab, sondern treffen mit ihm in Kaffeehäusern und an öffentlichen Orten ohne Zwang zusammen. Im Kaffee Morel fand ich jeden Abend die Staatsräthe und höchsten Beamten der Republik, welche dort ihr Glas Wein tranken, ihre Zigarre rauchten und eine Partie Domino oder Karten spielten, umringt von ihren Mitbürgern, die ganz daran gewöhnt sind, keinen Unterschied zu machen.

In einem nicht weit davon entfernten Kaffee der Post gegenüber versammelt sich die aristokratische Partei, und so hat Jeder seinen Kreis in welchem er mit politisch gleichgesinnten Freunden zusammentrifft und die Sache der Partei fördern hilft, zu der er gehört. In Lausanne selbst zählt die jetzige Regierung viele Gegner, denn ein Theil der Stadtbürger kann es ihr nicht verzeihen, daß das Landvolk so frei und gleich und dadurch so anmaßend geworden ist. Sie wissen wohl, daß dies Volk die eigentliche Stütze des Staatsraths bildet, wie überhaupt die unteren Klassen seine

Anordnungen und die Folgen der Revolution zumeist gut heißen, darum muß man sich nicht wundern, wenn so viele vom Haß dictirte und von Verläumdungen strotzende Berichte über die Zustände der Waadt auch durch deutsche Blätter verbreitet werden.

Der Präsident Druey wie mehre Staatsräthe, welche sich über dies Verfahren beklagten, in welchem namentlich die Augsburger allgemeine Zeitung und die Kölnische Zeitung voranstehen, deren Correspondenten durchaus den Gegnern der jetzigen Zustände angehören, bemerkten ganz richtig, daß der Grund vornehmlich in der Thatsache liege, daß diejenigen, welche Artikel für das Ausland schreiben, Lehrer und Geistliche oder Männer aus den Reihen der besiegten Partei seien, welche ihrem Zorn Luft zu machen wünschen. Sie hatten nichts dagegen, daß man sie verläumde, denn Verläumdungen sind immer das letzte Mittel der Schwäche und ohnmächtigen Wuth, aber sie fanden es mit Recht unbillig, daß ihre Reklamationen unberücksichtigt blieben und die Augsburger allgemeine Zeitung diese ohne weiteres in den Papierkorb warf.

Ein solches Verfahren that mir um so mehr leid, weil wirklich die Regierung des Waadtlandes nicht allein aus talentvollen und tüchtigen Männern besteht, welche mit ungewöhnlicher Kraft und ausdauernder Thätigkeit das Waadtland zu einer wahrhaften Demokratie umgeschaffen haben, sondern weil sie auch mit wissenschaft-

licher Bildung ausgerüstet, Deutschland und die Meinung der Deutschen mehr schätzen als die meisten deutschen Schweizer dies thun. — Ich habe von dem Präsidenten Druey schon mehrmals gesprochen, der die Seele dieser neuen waadtländischen Bewegung ist, und dessen unermüdlicher geistiger Regsamkeit sein Vaterland so Vieles dankt.

Leider war Herr Druey noch nicht von Zürich zurückgekehrt, so daß ich nicht die Ehre hatte, ihn in Lausanne nochmals zu sehen; aber auch die Mitglieder des Staatsraths und großen Raths, welche ich kennen lernte, die Herren Briatte, Delarageaz, Vienet, Fornerod und mehre Andere, welche durch ihre freundliche Theilnahme und Belehrungen mich zum Dank verpflichteten, waren so unterrichtete und für das Wohl ihres Vaterlandes eifrig thätige Männer, daß leicht durch sie die argen Anschuldigungen zu widerlegen waren, nach welchen der Pöbel zur Herrschaft in der Waadt gelangt sei.

Man kann sich solche Pöbelherrschaft schon gefallen lassen, durch welche Reformen, wie die in der Waadt erfolgten, bewerkstelligt werden. Den besten Beweis jedoch, daß man die Freiheit der Meinungen achtet und unverfolgt läßt, beweist die Presse. Der Federal, das Blatt der unterliegenden Partei, hört nicht auf, die Regierung aufs heftigste anzugreifen, und aus den Vereinen ihrer Gegner strömt eine Fluth von Schriften aller Art hervor, die das Ansehn der Volksmänner

untergraben sollen. Dazu streben die Priester nach einer freien Kirche, deren Gründung ihnen unverwehrt bleibt, die Vereine wirken auf die Wahlen und suchen durch Geld und Ansehn ihrer Mitglieder an Ausdehnung zu gewinnen; die Regierung hindert das Alles nicht durch Gewaltstreiche. Sie vertheidigt sich durch ihre Organe, durch den Nouvelliste Vaudois, zumeist wohl aber durch ihre Handlungen, die als offene Thatsachen vor aller Welt Augen liegen. Die Presse ist in der Waadt völlig frei, doch stellen die Journale Caution, bezahlen Stempel und sind nach dem Preßgesetz verantwortlich. Preßprozesse kommen jedoch selten vor.

Für die Armen ist durch Wohlthätigkeitsanstalten vielfach gesorgt. Es giebt ungefähr 80 Armen- und Krankenhäuser. Das Kantonhospital ist mit einem reichen Fond ausgerüstet und für 120 Kranke bestimmt. Jeder kann dort aufgenommen werden, wenn er 7 Batzen täglich bezahlt. Im Ganzen rechnet man 20,000 Personen, die Unterstützung empfangen und welche jährlich 350,000 Franken beziehen, aber diese Bedürftigen sind keineswegs Bettler; sie kommen nur nicht mit dem aus, was sie für sich und ihre Familien erwerben, und nehmen daher die Unterstützung ihrer wohlhabenderen Mitbürger in Anspruch, welche ihnen aus dem Gemeindevermögen beistehen.

Eine Hauptaufgabe aller Schweizer Regierungen ist es, für die nöthigen Lebensmittel ihrer Bewohner

zu sorgen, weil man überall nicht so viel Getraide gewinnt, als verbraucht wird. Die Vertheilung der angekauften Vorräthe zu billigen Preisen oder ganz unentgeltlich ist eine der schwierigsten Aufgaben und verursacht in Zeiten der Theurung große Kosten. Das Volk verlangt aber diese Sorgfalt in der Schweiz mehr von seinen Regierungen als in Monarchien, wo es den Magistraten der Städte überlassen bleibt, für ihre Gemeinden zu sorgen. Hier tritt der Staat unmittelbar bei allen Übeln ein, Jeder fordert von ihm die nöthige Hülfe, und nichts kann eine Regierung leichter stürzen, als ein Mangel an Vorsicht, ihre Bürger zu ernähren, die alle Wähler sind und die Souverainität ausüben.

Das Leben in der Waadt ist ein vorherrschend dem Bau des Bodens, der Weingärten und der Viehzucht gewidmetes. Allzureich ist Keiner, aber auch nicht allzuarm. Der viel getheilte Boden macht, daß die meisten wenigstens etwas davon besitzen. Die meisten Armen sind in den Städten, wo immer sich die Armuth einzunisten pflegt, allein trotz der vielen Fremden, welche die Waadt bereisen, was die Bettler anzulocken pflegt, habe ich keine Bettelei bemerkt, was jedenfalls ein gutes Zeichen ist.

In Lausanne, das ungefähr 16,000 Einwohner zählt, sammelt sich das Leben des Kantons. Neuerdings hat man eine Bank hier angelegt zur Unterstützung des Handels und Verkehrs, welche gute

Dienste leistet, im Allgemeinen aber ist Lausanne kein Handelsplatz und kann keiner sein, denn die Quellen fehlen dazu. Die Schaaren der ab- und zuziehenden Fremden bilden seine besten Einnahmen, indeß ist in Lausanne selbst nicht viel zu sehen, die Stadt mit ihren hüglichen Straßen und winkligen Plätzen ist nicht schön und wer nicht Grund zu längerem Verweilen hat, eilt schnell von ihr an die schönen Seeufer, wo er lieber in dem reizenden Vevay oder Montreux ausruht.

Die Zustände der Waadt, diese Kämpfe einer freisinnigen und aufgeklärten Regierung gegen Priester und Aristokraten, die Durchbildung der Staatsformen zu einer wahrhaften Demokratie, und der Umschwung des Volks aus gleichgültiger Abhängigkeit zu einer lebendigen Theilnahme und zum Zustande vollkommener gesetzlicher Gleichheit muß die Blicke der Welt auf diesen kleinen so weit und kühn fortgeschrittenen Staat ziehen. Anfechtungen wird er noch durch seine Priester und Priesterfreunde zu bestehen haben, allein zum Siege und zur Herrschaft werden diese nicht mehr gelangen, ihr Ansehn ist zu tief erschüttert worden.

V. Kapitel.

Von Vivis nach Freiburg — Straßenbau im Kanton Waadt — Eisenbahnprojecte — Hindernisse der Eisenbahnen in der Schweiz — Die Stadt Freiburg — Die Drahtbrücken — Kantonalverhältnisse — Gesetzzustände — Einnahmen und Ausgaben — Der protestantische Bezirk Murten — Pater Girard — Die Jesuiten und ihr Pensionat — Erziehung der Jesuitenschüler — Herrschaft des Ordens über den Kanton — Dr. Bussard — Die Orgel in Freiburg — Die Frömmigkeit — Verfall des Schulwesens und Verkümmerung der Presse.

Von Vivis in den Kanton Freiburg und zur Hauptstadt desselben führt eine prächtige Straße, die zu den schönsten, aber auch zu den kostspieligsten in der Waadt gehört, denn im Zickzack, breit und bequem, läuft sie den Jorat hinauf durch das theure Weinland, welches der Staat den Eigenthümern so hoch bezahlen mußte, daß mit Überwindung der Schwierigkeiten, der Brückenbauten u. s. w. eine halbe Million Franken verausgabt wurden, um zwei Wegstunden fertig zu bringen. Die Waadt hat zehn Straßen vom ersten, 18 vom zweiten Rang angelegt, welche zusammen über hundert Schweizerstunden lang sind. Das ist außerordentlich viel für einen so kleinen Staat, wo der Straßenbau überdies mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und die Bergwasser jährlich so arge Verwüstungen anrichten. Aber alle größeren Kantone, wo eine freiere Bewegung Statt findet, haben für den Straßenbau Außerordentliches

gethan, theils weil sie aus den Zöllen hohe Einkünfte ziehen, theils wohl wissend, wie sehr dadurch der innere Verkehr erleichtert wird und welche Vortheile sie ihren Bürgern zuwenden. So sind denn auch die Städte in der Waadt und die zwischenliegenden großen Gemeinden alle durch feste schöne Straßen verbunden, denen aber, wie überall in der Schweiz, fast immer ein Baumschmuck fehlt und Seitenwege, welche man des theuren Bodens wegen fortläßt. Der Straßenbau wird eifrig fortgesetzt und man hat recht, ihn so viel als möglich auszubilden, denn mit den Eisenbahnen wird hier nie viel auszurichten sein. Über die Alpen läßt sich keine Eisenstraße legen, aber auch in dem hügelvollen Vorlande stößt ein solches Unternehmen auf so kostspielige Schwierigkeiten, daß an Gewinn kaum zu denken ist. Die Schweiz ist zu klein und die Leute darin reisen selbst zu wenig. Man muß bei Eisenbahnen zumeist auf Waarentransport und Fremde rechnen. Einen großen Theil, vielleicht den größten, im Jahre ist aber das Land leer von Reisenden und die Waarentransporte hören auf, der Sommer soll daher für Erhaltung des Unternehmens während des Winters mit sorgen und das bleibt eine zweifelhafte Aufgabe.

Trotz dessen hat es in der Schweiz nicht an Eisenbahnprojecten gefehlt. Durch Graubündten, das Rheinthal hinab bis zum Bodensee ist eine in Aussicht

gestellt, die, was nach Mailand und Italien will oder von dort herkommt, aufnehmen soll; allein es dürfte schwer sein, das Geld dazu aufzubringen, besonders jetzt, wo die Eisenbahnen im Credit gesunken sind. Von Genf nach der Waadt und nach Frankreich hinüber war eine andere angekündigt, die aus Geldmangel schon aufgegeben worden ist. Mehrere kleinere hat man in verschiedenen Kantonen beabsichtigt, vorläufig jedoch dürfte wohl keine andere zu Stande kommen, als die Bahn von Zürich nach Basel, welche den besuchten Badeort Baden berührt und überhaupt die beste Aussicht auf Erfolg für sich hat. An dieser Eisenbahn hat man jedoch wiederum sehen können, was es heißt, die souveraine Kantönchenpolitik unter einen Hut zu bringen und zu einem vaterländischen Werke zu vereinen. Jeder ist hier eifersüchtig auf den Anderen; Jeder möchte für sich das Fett von der Suppe schöpfen, seinen Nachbar übervortheilen, und keine Gemeinde ist so klein, die nicht großmächtige Ansprüche erhöbe und sich weigerte, das Geringste zu thun, wenn ihre oft ins Abenteuerliche streifenden Forderungen nicht erfüllt werden. Von Zürich sollte die Eisenbahn dem alten Handelszuge über den Hauenstein folgen, einer Einsattlung des Jura zwischen den Kantonen Solothurn und Basel-Land, aber dieser letzte Kanton machte die unerfüllbarsten Begehren, zu denen es auch gehörte, daß die Bahn an der Grenze seines Gebiets enden und die Verbindung

mit Basel durch Fuhrwerk hergestellt werden müsse. Da alle Unterhandlungen nichts halfen, hat man sich entschlossen, den ganzen Plan abzuändern und will nun durch das Aargau auf die rechte Rheinseite nach Baden hinübergehen, um Basel erreichen zu können, wozu die Regierung des deutschen Großherzogthums, ihren Vortheil besser erkennend, als die Patrioten in Basel-Land, bereitwillig die Hand geboten hat.

So geht es bei allen gemeinsamen Unternehmungen in der Schweiz. Wie manche der größeren Kantone auch vom besten Willen beseelt sind, immer wird sich der eine oder andere finden, der es hindert, der sich verletzt glaubt, der seine Vortheile gefährdet findet, und bei den kleinen Gebieten dieser Republiken läßt sich nichts Bedeutsames ausführen, wenn der Nachbar nicht einstimmt.

Auch in der Waadt haben Eisenbahnen keinen Boden, auf dem sie mit Vortheil angelegt werden könnten. Überall fast sind Hügel, die kostspielige Durchstiche und Bauten erfordern, der Grund ist theuer und das innere Land wird zu wenig von Fremden besucht.

Was will der Reisende bei diesen Ackerleuten? höchstens, daß eine kleine Zahl von Lausanne nach Yverdon, dem deutschen Iferten, geht, um mit dem Dampfschiffe den Neufchateller See hinabzuschiffen. Iferten selbst, die kleine Stadt, hat nichts Anziehendes; ihre berühmte Zeit ist vorüber, denn der Mann, welcher sie

ihr gab, Heinrich Pestalozzi, der große Menschenfreund, ruht im Grabe. Das Schloß und die Erziehungsanstalt, wo Pestalozzi von 1805 bis 1825 die Kinder der Armuth erzog und zu denkenden Menschen heranzubilden suchte, ist das einzige interessante Denkmal.

Der große Weg der Fremden, welche ins Waadtland kommen, führt von Genf oder Freiburg nach Lausanne an den lemanischen See und dessen reizende Gestade, und diese Straßen, deren es mehre über Moudon und Payeren (dem deutschen Milde und Peterlingen), über Carouge oder über Vivis giebt, sind von Posten und Wagen reichlich befahren. Hat man die Höhen des Jorat erreicht, so ist man bald an der freiburgischen Grenze, aber bei jeder Wendung der Straße sieht man auf den See zurück, auf Vivis, auf die unendlichen Weingebirge, auf waldige Schluchten und Berge und auf die savoyischen Gebirge, welche jenseit in langen finstern Linien lagern, die von den schneeigen Hörnern des Dent de midi überragt werden.

Eines der herrlichsten und großartigsten Panoramen liegt hier noch einmal vor dem Auge des Reisenden aufgeschlagen; er nimmt mit dem vollen Eindrucke Abschied von diesem edlen Bilde, das schwer in der Welt wieder zu finden ist und sicher noch lange vor ihm schwebt, wenn sein Wagen, zwischen den Wänden der Nagelflue und ihren Schuttgeröllen schwankend, ihn in den Kanton Freiburg führt.

Die Straße über St. Denis und Bulle nach Freiburg läuft durch die grünen freundlichen Thäler eines Hügellandes, dem zur Rechten eine Bergkette mit düstern Häuptern 5 bis 6000 Fuß hoch hinzieht, welche den Süden des Kantons besetzt hält, durch welchen die Saane sich Weg bahnt. Die kleinen Städte mit ihren bethürmten Schlössern, Ruinen auf den Berghöhen und alterthümliche Gebäude, in denen einst die Edlen des Landes hausten, geben manchen malerischen und romantischen Ausputz. Hier liegt das alte Schloß Greyerz, der Sitz des alten Grafengeschlechts, jetzt wie die kleine Stadt daneben Gruyeres genannt, deren Bewohner den besten Käse in der Schweiz fabriziren. Überall wird französisch gesprochen und wahrscheinlich macht es die ansteckende Nähe der Waadt, daß dieser Theil des Kantons gar nicht zufrieden mit den Jesuiten und ihren Freunden in der Hauptstadt ist. Mehr wie einmal hat er schon versucht, eine Umwälzung der Verhältnisse herbeizuführen, deren letzte erst vor wenigen Monaten abermals mißglückte.

Merkwürdig genug sind auch in diesem Kanton die Bewohner in den deutschen Bezirken die besten Stützen der Priesterherrschaft. Ihre Gläubigkeit und ihr Eifer für die bedrohte Kirche sind ohne Grenzen und eben so wie in Wallis ward mit Hülfe der deutschen Bevölkerung und deren Bataillone die letzte freilich übel be-

gonnene Revolution der französischen Bezirke und des protestantischen Kreises Murten schnell unterdrückt.

Die kleine Stadt Bulle, deutsch Boll, ist der Sammelplatz des Lebens für diese nur Ackerbau und Viehzucht treibenden Thäler. Hierher bringen die Leute aus dem Saanethale, aus Greyerz und den Bergen ihre Käse, ihr Vieh und die Bretter und Balken ihrer Wälder zu Markt. Bulle war daher auch der Sitz der Bewegung gegen die Regierung; hier wurden Volksversammlungen gehalten, die Hauptstadt bedroht und der Amtmann festgenommen, wofür jetzt ein hartes Strafgericht über die Stadt losgebrochen ist.

Mit der Post erreicht man in drei Stunden Freiburg im Üchtlande, wie es zum Unterschiede von anderen Städten dieses Namens und aus alter Reichszeit genannt wird, und befindet sich nun im Mittelpunkte des Kantons, der einer der Hauptstützpunkte der Jesuiten geworden ist, welche er im Jahre 1818 berief und die von hier aus ihre Zeit so wohl zu benutzen verstanden.

Es ist ein seltsamer alter Ort, dies Freiburg, das zum Theil an dem Rande einer 150 Fuß tiefen senkrechten Kluft hängt, durch welche die Saane hinfließt, zum Theil in dieser Kluft selbst steht, so daß die Leute aus der oberen Stadt weit über die Schornsteine der Menschen da unten fort auf die Hügel und Felsen der Umgebungen schauen, auf denen die alten Wachtthürme

der Freiburger stehen. In der unteren Stadt, d. h. in der Kluft, wo es ungesund ist und Kröpfe und Cretins häufig vorkommen, wohnt die arme Bevölkerung, welche noch jetzt deutsch spricht und ihren Ursprung nicht verleugnet; in der oberen Stadt, die gegen den Hügel aufzieht, wo das Lyceum und das große Jesuitenhaus stehen, wo gesunde Luft weht, wohnen die reicheren Leute, welche von Deutschen und deutschem Wesen nichts wissen wollen, und nahe am Dom giebt es eine Straße, in der vorzugsweise die jetzigen Beherrscher Freiburgs, die Weck, Fournier und die übrigen Bundesgenossen der frommen Väter ihr Quartier haben.

Über die Kluft von einem Rande zum anderen führen an verschiedenen Stellen zwei Drahtbrücken. Die größte derselben, 360 Schritt lang, wurde 1834 vollendet. Sie ist auf Aktien gebaut, kostet an 300,000 Schweizerfranken und bringt dem französischen Ingenieur Chaley, der sie herstellte, noch immer ein reiches Einkommen, denn seltsamer Weise gehört der Ertrag contractlich ihm und nicht den Aktionairen, welche bezahlen müssen, wie jeder Andere, wenn sie hinüber wollen. Eine zweite Drahtbrücke, 220 Schritt lang, führt eine Strecke davon über den Schlund und vermittelt die Verbindung beider Seiten der Saane. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die ungeheuren Verankerungen der großen Brücke, über welche Alles muß, was von Bern kommt, tief in den Grund der nahen

Häuser und jenseits in die Felsen gesenkt sind. Wenn die schweren Fracht- und Postwagen darüber hinfahren und die mächtigen Drahtseile elastisch schwanken und schaukeln, kann man erschrecken über den Gedanken, daß sie plötzlich reißen und der seltsame kühne Bau die Verwegenen, welche sich ihm anvertrauten, in den Abgrund begraben möchte. Aber diese Brücken stehen fest und sicher. Im Gasthofe zum zähringer Hof, der dicht daneben liegt und von dessen schönem Altane man den Anblick des ganzen Schlundes hat, kann man Stunden lang in diesen schmalen, düstern Abgrund blicken, auf die Straßen, Klöster und armen Häuser in der Tiefe, auf die gelbfluthende Saane, auf die wunderbaren schwebenden Brücken und auf die alten Wartthürme oben auf den Kalksteinwänden. Ein wechselnd wildes und romantisches Bild von eigenthümlicher Färbung, in welchem alte und neue Zeit sich wunderbar vermischen, liegt hier vor dem Beschauer.

Daß das Alte aber trotz der Drahtbrücken überall das Übergewicht hat, wird man bald gewahr beim Betrachten der Stadt und der Verhältnisse. »Sehen Sie unsere Stadt an,« sagte mir ein freiburger Herr, an den ich empfohlen war, als ich mit ihm auf einer Höhe stand, »alle die großen Gebäude, deren Zinnen und Thürme sich über unsere Dächer erheben, sind Klöster und fromme Stiftungen. Wir sind von jeher davon erdrückt und arm gemacht worden, und noch jetzt

finden Sie nicht weniger als neun Mönchs- und ein Nonnenkloster hier, was bei einer Bevölkerung von kaum 9000 Einwohnern einen Maßstab für unsere Existenz abgiebt. Wir könnten ein reicher Kanton sein; Freiburg könnte Industrie und Handel treiben, aber das Pfaffenwesen hat uns heruntergebracht, es hat Sinn und Charakter des Volks verderbt. Die vielen Festtage und Bettage haben Trunk und Arbeitsscheu groß gezogen, darum ist der Arbeitslohn hier auch höher, als in den größten Städten. Unsere Handwerker lassen sich mehr bezahlen, wie in Paris, und selbst die Lebensmittel sind theuer, weil der Boden nicht fleißig bebaut wird und keine Concurrenz des Fleißes Statt findet.« Von meinem Gewährsmann erfuhr ich dabei, daß der Boden sehr getheilt sei. Meist sind die Güter klein, von 10 bis 50 Morgen, und nur nach Bern hin, in den deutschen Distrikten, kommen Besitzungen von 2 bis 300 Juchart vor. Viele Güter, und zwar die besten, sind aber in den letzten Jahren von fleißigen berner Landwirthen angekauft worden und ein Glück wäre es zu nennen, wenn nach und nach immer mehre jener emsigen protestantischen Bauern nach Freiburg übersiedelten, wo die Jesuiten und ihre Gehülfen sie freilich mit feindlichen Blicken betrachten. Der Grundbesitz ist jedoch schwer hypothekarisch verschuldet und wenn schlechte Zeiten kommen, werden viele Eigenthümer sich nicht länger halten können. Der beste Boden liegt in den

französischen Distrikten, wo man den Juchart mit 2000 Franken bezahlt. Die Matten bei Bulle liefern das schönste Heu, dort wird das trefflichste Vieh gezogen und Pferde selbst nach Frankreich verkauft. Der Kanton ist von der Natur nicht allzu reich bedacht; er hat kein Weinland, aber viele Distrikte sind wohlhabend, wohlhabender als diese alte, finstere Stadt voll Kirchen und Klöster, die ihr das Mark ausgesogen haben. »Dort auf dem Markt,« fuhr dann mein Begleiter fort, »sehen Sie das alte verwitterte Rathhaus und neben ihm die Reste der uralten Linde, welche man einst im Jahre 1480 zum Andenken an die Freiheitsschlacht bei Murten gepflanzt hat. Im Jahre 1818, dem Jahre, wo es den Jesuiten gelang, sich bei uns festzusetzen, brannte ein Blitz sie hohl und der Sturm brach ihre stolze Krone ab. Es war ein Zeichen des Himmels, das uns sagen sollte, was wollt ihr jetzt noch mit einem der Freiheit geweihten Baume?! Seit dieser Zeit steht der Stamm halb verdorrt und den Tod im Herzen, ein Bild dieser Stadt. Dort aber auf der Höhe prangt dafür das große Haus der Jesuiten wie eine Königsburg über dem verknechteten Freiburg, und dieser Palast steht an seinem richtigen Platze, denn die darin wohnen, beherrschen wirklich das Land und sind die Herren der Herren, welchen sie erlauben, in ihrem Namen die Verwaltung auszuüben.«

So urtheilen die unterdrückten Liberalen über die

jetzigen Zustände ihres Vaterlandes und die Bitterkeit, mit welcher ich mehrere der angesehensten Männer über die Jesuiten und ihren Anhang, der den Kanton regiert, sprechen hörte, wird von einem großen Theile der städtischen Bevölkerung getheilt, denn die Majorität des Stadtraths von Freiburg ist liberal und würde mit Vergnügen die frommen Väter und ihre ganze Sippschaft von dannen jagen, allein es ist hier gerade so, wie in Luzern. Der größte Theil des großen Raths und fast der ganze Staatsrath, der von jenem gewählt wird und die eigentliche Regierung bildet, sind die vertrauten Freunde und Gehülfen der Jesuiten. Das Landvolk, gänzlich vernachlässigt in Schulunterricht und Bildung, ist in den Händen der Pfarrer, die ihrerseits wieder vollkommen abhängig von den Mönchen und Jesuiten sind, welche kein Mittel scheuen, um widerspänstige Priester und Laien zu züchtigen.

Ausführlich wurde mir mitgetheilt, mit welcher Vorsicht dabei die Jesuiten handeln, wie sie nie in den Vordergrund treten, nie sich selbst thätig zeigen, sondern immer ihre Werkzeuge haben, welche für sie die Arbeit verrichten und den Haß der Beschädigten und Verfolgten in Empfang nehmen. Erbschleicherei ist auch in Freiburg die einträglichste Hauptbeschäftigung der schlauen mächtigen Ordensleute. Für diesen Zweck arbeiten sie mit unermüdlichem Eifer in Gesellschaft ihrer Bundesgenossen, der Ligurianer, welche immer als

Avantgarde sich da zuerst zeigen, wo das Jesuitencorps einzurücken denkt. Mit Hülfe der Ligurianer bearbeiten sie besonders die Weiber, die sie durch den Beichtstuhl und schwärmerische religiöse Empfindelei in ihre Netze zu ziehen wissen. Wo irgend eine alte, reiche Jungfer ist, kann man sicher sein, daß die Jesuiten auch Jagd auf sie machen, ihrer Schwäche schmeicheln, ihre Sünden süß und leicht vergeben, und mit Beistand ihrer Genossen in kurzer Robe, von denen es in Freiburg eine bedeutende Zahl giebt, es dahin zu wenden wissen, daß die alte Dame oder der reiche Hagestolz sich bewogen fühlt, seine Verwandten zu enterben und den ehrwürdigen Vätern entweder einen bedeutenden Theil oder wo möglich sein ganzes irdisches Hab und Gut zu vermachen, und das Alles ad majorem dei gloriam! — Durch solche Künste und Ränke dieser habsüchtigen Priester wird Unfriede und Haß in viele Familien gebracht. Der Sohn wird gegen den Vater, der Vater gegen seine Kinder, die Frau gegen den Mann aufgerufen. Man schärft es ihnen ein, die sündigen, der heiligen römischen Kirche feindlichen, verbrecherischen Grundsätze aus den Herzen ihrer nächsten und liebsten Verwandten zu reißen; man malt ihnen die Höllenstrafen vor, ängstigt ihre Gewissen, verbietet ihnen den Umgang mit langjährigen Freunden und Vertrauten, sucht Geheimnisse zu erlauschen, sich in die verborgensten Falten der Herzen zu schleichen, und irgend eine Stelle

zu erspähen, an welcher der Widerhaken einer fesselnden Geisteskette ins Fleisch geschlagen werden kann. Wo irgend ein Mann es wagt frei zu bleiben oder sich gar als offener Gegner der Jesuiten zeigt, kann er sicher sein verfolgt und verläumdet, umstrickt, in Prozesse gerissen und mit den verschiedensten Mitteln geplagt zu werden, bis er sich unterwirft und in die liebenden Arme der Gesellschaft Jesu eilt, die für alle reuigen Sünder Erbarmen hat.

Auf ähnliche Weise sind auch die Pfarrer im Kanton bis auf wenige Ausnahmen den Jesuiten dienstbar geworden und bilden nun ihre beste Stütze. Wo irgend einer ihnen zu widerstreben wagte, fand man bald ein paar Bauern die ihn anklagten, er sei nicht fromm genug, oder er habe eine hübsche Haushälterin u. s. w. Dann kam er zu Untersuchungen, zu Verfolgungen und Absetzung, wenn Überredungen nichts fruchten wollten, worin die Jesuiten von je an Meister waren. Der Bischof ist ihr Freund und läßt sich von ihnen leiten, er straft daher die Widerspänstigen; den Folgsamen aber wurde Alles gestattet, was ihr Herz begehrte. Es wurde ihnen nur gerathen alles öffentliche Ärgerniß zu meiden und da auch die Pfarrer Menschen und arme Sünder sind, so zogen sie es bald vor, unverfolgt ein Leben in Freude und Ruhe zu führen, als von Spionen umgeben sich plagen und kasteien zu lassen, und Alle befinden sich wohl dabei.

Es ist in Freiburg ganz derselbe Gang der Dinge erfolgt, wie in den anderen katholischen Kantonen, namentlich in Wallis und Luzern. Eine politische Partei hat sich zur Beherrschung des Landes mit den Priestern verbunden, welche mit Hülfe der Religion das Landvolk völlig in ihren Händen haben, das sie fanatisch verdummen und um Freiheit und Fortentwicklung gewissenlos betrügen. Die Jesuiten sind hier übrigens alte Bekannte, denn schon im Jahre 1581 fanden sie sich ein und machten mit dem Patriziat immer gemeinsame Sache. Als aber Papst Clemens der Vierzehnte den Orden aufhob, zog die patrizische Regierung in Freiburg die Jesuitengüter ein und entledigte sich der mächtigen Nebenbuhler. Das Patriziat selbst fiel durch die französische Revolution und wachte wieder auf mit der Reaction von 1815. Jetzt brauchte es eine Stütze gegen den andringenden Volksgeist und wen hätte es besser dazu verwenden können als die alten Bundesgenossen, welche so viele getreue Dienste zur Unterdrückung der Lebenskeime geleistet hatten. So erfolgte deren Wiederberufung im Jahre 1818. Die Jesuiten zogen von neuem ein, obgleich in der Stadt Freiburg sich die Stimmen freisinniger Männer, namentlich die beredte Stimme des Advokaten Landerset, gegen sie erhob, der jetzt als Greis noch im Staatsrath sitzt und dort die einzige Stütze der unterdrückten Freiheit ist. — Leise und still setzten die Jesuiten sich fest, bis

sie Boden gewonnen hatten, dann gründeten sie im Jahre 1823 ihr großes Pensionat und nun thront das mächtige Haus über der Stadt auf der Berghöhe; der ganze Kanton liegt zu den Füßen der frommen Väter und sie schreiben ihren Geschöpfen, dem großen Rath und dem Staatsrath, vor, wie regiert werden soll.

Im Jahre 1830 machte der Kanton eine Art Revolution. Die Bauern rückten in die Stadt, der Staatsrath mußte nachgeben und es kam zu einer neuen Verfassung. Diese aber half den Jesuiten zur Befestigung ihrer Macht, denn ihr Einfluß auf das Landvolk konnte um so besser benutzt werden. Die alte Aristokratie, welche stolz genug dachte, wohl der Gefährte, nie aber der abhängige Diener der Priester zu sein, wurde mehr und mehr verdrängt und statt ihrer trat eine wohlhabende Klasse von Bürgern und Advokaten auf, welche in Demuth die Befehle ihrer Meister empfing und deren religiöser Fanatismus, ihrem Ehrgeiz untergeordnet, ganz dazu paßte, die traurige Rolle zu spielen, welche sie jetzt einnimmt. Die Gebrüder Week, früher, ich glaube, Bierbrauer, und der Advokat Fournier sind nun die ersten Männer der Republik, die Beherrscher des Staatsraths und die geschmeidigsten Werkzeuge der Priester. Alle drei sind Renegaten, denn sie gehörten früher zur liberalen Partei. Jetzt dürfen sie, wie mir versichert wurde, nicht das Geringste thun, ohne vorher den Willen des Pater Provinzial Roo

eingeholt zu haben, welcher der eigentliche Regent des Kantons Freiburg ist. Pater Roo ist aus Unterwalden gebürtig; er ist die Seele der Jesuitenbewegung in der Schweiz, ein Mann von großer Klugheit, Vorsicht und Willenskraft, der die Zwecke des Ordens consequent zu verfolgen weiß.

Die Verfassung des Kantons vom 24. Januar 1831 hat der Stadt Freiburg alle Mittel genommen ein Ansehn auf das Land zu üben. Die Presse ist frei, doch wer wagt es, hier die Wahrheit zu sagen, wo es so leicht ist einen freisinnigen Schriftsteller verurtheilen zu lassen?! So ist auch das Petitionsrecht verbürgt, aber die Regierung hindert alle Volksversammlungen die ihr nicht gefallen und läßt die Männer einsperren, welche es wagen, mißliebige Petitionen zu beantragen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Freiburger Verfassung, daß, entgegengesetzt den Verfassungen fast sämmtlicher übrigen Kantone, die Richter auf Lebenszeit gewählt werden. Jeder Kantonsbürger, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt um Großrath zu werden, d. h. jeder der 25 Jahr alt, dabei kein Dienstbote ist oder Almosen empfängt, ist auch zum Richter beim Appellationsgericht auf Lebenszeit wählbar. Die Bezirksrichter wählt der Staatsrath ohne sie absetzen zu können, man kann sich also denken, daß, wenn der Staatsrath unter der Jesuitenherrschaft steht und das Volk bei allen Wahlen thut, was die Pfarrer ihm hei-

ßen, eine Auswahl von Richtern zusammenkommt, wie sie die herrschende Partei und die Jesuiten nöthig haben.

Die Gesetzzustände dieses Kantons sind dabei alt und verworren. Von dem neuen Civilgesetz sind seit 1834 nur einzelne Theile erschienen, das übrige ist ein Wust alter Rechte, die bis zum Jahre 1249 hinaufreichen und bis zum Jahre 1600 unter dem Titel »Municipal-Ordnung« gesammelt worden sind. In Kriminalfällen gilt die Karolina und die Bürgermeister-Ordnung vom Jahre 1611. Wie viel Gelegenheit ist nicht vorhanden, um mit solchen Hülfsmitteln jeden zu verderben, der dem Verderben geweiht sein soll!

Die Folter ist zwar durch den §. 10 der neuen Verfassung abgeschafft, aber es giebt andere Mittel genug, welche an deren Stelle treten. Loskauf der Zehnten und Feudalrechte ist gewährleistet, nur fehlt das Geld meist dazu; die französische Sprache ist Sprache der Regierung, doch sollen, der deutschen Landestheile wegen, alle Beschlüsse und Verordnungen des Staatsraths in deutscher und französischer Sprache erscheinen.

Der ganze Kanton zerfällt in 13 Bezirke, deren Abgeordnete den großen Rath bilden. Tausend Seelen wählen einen Abgeordneten. In Urversammlungen werden die Wahlmänner ernannt, jede Bevölkerung von 100 Seelen kann eine Urversammlung halten und auch hierdurch wächst der Einfluß der Pfarrer, denen es um

so leichter wird, ihre erwählte Schaar in alle Ämter und in den großen Rath zu bringen. Dieser versammelt sich jährlich zwei Male, seine Mitglieder erhalten Diäten, die Wahl gilt auf neun Jahre. Der große Rath wählt den Staatsrath von 13 Mitgliedern auf 8 Jahre. Der Staatsrath führt die Regierung, er ernennt für jeden Bezirk einen Oberamtmann und dessen Stellvertreter und soll dem großen Rath jährlich Rechnung ablegen. Daran kehrt man sich aber nicht, und so groß ist die Gleichgültigkeit des Volks und die Nichtachtung der Verfassung bei der herrschenden Partei, daß seit vier Jahren kein Rechenschaftsbericht erschien.

Die jährlichen Einnahmen des Kantons betragen ungefähr 400,000 schweizer Franken, welche ganz aus indirekten Steuern gezogen werden. Die Salzsteuer, Abgaben vom eingeführten Wein (½ Batzen pro Maß), die Post, Einkommen von liegenden Gründen, Holzverkauf, Patentsteuer u. s. w. bringen den Betrag auf. Der größte Theil der Ausgaben ist in den letzten Jahren auf das Militair, auf Füllung der Zeughäuser und dergleichen verwendet worden, alles Andere hat darunter gelitten und namentlich ist der Straßenbau sehr vernachlässigt worden, worüber man allgemein klagte. Vermögenssteuer giebt es nicht. Es würde ganz gegen den Willen des Landes sein, sagte man mir, denn Niemand will von einer direkten Steuer etwas hören, und

die politische Partei, in deren Händen die Regierung ist, hütet sich irgend einen Vorschlag zu machen, der dem Landvolke mißfallen könnte. Überdies sind sie selbst und ihre Bundesgenossen, die Geistlichen in den Klöstern und die Jesuiten, wesentlich dabei betheiligt, daß keine Vermögenssteuer eingeführt wird; so läßt man Alles wie es ist und rührt so wenig wie möglich an dem herkömmlich Alten.

Eine eigenthümliche Stellung im Kanton Freiburg nimmt der protestantische Bezirk Murten ein, der am Murtner See belegen ist und einen fruchtbar reichen Landstrich, von den Jurahügeln durchzogen, bildet. Auf einem derselben liegt die alte Stadt Murten, unter deren Mauern Karl der Kühne im Jahre 1476 von den Eidgenossen besiegt wurde. Damals nahmen die Berner Murten in Besitz und verwalteten Stadt und Landbezirk mit Freiburg gemeinschaftlich bis zur französischen Revolution, die es an Freiburg brachte. Als im Jahre 1815 die Angelegenheiten geschlichtet wurden, hatte Murten die Wahl, ob es zu Bern zurückkehren oder bei Freiburg bleiben wolle. Es zog das letztere vor, denn es fürchtete die wiederkehrende Herrschaft der berner Junker; jetzt würde es viel darum geben, wenn es dem großen protestantischen Kanton zugehörte und der Jesuitenwirthschaft in Freiburg entrinnen könnte. Die freundliche, schön gelegene Stadt am See mit ihren starken Mauern und zahlreichen Wartthürmen treibt

lebhaften Transitthandel und besitzt, wie der ganze Bezirk, fleißige, regsame Bürger. Hier sind die Güter am Besten bestellt, der Ackerbau gedeiht und der Wohlstand wächst, denn es giebt hier nicht so viele Festtage und Bettage wie bei den Katholiken. Die Verfassung verleiht dem Bezirk Murten das Recht, daß aus der Staatskasse der zehnte Theil dessen, was für den katholischen Gottesdienst und für Erziehung der Jugend verwandt wird, in Murten für den evangelisch-reformirten Gottesdienst und für Erziehung der protestantischen Jugend verwandt werden soll, allein gehalten wird davon wenig, und da keine Rechenschaft abgelegt wird, giebt es auch keine Controle. Überhaupt ist das Schulwesen in Freiburg gänzlich in Verfall gekommen, und was in Murten mehr dafür geschieht, muß aus den Gemeindekassen bestritten werden. Der Jesuitenpartei ist nicht damit gedient, daß das Volk Bildung und Unterricht erhalte, denn wo sollte es dann mit der unbedingten Unterwerfung unter Pfarrer und Mönche hinaus?! — Deshalb strebt diese Partei alle Anstalten zu unterdrücken, aus denen Volksbelehrung hervorgehen könne, und wo irgend ein Versuch gemacht wird Schulen anzulegen, kann man sicher sein, daß auch Verfolgungen darüber einbrechen.

Ich besuchte in Freiburg den in der ganzen Schweiz bekannten und allgemein verehrten Pater Girard, einen Franziskaner, welcher sein ganzes Leben über für die

Erziehung des Volks sich bemüht, viele Bücher geschrieben und viele Verfolgungen dafür von der finstern Priesterpartei erlitten hat. Man hat ihn gezwungen, seine, nach dem Systeme des gegenseitigen Unterrichts gegründete Lehranstalt aufzugeben, weil sie der Religion schade. Aus Luzern, wo er Philosophie lehrte, wurde er vertrieben, jetzt lebt er im Franziskanerkloster zu Freiburg als Gelehrter und giebt den Kindern einiger Familien Unterricht in der Literatur.

Als ich in die Zelle des ehrwürdigen Greises trat, war er beschäftigt, zwei junge Leute, die Söhne eines wallachischen Großen, zu unterrichten. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit ersuchte er mich, ihn am Abend wieder aufzusuchen, wo ich Gelegenheit hatte, in langer anregender Unterhaltung die Geistesfrische und die edle aufgeklärte Gesinnung dieses trefflichen Mannes kennen zu lernen. Er erzählte mir einen Theil seiner irdischen Wirksamkeit und seiner Bemühungen und äußerte sich mit versöhnender Milde über die Verfolgungen, welche er erfahren und über die Gegner, welche noch jetzt ihn anfeinden. Die hohe Gestalt im weißen dichten Haarschmuck, welcher das kluge, freundliche Gesicht und die Denkerstirn umgab, machte diesen priesterlichen Greis zu einer schönen Erscheinung. In seinen blauen, hellen Augen schimmerte die Menschenliebe und als wir über die Systeme sprachen, welche das Elend der arbeitenden und armen Klassen mildern und endlich aufheben sollen, be-

lebten diese Augen sich glänzend und seine Worte drückten Wünsche aus, die aus einem Herzen kamen das kein Schnee des Alters erkalten konnte. In dieser kleinen, armen Zelle, in dieser schwarzen, einfachen Hülle, in der Verborgenheit dieses Klosters lebt ein tugendhafter Priester, der das Wohl der Menschheit und seiner Mitbürger gern fördern möchte, der viel dafür strebte und lehrte, dem es aber unmöglich gemacht wird zu thun wie ihm der Geist gebeut, weil seine Obern ihm sagen: Schweig und stirb, denn Deine Lehren bringen die heilige Kirche in Gefahr! Als ich von dem Vater Girard Abschied nahm, drückte er meine Hand. »Sie werden mich schwerlich wiedersehen, sagte er, denn sollten Sie auch einmal nach Jahren hieher zurückkehren, so wird mein Lebenslauf, der achtzig Jahre überdauert hat, auf Erden wohl beendet sein. Sie sind noch jung und können viel erleben, halten Sie fest daran, daß das Gute und Rechte nie untergeht.«

Guter Vater Girard! es mag so sein, aber man könnte oft daran zweifeln. Als ich im Freien war, stand der Mond über dem Palast der Jesuiten und beglänzte hell das mächtige Gebäude. Wie lange wird es stehen, ehe es untergeht? Wie lange haben diese Klöster alle hier schon gestanden und sie stehen noch! — Ich hatte denselben Tag das Innere des Jesuitenhauses und ihre große Erziehungs-Anstalt gesehen, wo jeder Fremde mit Höflichkeit empfangen und umhergeführt

wird, d. h. man zeigt ihm die Schlaf-, Lehr- und Betsäle. Aber dem Unterricht beizuwohnen, wird so leicht Niemandem gestattet und bekanntlich haben sie sich stets aufs Entschiedenste geweigert, der Schulcommission die geringste Auskunft über ihren Lehr- und Erziehungsplan zu geben.

Wie die Erziehung hier gehandhabt wird, ist übrigens aus den Einrichtungen leicht zu ermessen. Das große Haus ist auf Aktien gebaut und der Plan so eingerichtet, daß, wenn die Erbauungssumme abgezahlt ist, die Überschüsse frommen Stiftungen zufallen sollen. Dies ist eine der gewöhnlichen Schlauheiten der Jesuiten, die immer einen Köder in Bereitschaft haben, die Sinne zu blenden und dem Lobredner ihrer Uneigennützigkeit das Loben zu erleichtern. Sie haben bis jetzt auch wirklich 25,000 Gulden abbezahlt und bringen es wohl mit der Zeit dahin, ihre Zusicherungen entweder ganz zu erfüllen, wenn ihre Zwecke dies wünschenswerth machen, oder doch der Menge einzubilden, daß es geschehen sei und geschieht.

Der Prospect des Jesuiten-Pensionats deutet die Grundsätze an, welche man in diesem Hause befolgt. Es werden Kinder von 7 bis 15 Jahren, katholischer Confession, aufgenommen, gegen Zahlung von 750 französischen Franken für das Schuljahr vom 10ten October bis zum 15ten August. Die Zeit zwischen diesen beiden Anfangs- und Endpunkten wird zu Reisen der Zöglinge

unter Leitung ihrer Lehrer benutzt, oder die Rückbleibenden begeben sich nach der kleinen Stadt Estavayel am Neuchateller See, wo die Jesuiten ein Filial für die jüngsten ihrer Schüler besitzen, und dort, wie sie sagen, genießen die jungen Leute die Landluft und bringen die Ferien mit Spielen und Vergnügungen zu. Jeder Schüler wird zuvörderst aber erst auf 3 Monate zur Probe angenommen Schlägt er nicht ein, d. h. finden die Jesuiten, daß ein harter, widerspänstiger Kern darin ist, ein Wesen das ihnen einst Sorge und Schaden bringen könnte, oder paßt er sonst nicht für ihre Erziehung, so müssen die Eltern ihn zurücknehmen.

Jeder Schüler wählt sich sofort seinen Beichtvater, der nun unausgesetzt bemüht ist die junge Seele zu bearbeiten und diese ganz ergeben und unterwürfig gehorsam zu machen. Man hat in diesem Hause Betsäle für den Sommer und für den Winter, wo die Zöglinge dreimal des Tages und sonst so oft es ihnen zusagt, geistliche Übungen halten. Immer werden ihre kleinen Fehler und Sünden hier abgebüßt, denn ihr Beichtvater und Vertrauter, dem sie nichts verhehlen dürfen, keine Regung ihres Geistes, keinen Gedanken, am wenigsten einen Zweifel im Glauben oder an der göttlichen Macht der heiligen Kirche und der Gesellschaft Jesu (das größte Verbrechen das sie begehen können), legt ihnen Gebete und Bußen auf, bis die wahre Zerknirschung sie ganz erfüllt. So wird die menschliche Frei-

heit im Kinde methodisch ertödtet, der Geist abgestumpft und zur lenkbaren, gehorsamen Maschine gemacht, die keine Bewegung mehr hat, als die, welche ihr zuertheilt worden ist; und so wachsen diese Kinder zu Jünglingen auf, ihr Blick verdüstert und beschränkt, ihr Auffassungsvermögen zerbrochen, verknechtet und voll Abhängigkeit, voll Scheu gegen Vernunft und Kritik, voll Aberglauben und Vorurtheile, die ihnen mit dem Glauben an der untrüglichen Wahrheit der Jesuitenlehren und der Unfehlbarkeit der heiligen Kirche, der unbedingte Unterwürfigkeit gezieme, wenn nicht ewiges Verderben sie treffen solle, wie ein Brandmark in Herz und Kopf gedrückt werden. Das Schlimmste aber ist, daß sie auch voll Unwissenheit bleiben, denn wie sollte sonst die Hingebung erhalten werden?! Es wird hier zwar griechisch und lateinisch, Rhetorik, Geschichte und selbst Philosophie gelehrt, aber wie wird das Alles gelehrt?! Die Geschichte wird verfälscht und jesuitisch zugeschnitten. Alle Vorträge richten sich dahin, den Glauben zu verherrlichen; vom Alterthum und seiner Größe bekommen die Zöglinge die abgeschmacktesten Begriffe, und wie die Reformation und die neue Zeit fortkommen, welcher Haß und welche Abneigung gegen die Bewegungen und Erstrebungen der Gegenwart ihnen eingeimpft werden, bedarf keiner weiteren Rede. So ist es auch mit den alten Sprachen; sie werden so mangelhaft gelehrt, daß jeder Tertianer von einem unserer

Gymnasien besser unterrichtet ist. Die Philosophie endlich ist natürlich nichts als ein wenig Logik und Metaphysik unter Verbrämung mittelalterlicher, scholastischer Schulweisheit; denn wie sollten Jesuiten auch anderes Philosophie lehren können, die ihr fürchterlichster Feind geworden ist.

Der Glaube an die Gelehrsamkeit der Jesuiten ist überhaupt einer, den unsere Zeit ins Fabelreich zu bannen hat. Im Mittelalter gehörten ihnen allerdings mehre ausgezeichnete Gelehrte an und sie mochten an der Spitze der Wissenschaften sich befinden. Das hat sich jedoch Alles verändert. Unter den zahlreichen berühmten Gelehrten der Gegenwart treffen wir keinen Jesuiten an, und es kann keinen geben, denn die Wissenschaft ist ihnen nicht Zweck, sondern Mittel die Geister zu verfinstern und unter den Glauben zu beugen. Unfrei wie sie sind, muß die Freiheit der Forschung ihnen ewig fern bleiben und seit die Philosophie durch protestantische Geisteskraft das Reich der Gedanken so mächtig erweiterte und die Köpfe lichtete, ist es aus mit der Jesuiten-Gelehrsamkeit, deren Kunst allein darin besteht, Thatsachen geschickt zu verdrehen und nicht mit Beweisen und scharfsinnigen Schlüssen Wahrheit zu fördern, sondern mit systematischer Glaubenstyrannei den Geist der Völker zu entarten und durch Erziehung in diesem Sinne es der Jugend unmöglich zu machen, einen kühnen, freien Aufflug zu nehmen.

Einer der trefflichsten Männer in Freiburg, der geschickteste Advokat des Kantons und Professor der Rechte am Lyceum, Herr Dr. Bussard, erzählte mir, wie vernichtend diese Erziehung auf die meisten Jünglinge eingewirkt hat, wenn sie endlich daraus entlassen werden. Der größte Theil erholt sich nie davon, die, welchen es gelingt sich wieder frei zu machen, haben jahrelang damit zu thun, ehe sie einsehn, daß sie betrogen wurden, was denn nicht selten freilich sie zum tiefsten Abscheu gegen die frommen Väter treibt und den Extremen zuwirft. Herr Bussard, den die Jesuiten für seine Bemühungen, den Jünglingen, welche das Lyceum besuchen die Augen zu öffnen, seit Jahren bitter verfolgt und gehaßt haben, blieb einer der Wenigen, die sie durch nichts zu beugen vermochten. Die frommen Väter ermangelten nicht ihn ihren Schülern als einen gottlosen, verderbten Mann, den Feind der Kirche und der heiligen Religion darzustellen und bei vielen fruchteten diese Lehren mehr wie zu gut. Dr. Bussard hat in Folge der jüngsten Revolution flüchten müssen und befindet sich, wie man hört, im Waadtlande, bei seinem Freunde dem Präsidenten Druey, der die Auslieferung des verfolgten Mannes verweigert. Bussard ist bekannt in der ganzen Schweiz als die Stütze der liberalen, unterdrückten Partei in Freiburg. Sein Einfluß in der Stadt und auf den liberal gesinnten Stadtrath war den Jesuiten und ihren Freunden längst ein

Dorn, den man ausreißen mochte, so schnell es ginge, den man aber nie fassen konnte, denn der ruhige, kluge Advokat blieb stets in den Schranken der Gesetze. Kurz vorher ehe ich nach Freiburg kam, hatte Dr. Bussard im großen Rath, dessen Mitglied er war, eine Rede voll Feuer, Kraft und Wahrheit gegen die Theilnahme Freiburgs an dem Sonderbund gehalten und die herrschende Partei damit entschlossen angegriffen. Das protestantische Murten hatte zu gleicher Zeit eine Petition an die Tagsatzung nach Zürich durch eine Gesandtschaft überbringen lassen, welche gegen das Vorhaben des großen Raths in Freiburg protestirte, da Murten in den Fall kommen könne, für den Sonderbund und gegen alle Beschlüsse der Tagsatzung und der protestantischen Kantone, wider seine Freunde und Brüder zu streiten. Es war Alles vergebens geblieben. Dr. Bussards Rede fruchtete so wenig, wie Murtens Protest. Im großen Rathe zu Freiburg stimmten ungefähr 40 Mitglieder gegen den Sonderbundsanschluß, die übrigen Alle dafür; aber Aufregung und Feindschaft wuchsen, die Pfarrer und Mönche bearbeiteten das Volk und die Liberalen wurden mehr als je gehaßt; Bussard sogar von Fanatikern mit Tod bedroht.

Dennoch glaube ich nicht, daß dieser vorsichtige Mann sich in den letzterfolgten, unglücklichen Aufstand eingelassen hat. Er selbst schilderte mir die Lage des Kantons als hoffnungslos, die radikale Partei als un-

einig und ohne Vertrauen, Murten für sich stehend, das Landvolk in den Händen der Priester, die Stadt Freiburg als ohnmächtig, den Einfluß der herrschenden Partei überwiegend und damals wenigstens nannte er es eine Thorheit irgend etwas zu wagen, wenn man nicht volle Sicherheit des Gelingens habe, denn wie in Luzern wartete man hier nur auf die Gelegenheit einen Schlag zu thun der die Liberalen vernichten könnte. Der angesehene begüterte Bürger, welcher so eingeweiht in alle Absichten seiner Gegner war, wird sich wohl gehütet haben, diesen Schlag auf sein zumeist bedrohtes Haupt zu ziehen, aber Dr. Buffard ist der Schwager Casimir Pfyffers in Luzern, er war der gehaßteste Feind der Jesuiten, und vielleicht hat er um den Aufstand gewußt, dem er alles Glück wünschen mußte, vielleicht sich darüber geäußert. Gewiß war es, man wollte ihn verderben und sicher zu seinem Glück ergriff er zeitig die Flucht, denn er vor Allen würde jetzt die überfüllten Kerker in Freiburg und die Justiz der Gerichtshöfe kennen lernen, über deren Zusammensetzung und lebenslängliche Dauer der Richterämter er vergebens oft schon seine beredte Stimme erhoben hat.

Daß bei den Jesuiten im Pensionat die Söhne und Angehörigen der jetzigen Regierer Freiburgs erzogen werden, versteht sich von selbst, indeß trifft man doch verhältnißmäßig wenige Schweizer dort. Die meisten Schüler sind Franzosen, aber auch viele Deutsche, beson-

ders aus der preußischen Rheinprovinz, aus dem frommen Koblenz, aus Bonn und Köln.

Die Zöglinge sind in drei Abtheilungen getheilt, welche unter einander gar keine Berührung haben. Eben so abgeschnitten ist ihr Verkehr mit der Außenwelt. Monatlich nur einmal dürfen diejenigen in die Stadt hinunter, deren Eltern oder nahe Verwandte dort wohnen. Besuche können nur selten und dann allein im Sprechsaale in Gegenwart der Aufseher angenommen werden. Weiter gelangt Niemand. Die Schüler sind gänzlich den Jesuiten überantwortet, die keine Rechenschaft dulden und ihre Plane verfolgen. Nie darf ein Schüler ohne Aufsicht sein, ihr Beichtvater und Vertrauter ist stets in ihrer Nähe und überdies ein System gegenseitiger Spionage und Überwachung wie ein Netz ausgespannt, so daß nichts den guten Vätern entgehen und verborgen bleiben kann. Die Abtheilungen schlafen zusammen in großen Schlafsälen, wo mehr als hundert Betten in jedem stehen. Ob dies der Gesundheit zuträglich sein kann, dürfte eine von Ärzten zu beantwortende Frage bilden. Jedes Bett steht in einem besonderen Verschlag, der oben mit einem Netz vergittert und mit einer Thür versehen ist, die von Innen zwar geöffnet werden, aber nicht wieder ins Schloß springen kann. Jeder Schüler wird in den kleinen Käfig, der seinen Namen trägt, allabendlich eingesperrt, und an der Spitze jeder Reihe schläft ein Lehrer, welcher am Morgen, wenn er die Thüren öffnet, sofort wissen kann, wer

etwa des Nachts aufgestanden ist. So beobachten, überwachen, sondern und sichten die Jesuiten bei Tag und Nacht ihre Schüler, immer aber nur zur Erreichung ihrer Zwecke. Eine Uniform von blauem Tuch mit Sammtkragen, schwarzer Weste und schwarzen Beinkleidern, zeichnen die jungen Leute an Sonn- und Festtagen, bei Aufzügen und beim Exerciren aus, wo sie Kompagnien bilden, denen Musik voraufgeht. So läßt man sie auch Komödien aufführen, natürlich nur solche, welche die Erziehung unterstützen; Musikunterricht, Zeichnen, Malen, Fechten und Reiten muß aber besonders bezahlt werden; Tanzunterricht giebt es nicht.

Die Bürger von Freiburg sind mit dem Pensionat gar nicht zufrieden, die Jesuiten nehmen ihnen den Gewinn davon fort. Sie lassen Tuche und Leinenzeug, alle anderen Stoffe und was sie sonst bedürfen, selbst kommen, halten ihre eigenen Arbeiter und geben den Handwerkern in der Stadt wenig zu verdienen, weil diese zum guten Theil sich nicht unterwürfig genug zeigen. Nur wer ganz folgsam sich demüthigt, wird mit Arbeit und Unterstützung belohnt, wodurch man ein Mittel hat die Treue zu belohnen; aber was ich gehört und gesehen habe überzeugte mich, daß in Freiburg doch sehr wenige sein würden, die nicht gern die Jesuiten zum Tempel hinauswürfen, wenn sie eben nicht durch ein undurchdringlich raffinirtes Gewebe sich zu sichern verstanden hätten.

Ein gewisser Herr Savary, Kassirer der Stadt,

soll zuerst das vornehmste Rüstzeug des Ordens geworden sein, und die Frömmelei in Schwung gebracht haben. Durch ihn wurden der Congregation bedeutende Summen zugewendet, katholische Vereine entstanden und das Geldsammeln für geheime Zwecke ging durch alle Gemeinden, sammt geweihten Herzen, Marienbildern und Traktätleinverkehr.

Zu sehen ist in Freiburg nur noch die berühmte Orgel in der Nicolaikirche, eine der schönsten Kirchen in der Schweiz. Diese Orgel mit 7800 Pfeifen, von Alois Moser erbaut, ist ein mächtiges Werk, an dem man sehen und hören kann, wie weit es die Kunst gebracht hat, um Donner und Wehklagen, Lust und Schmerz der Menschenstimme, mit einem Blasebalg voll Wind nachzuahmen. Ich habe sie verschiedentlich gehört und immer kam es mir vor, als wäre in ihre ungeheuren Pfeifen ein Heer von Geistern und Dämonen gebannt, die von allen Qualen und Hoffnungen getrieben um Erlösung flehten. Es soll entsetzliche Anstrengung kosten, die 64 Register dieser Orgel zu regieren, welche übrigens von einem ausgezeichneten Organisten gespielt wird. Mittags und Abends wird eine Vorstellung darauf gegeben, denn so muß man dies Spielen nennen, wozu man in allen Gasthöfen die Fremden einladet. Die Wirthe notiren dafür einige Franken und liefern ihrerseits wieder der Kirche einen bestimmten Tribut.

Da der größte Theil derer, welche durch Freiburg

reisen und die Orgel hören wollen, Engländer sind, so versäumt der Organist nicht, nachdem er eine Fuge gespielt und alle Pfeifen in Bewegung gesetzt hat, plötzlich auch das britische Volkslied: God save our gracious Queen anzustimmen, sammt vielen kunstvollen Variationen, was im Abenddunkel, wenn dies die hohen düstern Gewölbe der Kirche einhüllt, einen wunderlichen, störenden Eindruck macht. Überhaupt ist es doch seltsam, wie auch in diesem frommen Lande Alles für Geld geduldet wird. Täglich kommen ganze Scharen Ketzer in die Kirche, betrachten und betasten die Altäre, treten auf die Stufen und mustern die dort aufgestellten heiligen Gegenstände, umschweifen und beäugeln die Betenden, deren immer nicht wenige ihre Andacht hier verrichten, während ein ganzer Schwarm Neugieriger sie umgiebt, welche sprechend, lachend und unruhig das Orgelspiel erwarten und die Kirchenstühle mit profaner Gleichgültigkeit in Besitz nehmen. Von allen diesen Störungen werden die Andächtigen nicht berührt. Das sieht wie Toleranz aus, aber es ist nur Gewohnheit, welche von Geldgewinn getragen wird, der den Hintergrund bildet. Es giebt in Freiburg 17 Klöster, 5 Klerisein und ein Chorherrnstift, 200 Mönche und eine noch größere Zahl Nonnen, 300 Weltgeistliche, dazu eine Menge geistlicher Brüderschaften und endlich die Jesuiten; wo soll da Toleranz herkommen! Und alle diese Klöster und Stifter sammt ihren Insassen muß das an sich nicht reiche Land erhalten; wie soll es zu Kräften und Ent-

wickelungen gelangen?! Die beiden großen Mittel zur Volksaufklärung sind so gut als vernichtet. Das Schulwesen liegt ganz in den Händen der Klöster, der Geistlichen und Jesuiten, der Erziehungsrath ist auf Null herabgesunken, die Industrieschule in der Stadt und ein paar Sekundairschulen im Lande verkümmern unter den Angriffen. So ist es auch mit der Presse. Es kann kein Journal hier bestehen, das freisinnig und unabhängig die Wahrheit sagte. Es wird verfolgt, verläumdet, die Redakteure bedrängt und Pfarrer, Mönche und Jesuiten verbieten Jedem bei harter Buße, ein solches verbrecherisches Blatt zu lesen. Dadurch wird es unmöglich, daß in Freiburg eine Zeitung sich halten kann; sie findet keine Unterstützung. In der Stadt Freiburg gab es, als ich dort war, noch ein gut eingerichtetes Gesellschaftshaus, wo schweizer, deutsche und französische Zeitungen gehalten wurden und welches den Sammelpunkt der liberalen Partei bildete, bei den letzten Verfolgungen wird es aber auch wohl den Todesstoß erhalten haben. Dr. Bussard, der Staatsrath Landerset und einige andere Männer von Bildung haben dies Institut gegründet, das der Jesuitenpartei schlecht behagte, denn wenn es möglich wäre Freiburg so abzusperren, daß nichts von Außen hereinkönnte, nichts gelesen und nichts gedacht würde was sie nicht vorschreibe, würde sie erst ihr Werk für vollendet halten.

VI. Kapitel.

Von Freiburg nach Bern — Bodenkultur — Wohlstand und Ordnungssinn der berner Bauern — Bern als Staat — die Stadt und ihr Charakter — der Adel, die Bürgerschaft, das Volk — Mangel an Industrie — Umgebungen — die Terrasse am Dom — Stille des Lebens — Die nationale Partei und die Radikalen — Schultheiß Neuhaus und die Regierung — Sturz derselben durch die radikale Partei — Verfassungsreform — die alte und die neue Verfassung — Vermehrung der Volksmacht — Reform des Finanz- und Armenwesens — Die neue Regierung — Die Advokaten — Die Geistlichkeit — Kirchen- und Schulwesen — Bildungszustände der Lehrer und des Volks — Mißlungener Versuch der Geistlichkeit und der politischen Parteien, die Radikalen zu stürzen — Zukunft der neuen Regierung — Die Vermögenssteuer — Das Verfassungsfest in Interlachen — Reden und Ball — Größe der Natur — Zustände des berner Oberlandes — Falsche Urtheile der Fremden — Zurückgezogenheit der Familienkreise — Deutsche Familien und deutsche Flüchtlinge — Die deutschen und schweizerischen Universitätsprofessoren — Troxler — Einkünfte der Professoren und Lehrer — Reichthum der Stadt Bern — Theuerung des Grund und Bodens — große Theilung desselben und Folgen — Wirkung des Ackerbaues und der Fabrikarbeit auf das Volk — Armenunterstützungen — Die Männer der neuen Regierung — Rohheit der radikalen Jugend — Militairwesen — das Lager bei Thun — Finanzlage des Kantons Bern.

Von Freiburg nach Bern führt der Weg durch ein reiches, fruchtbares und schönes Land, das einen hohen Grad des fleißigsten Anbaues zeigt, sobald man den großen protestantischen Kanton betreten hat, dessen emsige Bewohner für die ersten Meister in der Bodenkultur unter den Schweizern gelten. Es that mir leid, keine der ländlichen Wirthschaften der berner Bauern näher kennen zu lernen, doch schon von Außen zeichnen sich diese oft durch einen überall sichtbaren wohlthätigen

Ordnungsgeist, wie durch eine Sauberkeit aus, die man vergebens anderswo sucht. Die Hofstellen selbst sind ungemein reinlich gehalten. Da ist nichts von den Düngerbergen und Jauchegruben zu sehen, welche im Zürcher Lande vor allen Thüren liegen und die Seh- und Geruchsorgane aufs empfindlichste beleidigen. Die großen Häuser mit ihrem Vorbau, ihren Gallerien und blanken Fensterreihen, sind so einladend und von Wohlstand zeugend, wie die grünen Vorplätze und die dichten, schönen Wirthschaftsgebäude. Der Sinn für Ordnung und für ein eifriges Vervollkommnen des Ackerbaues durch Benutzung aller praktischen Erfahrungen und Erfindungen, ist den Bernern eigen und wird ihnen von allen Schweizern zuerkannt. Sie sind die besten Landwirthe, Naturanlagen und Entwicklungen haben sie dazu gemacht und darum wohl hat dieser größte Kanton der Schweiz auch nie die Nothwendigkeit gefühlt, sich auf Industrie zu werfen, welche er willig seinen Nachbarn in Zürich und Aargau überließ. Auch aus Berns Geschichte läßt sich das erklären. Die Züricher Patrizier bestanden von früh an selbst zum guten Theil aus Kaufleuten und Fabrikanten, die berner herrschenden Geschlechter waren Junker, welche bedeutendes Grundeigenthum besaßen und den Ackerbau bevorzugten. So lebten sie Jahrhunderte durch; die industriellen Neigungen keimten nicht auf und fanden keinen Boden. Die Schwere nnd Unbeweglichkeit des Ackerbaues haftete

als Erbschaft dem Lande und dem Sinne der Bewohner an, selbst als die Junkerherrschaft ein Ende nahm. Der Stand der Ackerbauer, auf breiter Basis ruhend, blieb der erste, er hatte keinen Beruf sich auf Industrie zu werfen, keine Anlagen, um mit den dazu erzogenen gewerbfleißigen Zürichern in die Schranken zu treten, oder dem jung aufstrebenden Aargau nachzueilen, das in seinen neuen Verhältnissen beweglicher und angeregter sich eine neue Existenz suchte.

Bern selbst, die alte Stadt an der Aar, welche in ihrem tiefen Bett im Halbbogen um diesen mächtigen Sitz der Spitze schweizerischen Patriziats rauscht, ist als ein Bild jener Schwere des ganzen Kantons zu betrachten. Die Häuser, erbaut aus den Quadern des schönen Molassesandsteins, vom tiefen Fundament bis zum Giebel, Steintreppen überall und gewaltige Bogengänge, Lauben genannt, die den burgundischen Ursprung anzeigen, sehen wie Reihen von festen Burgen aus, deren mächtige Strebepfeiler, grau vor Alter und unbeleckt von modernen Färbungen und neuem Aufputz, tief im Felsengrunde wurzeln. Die große, schöne Gerechtigkeitsstraße und ihre Fortsetzungen, welche die Stadt der Länge nach durchschneiden, bilden mit ihren Parallelstraßen den Kern Berns und geben ihm seinen Charakter. Man kann die Erweiterungen der Stadt verfolgen an den stehengebliebenen Thoren, welche sonst die Marksteine bildeten, jetzt aber nur Durchlässe

zu Quartieren sind, in denen man die Häuser der jungen und jüngsten Zeit nach unserm Geschmack findet. Aber das alte Bern, der Quaderbau, mit seiner Mächtigkeit und Schwere, ist überwiegend, und da die schweizer Städte, mit Ausnahme Zürichs, sich überhaupt nur sehr langsam vergrößern, und, was man hier gebaut, Jahrhunderte überdauert, so ist der ernste, eigenthümliche Charakter dieser Stadt ein unverwüstlicher, diese Häuser und Hallen von Stein ein Zeugniß für den Geist derer, die sie gründeten und deren Enkel und Urenkel sie immer wieder in derselben Art aufrichten, wenn eins davon ins Wanken geräth.

Und so ist es auch mit den alten Sitten und Satzungen. Die Bürger von Bern können noch immer die Zeit nicht vergessen, wo sie unter Leitung ihrer Junkerschaft, die freilich in allen Dingen sich selbst als den Staat betrachtete, viele Vorrechte übten und Theil nahmen an der Herrschaft. Die allgemeine Gleichheit und was sie Anmaßung der Landsassen und Bauern, Eingriffe in ihre wohlerworbenen Rechte und Privilegien nennen, will ihnen nicht in die Köpfe. Es ist damit eben so wie mit dem Zopfbürgerthume in Zürich, nur daß die Berner viel zäher sind und durch ihr bedeutendes Vermögen und ihr bis jetzt erhaltenes Zunft- und Korporationswesen ihre Sache besser unterstützen können. Alles was ich von dem Gesellschaftswesen, den Kränzchen, den Jährlingen u. s. w. gesagt habe, findet auf Bern

im reichsten Maße seine Anwendung. Es giebt hier elf Gesellschaften oder Zünfte und zu einer derselben gehört jeder Bürger. Man kann sich gar keinen ansässigen Mann denken, der nicht in einer Korporation seinen Stützpunkt fände, als beruhte noch nach altgermanischem Wesen der Schutz des Einzelnen nicht auf dem allgemeinen Schutz des Staats und der Gesetze, sondern auf der Genossenschaft, die mit vereinter Kraft jedes ihrer Glieder beschirmt. Jede Gesellschaft hat ein Gesellschaftshaus, eine Gesellschaftskasse, Gesellschaftsvermögen; so finden sich verbundene Familien, mit Familienkisten, Gütern und Verträgen, und so thut sich der Adel zusammen, die Kaufleute, die Metzger, die Schneider ꝛc., indeß theilen nicht alle Glieder einer Gesellschaft gerade dieselbe Beschäftigung. Man kann sich vorschlagen lassen, wo man will, und wenn man angenommen wird, sich einkaufen, was bei den reicheren Gesellschaften bedeutende Summen kostet. Nur der Adel bildet einen ausschließlich aus Adeligen zusammengesetzten Verein, der sich streng für sich hält, was er um so leichter kann, da die alten reichen berner Familien überhaupt mit Niemanden in Verbindung treten, sondern in größter Zurückgezogenheit meist auf ihren Landgütern und Landhäusern wohnen, wo sie grollend dem Gang der Dinge zuschauen und an Nichts Theil nehmen. Merkwürdiger Weise ist dieser alte Adel, der einst so übermüthig und weltlich gesinnt war, jetzt in

seinem Einsiedlerleben zum Theil sehr fromm geworden, denn manche Mitglieder der bekanntesten Familien: der Erbach, Wattenwyl, Hallwyll u. s. w., sind abgefallen von dem Glauben, für welchen ihre Väter so oft gestritten, und zur katholischen Kirche übergetreten. Es ist dies ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit und wohl nicht ohne innere Verbindung mit den Umtrieben der ultramontanen Partei, die in so enger Wechselwirkung mit allen politischen Intriguen und Stürmen dieses Landes steht. Kaum sollte man freilich denken, daß sie glauben könnten, mit solcher Hülfe noch einmal in Bern zum Herrschen zu gelangen, aber die Verblendung des Ehrgeizes und gekränkter Hochmuth kennen keinen Maßstab der Einsicht, keine Zeit und keine Lehre der Geschichte; wohl möglich daher, daß manche dieser Sprößlinge ehemaliger Herren meinen, es werde ihnen gelingen, in Verbindung mit der katholischen Partei und mit Hülfe der Umtriebe derselben im Jura aufs neue das feig verlassene Kapitol zu besteigen. Diese Hallwyl, Wattenwyl, Erbach, Bonstetten, Steiger, Fischer und andere Geschlechter, welche vor dem Lichte der jungen Zeit entflohen und es nicht sehen mögen, werden jedoch schwerlich je das Ziel ihrer geheimen Wünsche erreichen; haben doch schon die meisten der gemäßigten Aristokraten, die Tscharner, Tavel, Jenner, die Gebrüder Lerber u. s. w. der rascheren Strömung weichen müssen oder sind davon mit fortgerissen worden. Ich habe von der

Geschichte Berns schon früher das Nöthige erwähnt, von der Verbindung jener Männer mit der gemäßigten Demokratie gesprochen, welche in dem Kanton seit dem Umschwung der Dinge, vom Jahre 1831 an, zur Gewalt gelangte und ein büreaukratisches Übergewicht ausbildete, das sein Ansehn bis zum Jahre 1846 zu behaupten wußte, dann aber plötzlich zusammenbrach.

Bern folgte von 1831 an bis zu jener Zeit diesem Systeme, welches von intelligenten Männern gehandhabt, bei den Vorgängen in Luzern, Zürich, Aargau u.s.w. wichtige Dienste leistete und in dem Getümmel reaktionairer Versuche und Handstreiche einen festen Willen zeigte, der großes Unglück von der Schweiz abwendete. Der Schultheiß Neuhaus war damals der Held der freisinnigen Partei, allein als der Radikalismus in Zürich, in der Waadt und in anderen Kantonen siegte, ging dieser Glorienschein für Neuhaus und seine Freunde verloren, die eben als Büreaukraten es nicht verstanden Republikaner und Radikale zu sein, als echte Berner sich vom Volke absonderten und eine Kluft zwischen Regierenden und Regierten offen ließen, wie dies von jeher die Regenten Berns gethan.

Bern ist in keiner Art das fröhliche Zürich. Wenige Kaffeehäuser, sehr wenige öffentliche Vergnügungsorte giebt es hier, unter denen die sogenannte Enge an der Aar das beste oder so zu sagen das einzige ist. Bern kann auch seine Lage gar nicht mit Zürichs rei-

zenden Umgebungen vergleichen. Die Terrasse am Dom mit dem Blick auf den tief unten liegenden Stadttheil, auf den rauschenden Strom, auf Wiesen, Felder und Berge und, wenn der Himmel heiter und die Luft klar ist, auf die gigantischen Gebirgsstöcke des Oberlandes, welche in ihren schimmernden Kleidern glühend im Abendlichte und majestätisch zum Firmamente aufsteigen, verdient zwar den Ruf, den sie jetzt besitzt, allein sie ist nicht genug unterstützt von Anderem. Und wie still ist dies Leben in Bern verglichen mit dem, was Zürich bietet. Kramverkehr in den zahlreichen Läden unter den Hallen der Hauptstraßen giebt es zwar genug, ja ich glaube, diese Gewölbe sind fast zu zahlreich für die nöthige Stadt- und Landversorgung, aber eigentlicher Handel und Industrie ist dafür um so weniger zu finden. In Zürich führen Reihen von schwerbeladenen Frachtwagen täglich die Güterballen ein und aus, welche aus fernen Ländern kommen oder dahin gehen, in Bern merkt man nichts davon und kann nichts merken. Die Posten bringen zwar viele Reisende hieher, aber die Stadt ist nur ein Durchgangspunkt für den Besuch des Oberlandes oder zur Weiterreise an den lemanischen See und nach Genf. In Bern hält sich schwerlich Jemand länger auf, als einen oder zwei Tage, er müßte denn besondere Interessen haben, denn was die Neugier gewöhnlich zu sehen wünscht, kann während dessen vollständig genossen werden. Der Dom, eine Nachahmung

des Doms zu Freiburg am Schwarzwalde, ist ein großes, doch wenig zu beachtendes Gebäude, die Museen der Republik bieten keine übermäßigen Schätze, die Bären im Stadtgraben sind eine Curiosität, die Natur endlich ist so verlockend nicht und das Leben der Berner ist es noch viel weniger.

In Zürich kommen in den Kaffeehäusern und Vergnügungsorten die Bürger mit den Regierungsräthen und Bürgermeistern alle Tage zusammen, in der Waadt ist dasselbe der Fall. Die leitenden Behörden dieser großen radikalen Kantone vergessen ihren Ursprung nicht, sie erinnern sich, daß sie selbst Bürger sind und hüllen sich darum nicht in den Nimbus einer Hoheit, die für Patrizier und Aristokraten wohl passend war, doch nicht für die Magistrate einer Demokratie. In Bern dagegen hatten die Nachfolger der alten Junker die Absonderungssucht von diesen geerbt. Nie mischten sie sich unter das Volk, nie erschienen sie an einem öffentlichen Orte, noch viel weniger etwa in einem Kaffee- oder Bierhause. Das berner stille, schwere Leben, wo überhaupt jeder sich in seinem Hause hält oder doch nur seinen bestimmten Gesellschaftskreis aufsucht, wo man es Studenten und jungen Radikalen überläßt, die Kaffees zu besuchen, während der sich vornehmer dünkende reiche Bürger sie vermeidet: dies steife, formenvolle Leben prägte sich auch bei den Männern aus, welche bis 1846 die Regierung bildeten. Neuhaus

zeigte sich höchst selten öffentlich und er so wenig wie seine vornehmsten Gehülfen, die Regierungsräthe Fetscherin und Weber, traten je als Bürger dem Bürger nahe, sondern wahrten stets ihre obrigkeitliche Bedeutung. Nichts wurde Neuhaus in Bern so übel genommen, als daß er an seiner Thür eine Klingel mit einem Schilde befestigt hatte, auf welchem die Worte standen: ici on sonne et attend. Ein Schultheiß von Bern des vorigen Jahrhunderts mochte wohl den gehorchenden Bürgern seine Thür so absperren und die Gehör Wünschenden warten lassen. Der Schultheiß Neuhaus, in einer Zeit, wo im Kanton und in der Stadt sich viel Zündstoff angehäuft hatte, durfte viel weniger also den Regenten spielen.

Aber diese ganze Regierung hatte sich überlebt und war von den raschen Fortentwicklungen des schweizerischen Radikalismus weit überragt, ohne daß man es einsehen wollte. Die Verfassung von 1831 sollte alle sechs Jahre revidirt werden, man hatte jedoch bis zum Jahre 1846 nie eine ernstliche Absicht dafür ausgesprochen, denn die Verfassung war größtentheils gut, sie genügte dem Volke und hemmte dessen Bewegungen nicht, so lange freisinnige Magistrate sie auslegten und keinen Hemmschuh daraus machen wollten; als aber nach und nach der büreaukratische Geist der berner Regierung mit dem aufschießenden Radikalismus zerfiel, traten Zerwürfnisse ein, welche sich stets schärfer zu-

spitzten, je mehr die Regierung, statt einzulenken und zu versöhnen, ihren Willen mittelst Verfolgungen und Strafen durchzusetzen suchte. Nach dem Freischaarenzuge 1845 stieg die Feindschaft der Volkspartei und der Regierung aufs höchste, denn unkluger Weise fing man jetzt Untersuchungen und Prozesse gegen die Freischärtler an, nachdem man lange vorher der Entwicklung des Sturmes ruhig zugeschaut hatte, und beleidigte dadurch das berner Volk aufs empfindlichste, das mit Schmerz und Rachelust an Luzern und an die dort gefallenen oder gefangenen Brüder und Freunde dachte.

Die Regierung wollte ihre Kraft und Macht beweisen, aber sie höhlte den Boden unter ihren Füßen aus und vergaß, daß sie allein durch das Vertrauen ihrer Mitbürger bestehen konnte. Preßprozesse wurden angestellt, freisinnige Männer verurtheilt und eingesperrt und selbst an Glaubensprozessen fehlte es nicht, denn die Richtung mehrerer Regierungsmitglieder war eine streng christliche. Herr von Tavel war als Pietist bekannt, und der gelehrte Regierungsrath Fetscherin, welcher dem Erziehungsdepartement vorstand, ließ Weiber einsperren und strafen, die ihm als Wiedertäufer angezeigt waren, bewirkte die Absetzung und Vertreibung des Professors Wilhelm Snell, wegen Völlerei, eigentlich aber wegen seiner unchristlichen Grundsätze, und ließ den beliebten Redakteur eines satyrischen Tageblattes, des Guckkastens, den Herrn Jenny Sohn,

wegen Gotteslästerungen verfolgen und strafen, anderer ähnlichen Fälle nicht zu gedenken. Außer Neuhaus und Fetscherin war aber der Polizeidirektor Weber vornehmlich Gegenstand des Mißvergnügens durch seine Härte gegen die Presse. Er ward als der talentvollste in diesem Kleeblatt betrachtet; ihm besonders gab man Schuld, daß er durch seinen Einfluß auf Neuhaus diesen zu strengen Maßregeln gegen die radikale Partei antrieb. Wie weit dagegen der Haß der Gegner ging, beweist, daß man ganz ungescheut diesen Herrn eines schweren Verbrechens anklagte. Er sollte seine Frau, die durch Verwechselung der Arzeneiflasche mit einer Flasche Jod einen zufälligen Tod fand, absichtlich vergiftet haben, und da er durch jenes Ereigniß in den Besitz eines großen Vermögens gelangt war, fand die Anschuldigung um so bereitwilligere Verbreiter.

Dies sowohl, wie eine Scene, welche eben Statt fand, als ich Bern besuchte, mag zur Charakteristik der dortigen Zustände dienen. Die Regierung war damals noch an der Spitze der Republik, obwohl die neue Verfassung schon angenommen war. Ihre Mitglieder verwalteten die Ämter fort, bis zur Ernennung ihrer Nachfolger durch den großen Rath, welcher so eben gewählt wurde. Herr Weber war also noch Polizeidirektor, als er eines Tages mit seinem persönlichen Gegner, dem Präsidenten des Verfassungsraths und jetzigen Präsidenten der Republik Bern, Herrn Alexander Funk, auf

der Straße zusammentraf. Weber, ein großer, starker Mann, rannte seinen schwächeren Feind auf die Seite, der nach einem kurzen Wortwechsel ihn Giftmischer genannt haben soll, worauf der Polizeidirektor, den ein paar Landjäger begleiteten, mit seinem Stock Funk zu Boden schlug und am Kopf so arg verletzte, daß ein Hirnschädelbruch befürchtet wurde.

Wenige Stunden später übernahm ein Freund des Herrn Funk, der Hauptmann und Gastwirth zum Bären, Herr Karlen, die Nemesis. Auf offener Straße fiel er den zurückkehrenden Polizeidirektor an, warf ihn nieder, entwand ihm den Stock und prügelte ihn mit Hülfe seines Bruders furchtbar durch, während die Landjäger und herbeieilenden Bürger lange Zeit ruhige Zuschauer blieben.

Ganz Bern war in Aufregung über diese schmählichen Auftritte, aber ich muß gestehen, daß man dem Polizeidirektor die empfangenen Prügel durchaus gönnte und wenig Sinn dafür hatte, wie gewaltthätig und alle öffentliche Sicherheit, alle Würde und alles Recht verletzend diese rohe Wiedervergeltung war. Der Polizeidirektor wurde suspendirt und zur Untersuchung gezogen; daß der Bärenwirth bestraft worden sei, habe ich nicht gehört; allein man kann denken, in welcher Achtung eine Regierung stand, wo dergleichen gegen sie geschehen konnte, und wie weit es mit ihr gekommen war, wenn eines ihrer ersten Mitglieder, das vor allen

die Gesetze aufrecht erhalten sollte, auf offener Straße ein Attentat verübte.

Doch lange vorher, ehe dies geschah, war die Regierung schon gefallen. In Bern selbst hatte sich im Gasthofe zum Bären ein Klub radikaler Männer gebildet, welcher der Bärenklub genannt wurde und unablässig zum Sturz der bestehenden Gewalten wirkte. Von hier aus verbreiteten sich über das ganze Land Volksvereine, welche den radikalen Leitern zu Stützpunkten und zur Verbreitung ihrer Ideen dienten, dazu stifteten die Schwiegersöhne des abgesetzten Professors Snell, die Advokaten Strümpfli und Nigeli, eine neue Zeitung als Organ der Partei, welche besonders im berner Oberlande die entschiedenste Unterstützung fand, so daß man endlich im Frühjahre 1846 so weit war, den Schlag auszuführen.

Im großen Rath wurde auf Verfassungsrevision angetragen, doch hier waren die Anhänger der Regierung noch immer in der Majorität. Die Partei der Gebrüder Schnell von Burgsdorf, jene Partei der Batzenmänner oder einer Bauernaristokratie, welche zuerst die Verfassung von 1831 erobert, dann aber im weiteren Kampf mit der nationalen Partei den Kürzeren gezogen hatte, wurde von einem talentvollen Manne, dem Advokaten Blösch, Neffe der Schnell, jetzt geführt und erkannte zu deutlich, was sie von den Radikalen zu hoffen hatte, um nicht lieber für das Bestehende zu

streiten. Nach langen, zweifelhaften Verhandlungen wurde von dem Großrath Fischer der Vorschlag gemacht, der große Rath möge sich incompetent erklären und die Frage, ob eine Verfassungsrevision vorzunehmen sei, ans Volk bringen. Dies wurde am 1. Febr. 1846 angenommen und damit war der Sieg der Radikalen entschieden, denn der Majorität des Volkes waren sie gewiß. Ein Verfassungsrath wurde eingesetzt, der eine revidirte Verfassung zu Stande brachte, die Ende Juli mit großer Majorität angenommen wurde, obwohl sie mehren der entschiedensten Radikalen im Verfassungsrathe, eigentlich nicht genug that.

Diese neue Verfassung von 1846 ist aber ein wohl zu lobendes Werk, das in seinen bestimmten kurzen Paragraphen, die eine energische Redaktion ausdrücken, ersichtlich auf die Schultern der alten Verfassung gestiegen und wesentliche Mängel derselben zum Besten und zur größeren Sicherheit der Volksfreiheit aufgehoben hat. Die alte Verfassung ließ auf je 100 Seelen einen Wahlmann kommen und setzte den großen Rath aus 240 Mitgliedern zusammen, so daß 200 vom Volk gewählt, die fehlenden 40 aber vom großen Rath ergänzt wurden. Die neue Verfassung bestimmt dagegen, daß je 2000 stimmfähige Bürger einen Großrath ernennen, wobei jede Bruchzahl über 1000 für voll gilt. Das System indirekter Wahlen wurde daher vollkommen beseitigt. So ist auch das Lebensalter zur Aus-

übung aller bürgerlichen Rechte von 23 Jahr auf 20 Jahr und die Wahlfähigkeit zu allen Ämtern in der Republik von 29 Jahr auf 25 Jahr herabgesetzt. Von 10 zu 10 Jahren soll eine Volkszählung Statt finden.

Da in kurzen Amtsdauern der Beamten die beste Sicherheit der Volksfreiheit in Republiken liegt, soll der große Rath, statt wie bisher in sechs Jahren, alle vier Jahre erneuert werden. So sind auch die Mitglieder des Obergerichts, welche der große Rath wählt, jetzt nur auf 8 Jahre angestellt; nach der alten Verfassung waren sie 15 Jahre im Amte. Der Regierungsrath zählte in der alten Verfassung 16 Mitglieder ohne den Schultheiß, jetzt nur 9 Mitglieder, aus denen der große Rath den Präsidenten auf ein Jahr wählt. Mit der Erneuerung des großen Raths muß auch der Regierungsrath erneuet werden.

Eine besondere Vermehrung der Volksmacht ist aber auch dadurch in die Verfassung gekommen, daß, wenn die Majorität des Volkes in den politischen Versammlungen die Auflösung und Erneuerung des großen Raths verlangt, diese erfolgen muß. Sobald 8000 Bürger es fordern, muß eine Abstimmung veranstaltet werden. Eben so wichtig ist die Bestimmung, daß alle Gesetze und Verordnungen, ehe sie zur Berathung gelangen, zeitig genug dem Volke bekannt gemacht werden sollen, damit dies sich darüber äußern möge. Man hat in Bern dem Volke kein Veto gegeben, wie in

St. Gallen, aber das wirksame Mittel der Öffentlichkeit, damit gegen Gesetze u. s. w. protestirt und petitionirt werden, oder die Presse sich des Stoffes bemächtigen kann.

Solche Rechte, auf ein Stück Papier geschrieben, helfen nun freilich nichts, wenn der Geist sie nicht lebendig macht und hier in der Schweiz, in Bern zumal, wo die alten Satzungen noch so große Macht und Stärke haben, das Naturleben des Volks dem Neuen und Fremden so entschieden entgegenstrebt und jedem Landestheile, jeder Gemeinde ihre Besonderheit tief eingeimpft ist, wird es lange dauern, ehe diese neue Verfassung und was sie bezweckt, in Saft und Blut eines gemeinsamen Staatslebens übergeht.

Vor Allem waren es aber die Reformen des Armen- und Finanzwesens, was dem jungen Bern am Herzen lag und in der neuen Verfassung ausgeführt werden sollte; allein dies hat nur zum Theil und nicht ohne lebhaften Widerspruch geschehen können und doch hängt daran der ganze Erfolg einer Umwandlung, durch welche Bern aus den alten historischen, tiefverwachsenen Grundlagen des germanischen Gemeindewesens auf den freieren Standpunkt eines Staates gehoben werden kann, der nach den Einrichtungen einer neuen Zeit construirt ist. Eben dies giebt Bern und dem Versuche der jungen Reformpartei ein so allgemeines Interesse. Zuerst in der deutschen Schweiz will

man hier das naturwüchsige Fundament zerstören, auf welchem das ganze schweizerische Leben bis jetzt beruht und nimmt einen kühnen Anflug, den Todespfeil auf hemmende, trennende Partikularitäten zu schleudern.

Der Paragraph 85 der neuen Verfassung, welcher von einer billigen Vertheilung der öffentlichen Lasten und einer Ausgleichung zwischen den jetzt bestehenden Verhältnissen in den verschiedenen Landestheilen handelt, ist der wichtigste von allen. Anfänglich wollte man das gesammte Armengut dem Staate überweisen, der dafür die Pflicht auf sich nehmen sollte, überall das Armenwesen zu handhaben, allein ein solcher revolutionairer Vorschlag war nicht durchzusetzen. Es giebt Städte und Gemeinden im berner Lande, welche Armengüter und Bürgergüter von Millionen an Werth besitzen, wie z. B. die Stadt Thun; andere haben wenig oder gar nichts, wie die Gemeinden im Emmenthal, und diese müssen harte Steuern für Beschaffung ihrer Gemeindebedürfnisse aufbringen, zu welchen in reichen Gemeinden auch wohl theilweise die Zinsen des eigentlichen Armengutes bisher mit verwandt wurden. Alle Gemeinden, welche bei dem Gesetzvorschlage verlieren mußten, erhoben daher heftigen Widerspruch und die Majorität des Verfassungsraths erklärte sich dagegen. Der Schlag auf das selbständige Gemeindeleben, welcher von Bern aus geschah, wurde aber in der ganzen Schweiz empfunden. Man war in Zürich, wo ich mich damals

befand, darüber sehr erschrocken, nannte es unklug, unausführbar, und prophezeite der berner Verfassung nichts Gutes; so fest sitzt das Alte. Aber man hatte Recht, das Volk hätte es nicht geduldet, denn das Volk in der Schweiz, Bern keineswegs ausgenommen, hängt am Gemeindeleben viel fester, wie am Leben des Staats.

Man begnügte sich nun in Bern damit, nachdem man die Armengüter gewährleistet, eine Staatscontrole anzuordnen, damit jene Güter auch zum Besten der Armen verwendet und diese nicht von der Mitbenutzung der Gemeindegüter verdrängt würden. Wo der Ertrag der Armengüter und sonstiger vorhandener Mittel nicht hinreichen sollte die Armen zu unterstützen, verpflichtet sich der Staat, das Fehlende durch Zuschüsse beizusteuern, welche mindestens die Hälfte, höchstens $^3/_4$ der fehlenden Summe betragen dürfen. Hierdurch ward dem Staate eine bedeutende Last aufgebürdet, welche sämmtliche Staatsbürger decken helfen müssen, allein es blieb dies der einzige Ausweg, wenn man wirklich einen Schritt vorwärts zu einer neuen Organisation thun wollte.

Ebenso bedeutsam ist der zweite Abschnitt desselben Paragraphen, welcher sämmtliche Zehnten, Bodenzinse, Ehrschütze und andere Feudallasten, sammt allen durch frühere Umwandlung davon herrührende Leistungen, aufhebt und den Pflichtigen vorschreibt, dafür die

Hälfte der im Gesetze vom 20. December 1845 bestimmten Ablösungspreise zu zahlen. Der Staat übernimmt es dagegen, die andere Hälfte den Privatbesitzern von Gefällen jener Art zu entrichten und zahlt überdies denen, die früher schon zu höherem Betrag die Feudallasten von ihren Gütern loskauften, einen bedeutenden Theil, bis zur Hälfte der Loskaufssumme, zurück.

Ganz natürlich fand diese Bestimmung bei der Masse der kleinen Landbesitzer lebhaften Beifall, der Staat jedoch bekam damit abermals mehre Millionen zu bezahlen, indeß hat Bern nicht allein keine Schulden, sondern ein baares Vermögen von zwanzig Millionen Franken, das den Staatsschatz bildet, der in früherer Zeit gesammelt wurde und nun zum Theil dazu dienen soll, die Feudallasten radikal zu beseitigen, was jedenfalls eine sehr preiswürdige und löbliche Verwendung ist.

Da das berner Oberland, die festeste Stütze der radikalen Partei, zumeist verschuldet ist und man fürchten mußte, daß die reichen Patrizier und viele wohlhabende Bürger, die dem Umschwung der Dinge keineswegs geneigt sind, ihre Kapitale kündigen und Unruhen bewirken könnten, so ward die Stiftung einer Hypotheken- und Schuldentilgungskasse zugleich angeordnet, aus welcher im Voraus dem Oberlande nach Bedürfniß ein Kapital von fünf Millionen Schweizerfran-

ken zur Disposition gestellt ward, die gegen 5 Procent Zinsen, von denen 1½ Procent zur Tilgung des Kapitals zu verwenden sind, ihm auf 30 Jahre gewährleistet wurden.

Diese Maßregel war mit Klugheit darauf berechnet, das Volk fester an die Verfassung zu schließen, dagegen blieb die wundeste Stelle, welche Bern besitzt, weit offen stehen, denn der katholische, französisch redende Jura wurde von diesen Veränderungen und von Allem ausgeschlossen, was eine stärkere Zusammenziehung des Staatslebens bedingte. Die Verfassung sicherte ihm seine besondere Gesetzgebung und Verwaltung, sein bisheriges Armenwesen und sein Grundsteuersystem zu, doch soll die Grundsteuer mit den Abgaben ähnlicher Art im übrigen Lande in ein richtiges Verhältniß gesetzt werden, wobei die Bewohner des Jura nur gewinnen können. So lange aber der Jura ausgeschlossen bleibt von den Reformen des Kantons, ist auch von keiner Gesammtvereinigung die Rede, die überhaupt durch diesen Distrikt ungemein erschwert wird, der vom römischen ultramontanen Geist durchzogen, von Priestern und Advokaten aufgehetzt, in Sprache, Sitte, Religion, Lebens- und Denkweise wesentlich verschieden von dem übrigen Bern ist, dem es seit Jahren viel zu schaffen macht. Zürich und Waadt, wo nur Protestanten wohnen und in dem einen nur deutsch, in dem anderen nur französisch gesprochen wird, können sich

viel leichter bewegen, als die Berner; dagegen ist in Bern die eigentliche Volkskraft viel größer, der Volkswille sich viel bewußter, die ackerbautreibende Bevölkerung ersichtlich unabhängiger und energischer, als die Weber, Färber und Seidenwirker in Zürich, auch trotziger und unlenksamer, als die Weinbauer am lemanischen See.

Die Reformpartei in Bern hat diesen starren und selbständigen Sinn des Volkes benutzt, um es, zum Theil mit Hülfe der weit verzweigten Vereine, ihren Entwürfen geneigt zu machen. Es schmeichelte dem Bauer, daß die Herren aus der Stadt sich mit ihm verbanden, daß sie den berner Bürgern den letzten Schimmer eines Vorzuges nehmen konnten, und bei der schweren Verschuldung ihrer Habe hofften manche einflußreiche Männer im Oberlande (wahrscheinlich auch nicht umsonst) eine Hülfe in ihrer Noth, wenn sie ihre Freunde, die Radikalen, ans Ruder brächten.

Dies ist nun wirklich geschehen, die Herren Stämpfli, Ochsenbein, Funk, Im Obersteig, Schneider u. s. w. bilden die Regierung und der Sieg war so vollständig, daß der größte Theil der Mitglieder des vorigen Regiments nicht einmal wieder in den großen Rath gewählt wurde, selbst Neuhaus nicht, der so lange der erste Mann der Republik gewesen, in Wahrheit, bei allen seinen Sünden, doch so Manches für Erhaltung der bedrängten Freiheit gethan und mit energischer

Willenskraft gegen die Reaktion von Innen und Außen festgestanden hatte. Aber in Republiken kennt man am wenigsten die Dankbarkeit. Ich hörte jetzt nur tadelnde wegwerfende Urtheile über den Mann, welchen man einst nicht genug preisen konnte, und wenn es auch wahr bleibt, daß er den Volkswillen des fortschreitenden Berns nicht verstand und darum sein Führer nicht länger zu sein vermochte, hätte Bern ihn doch nicht so vergessen dürfen, wie es geschah. Ich habe es sehr bedauert, den ausgezeichneten Mann nicht kennen zu lernen, der nun, nachdem er vom Amtssessel gestiegen, sich in die Schreibstube eines Fabrikgeschäftes zurückgezogen hat, das er in Biel, wenn ich nicht irre, anlegte. Neuhaus ist der Sohn eines Offiziers und einer Französin. Er besitzt eine streng ernste, aber Vertrauen und Achtung erweckende Persönlichkeit und alle Eigenschaften eines Parteihauptes: Ruhe, Überlegung, Vorsicht, Muth und eine unerschütterliche Willenskraft. Daß er ohne Vermögen geblieben, ist ein schönes Zeugniß seiner Rechtschaffenheit und moralischen Würde, denn in dem Staatsdienste dieser Republiken lassen sich keine Schätze erwerben. Bern bezahlt zwar seine Beamten noch am höchsten von allen, denn ein Regierungsrath empfängt 3000 Schweizerfranken, der Schultheiß 4000, allein zurücklegen kann Niemand dabei und Pensionen giebt es hier nicht. So muß Jeder darauf gefaßt sein, als Bürger wieder sein Brod zu erwerben,

wie er kann, sobald seine Mitbürger ihn seines Amtes entheben, und Neuhaus thut dies jetzt, indem er Kaufmann wird, was er früher war.

Seine Nachfolger sind größtentheils Advokaten, wie denn überhaupt dieser Stand bei den Umwälzungen und Parteien in der Schweiz die wichtigste Rolle spielt. Die Herren Stämpfli, Ochsenbein, nebst mehren anderen der bedeutendsten Mitglieder der neuen Regierung, sind Anwalte oder Richter. Der Führer des Jura ist der Advokat Stockmar, der Führer der burgsdorfer Partei der Advokat Blösch. Durch Rechtskenntniß, Ehrgeiz, Talent und Geschick sind freilich die Advokaten überall zumeist berufen, an die Spitze der Volksbewegungen zu treten, aber es ist nicht gut, wenn sie das Übergewicht gewinnen.

Die neue Regierung in Bern hat nun in der Verfassung dem Volke eine Art Programm übergeben von dem, was hauptsächlich noth thut, denn in den Schlußbestimmungen werden nicht weniger wie 16 Gesetzbücher und Gesetze aufgezählt, die unverzüglich zu revidiren oder neu zu verfassen sind, um den Staat zu verjüngen. Dazu kommt, daß der §. 63 für alle Kriminal-, politische und Preßvergehen Geschwornengerichte verheißt, deren Organisation auch schleunig betrieben werden soll und hier zuerst in der deutschen Schweiz das Institut der Volksgeschwornen einführen wird. Der Hauptvorwurf für die alte Regierung war, daß

sie so wenig neugestaltet und das Meiste beim Alten gelassen hat, jetzt kommen die Radikalen und alle Welt ist begierig, welche Kraft und Organisationstalente sie mitbringen.

Und vor ihnen liegt eine schwere Zukunft, wenn sie nur theilweise erfüllen wollen, was sie versprochen. Sie haben die Partei der alten Aristokratie, die wenigstens im Besitz großer Mittel ist, gegen sich; ebenso das Stadtbürgerthum mit seinen Genossenschaften und zähen Vorurtheilen, sammt allen Anhängern der verdrängten gemäßigten Liberalen oder Nationalen. Dazu kommt die katholische Jurapartei und die Partei von Burgsdorf, die alte kantonale, welche einen neuen Anlauf genommen hat. Die jetzige Regierung stützt sich dagegen auf die Masse des Volks, sie muß die Erfahrung machen, ob sie dies darf, an Probirsteinen der Anhänglichkeit wird es nicht fehlen.

Wir sehen jetzt schon einen Versuch, den die Geistlichkeit nicht ohne Zuthun und Verständigung mit den politischen Gegnern der Regierung gemacht hat, um das Vertrauen des Volks zu erschüttern und seine Günstlinge zu stürzen. Die Berufung des Professors Zeller von Tübingen, eines Freundes von Feuerbach, war ein treffliches Mittel, dasselbe Geschrei zu erheben, wie 1839 in Zürich und das Volk mit demselben Grauen gegen Gotteslästerer und Religionsfeinde zu erfüllen, welches dort den Aufstand gegen die Regierung

hervorrief. Die Pfarrer in Bern sind bis auf wenige Ausnahmen Gegner der jetzigen Regierung, kaum ein halbes Dutzend sollen ihr zugethan sein, auch der als Volksschriftsteller rühmlich bekannte Pfarrer Bitzius in Lützelflue, Jeremias Gotthilf, wie er sich nennt, ist ein eifriger Anhänger des Alten. Die Pfarrer sind in Bern ganz gut gestellt. Sie sind in 7 Klassen getheilt, deren jüngste und zahlreichste 1000 Schweizerfranken Gehalt (400 Thaler Preußisch) nebst Garten, Haus, etwas Acker u. s. w. empfängt. Unsere Pfarrer haben jetzt erst als Minimum 400 Thaler durch Unterstützung des Staats bekommen, aber der größte Theil muß dies Geld mühsam von der Gemeinde, aus den Stolgebühren, aus Naturallieferungen, aus Ackerwirthschaft u. s. w. herausschlagen, während die Berner es baar gezahlt erhalten. Die Stolgebühren bieten ihnen nur noch einige Nebeneinkünfte für Taufscheine, Confirmationsscheine u. s. w. Jede der übrigen 6 Klassen bezieht je 200 Franken mehr, so daß die letzte mit 2200 Fr. besoldet ist. Die neue Regierung hat Änderungen zugesagt, Gesetze über Organisation des Kirchen- und Schulwesens in Aussicht gestellt, allein die Geistlichkeit fühlt auch hier eine instinktartige Abneigung gegen den Radikalismus. Sie sehnt sich, wie überall, danach, eine freiere Stellung im Staate einzunehmen und möchte wenigstens, wie in Zürich, einen Körper bilden, der eine unabhängige Synode als Mittelpunkt und einen

Antistes als Kirchenhaupt besitzt. Die berner Kirchenverfassung unterwirft die Geistlichkeit streng der weltlichen Macht und die neuen Ideen des Radikalismus können zwar dahin führen, eine Staatskirche gänzlich abzuschaffen, aber nimmermehr werden sie eine Kirchenmacht, als Staat im Staate, dulden wollen.

Die Schullehrer sind dagegen weit mehr für den Fortschritt gestimmt. Sie werden von den Gemeinden besoldet und hängen als Communaldiener mit diesen zusammen. Der Staat zahlt jedem jährlich einen Zuschuß von 150 Franken und verausgabt dafür beinahe 200,000 Franken. Es sah in diesem großen Kanton bis auf die neueste Zeit sehr übel mit Schule und Unterricht aus, denn erst das Schulgesetz von 1834 riß Bern aus der Verwilderung, an welche die Wirthschaft des Patriziats nie die Hand gelegt hatte, weil es ihm ganz recht war, daß das Volk in seiner Unwissenheit blieb. Von 70,000 Schulkindern genossen kaum 20,000, wie Jeremias Gotthelf sagt, damals einen dürftigen Unterricht, und so beschaffen war es in der ganzen Schweiz, wo, wie der Seminardirektor Scherr berichtet, 1834 noch ältere Schullehrer geprüft wurden, die im Examen behaupteten, die drei ersten Eidgenossen hätten Kasper, Melcher und Balthasar geheißen, und Goliath sei in der Schlacht bei Sempach ums Leben gekommen.

So stand es mit Unterricht und Bildung des Volks in der Schweiz, als man es politisch frei und

mündig sprach, und diese Zustände, obwohl sie jetzt ganz anders geworden und in den großen protestantischen Kantonen mit unablässigem Eifer verbessert worden sind, haben doch noch so viele dunkle Stellen zurückgelassen und stehen in manchen Kantonen noch so auf dem alten Fleck, daß man die meisten der abschreckenden Verhältnisse der Schweiz nur aus der Rohheit und Unwissenheit des Volks erklären kann.

Der Versuch der berner Geistlichkeit, das Volk in Bewegung zu setzen wegen Berufung eines deutschen Professors und Gottesleugners, ist nun freilich mißglückt, obwohl, was orthodoxe Gläubigkeit betrifft, die Berner gewiß auf ziemlich gleicher Stufe stehen, wie die Leute in Zürich oder in anderen Kantonen. Hat doch die radikale berner Regierung erst vor einigen Wochen einen in Bern erschienenen Auszug aus Feuerbachs Schriften durch Henkershand verbrennen lassen! Die Lichtstrahlen der Aufklärung in Glaubenssachen sind hier dünn auf die Köpfe gefallen, denn kein Zweifel ist bis jetzt darin erwacht, kein Kampf hat Statt gefunden; der Glauben der Väter ist stets unbeschadet und unangefochten auf die Enkel vererbt, und ehrerbietig hat man die Lehren der Pfarrer als unantastbare Wahrheiten aufgenommen. Die Macht der Geistlichkeit über das Volk ist jedoch durch die politischen Veränderungen und Bewegungen bedeutend geschwächt worden. Die feste Besoldung der Pfarrer, die Aufhebung der

Stolgebühren, die veränderte Stellung des Geistlichen zur Gemeinde und sein verringerter Einfluß auf Gemeindewesen und Schule haben im Verein mit dem verbesserten Schulunterricht dafür gewirkt. Dazu kommen die Schullehrer selbst, deren Einfluß auf Kosten der Geistlichkeit steigt, die politischen Vereine endlich, welche mit dem Hauptvereine in Bern in Verbindung stehen, kurz, es ist nicht gelungen, mit Hülfe des religiösen Fanatismus die radikale Regierung zu Grabe zu tragen.

Eine viel ernstere Prüfung steht dieser aber bevor, sobald sie ihre staatlichen Reformen in Ausführung setzt. Es ist ein bedeutendes jährliches Defizit jetzt zwischen Einnahmen und Ausgaben vorhanden, das gedeckt werden muß. Der Staat hat sich durch die neue Verfassung große Lasten aufgebürdet, welche nur durch Vermehrung der Steuern möglich gemacht werden können und hierzu soll die Einführung einer Vermögenssteuer dienen. Vermehrung der Steuern und Lasten ist indeß immer ein gefährliches Mittel, um nach einer gelungenen Umwälzung dem Volke zu beweisen, es habe für seine Wohlfahrt gesorgt, denn das Volk hält allzuleicht die billigste Regierung für die beste; in einer Republik aber, wie hier in Bern, wo Alles vom guten Willen des Volks abhängt, wo das Alte so fest klebt und man gar nicht daran gewöhnt ist, die Abgaben erhöht zu sehen, ist es doppelt zweifelhaft, ob das

Einsehen der Majorität so groß ist, daß sie willig sich dem Unvermeidlichen fügt. Es wird nicht an Vorstellungen und Einflüsterungen fehlen, nicht an Versuchen, die mit zornigen Worten auf das Unheil weisen, was durch Neuerer und Ehrgeizige über das berner Volk gebracht worden sei. Man wird diesem vorhalten, wohin man es führe, wird ihm sagen, daß für die projectirte Staatseinheit und Ausgleichung der Lasten, für die Einführung einer modernen Gleichmacherei aller Staatsbürger, für luftige Ideen ehrgeiziger Fanatiker die alten Rechte und Güter verloren gehen und eine Überhäufung mit Abgaben die Folge sein werde. Wer den Beutel ziehen muß, macht selten ein fröhliches Gesicht dazu und sehr sollte es mich wundern, ob diese egoistischen Schweizer, diese sparsamen, genaurechnenden Leute für ein neues Staatsleben frohen Muthes nicht allein ihr altes opfern, sondern noch obenein ihr Geld dazu geben werden. Von dieser Frage hängt aber die ganze Existenz der jungen berner Regierung ab, welche ohne Zweifel jeden Halt verloren hat, sobald das Volk nicht zu Opfern bereit ist und anerkennt: wir wollen und müssen opfern, wenn wir aus diesem Zauberkreise unseres bisherigen gesonderten Gemeinde- und provinziellen Lebens treten und zu einem wahrhaften Staatsleben gelangen wollen.

Es wird dabei darauf ankommen, mit welcher

überzeugenden Kraft die Regierung verfährt, und welcher Geist auf ihren vornehmsten Mitgliedern ruht. Ich befand mich am 9ten August eben in Interlachen, als dort das Constitutionsfest gefeiert wurde, zu welchem die berner Reformmänner mit ihrem Anhange aus der Stadt erschienen und sich mit ihren Freunden im Oberlande vereinigten. Ein schönes Volksfest gestaltete sich vor dem alten Kloster, begünstigt von einem sonnenvollen heiteren Tage. Man aß und trank im Freien, umringt von mehren tausend Menschen und die Rednertribüne wurde nicht leer, auf welcher nach und nach alle Männer, welche am Verfassungswerk geholfen hatten und hier gegenwärtig waren, sich hören ließen und ihre Ansichten von der Vergangenheit, ihre Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft aussprachen.

Einen Volksredner von hinreißender Macht habe ich nicht darunter bemerkt, den Norddeutschen stört überhaupt der schweizer Dialekt meist zu sehr, um Rednergaben zu bewundern, aber es gab doch einige Männer, welche mit Kraft und schmuckloser Wahrheit dem versammelten Volke vortrugen, was sie mit der Verfassungsreform beabsichtigten, die Fehler der alten Verfassung klar hervorhoben, die Vortheile der neuen zeigten, der Regierung aber, die nun kommen würde, in dürrster Weise im Voraus erklärten, man werde sie gerade so von sich abthun, wie ihre Vorgänger, wenn

sie nicht den ernstlichsten Willen mitbrächten, für das wahre Glück und die wahre Freiheit des berner Volks eifrig thätig zu sein.

Ein Großrath aus dem Oberlande, ein sechs Fuß hoher Mann mit einer Stentorstimme, zeichnete sich dabei besonders aus. »Wir haben eine Umwälzung vollbracht,« sagte er, »wie andere sich ihrer nicht rühmen können. Kein Tropfen Blut ist bei uns geflossen, nirgend ist eine Gewaltthat verübt worden, Niemand hat sich über Unrecht zu beklagen. Das Volk hat entschieden und nach des Volkes Willen ist eine neue Verfassung entworfen worden, die von einer Majorität von 40,000 Bürgern anerkannt worden ist. Was in ruhiger, gesetzmäßiger Weise von uns erworben ward, soll uns Niemand nehmen. Wir sind jetzt frei von einer Regierung, die uns nicht leiten, sondern beherrschen wollte; wir werden andere Männer einsetzen, allein damit wir auch Sicherheit haben, daß diese es nicht so machen, wie jene, haben wir fortgesetzte Wachsamkeit nöthig. Wir haben ihnen eine hübsche Anzahl neuer Gesetze aufgegeben, durch welche unsere Freiheit sich verfestigen soll und ihnen die Zeit bestimmt, in der sie uns ihre Arbeiten vorlegen müssen. Thun sie das nicht, zeigen sie sich lässig, anmaßend, übermüthig, dann fort mit ihnen, sie sind nicht mehr werth als ihre Vorgänger. Wir haben jetzt gesehen, was der Wille des Volks vermag, das ist eine Lehre, die wir

nicht vergessen werden und welche auch die nicht vergessen sollen, denen das Volk sein Vertrauen schenkt, das ihr Herr und Souverain ist, dem sie Rechenschaft zu geben haben.«

Die Herren Stämpfli, Ochsenbein, Funk und alle anderen Führer der siegreichen Partei waren zugegen und ließen sich auf der Rednerbühne meist vernehmen. Beifallgeklatsch und Bravorufen begleiteten ihre Reden, das Volk in Jacke und Mütze, Weiber und Kinder standen umher, ebenso neugierig und verwundert wie die Fremden aus allen Theilen Europas, denn Interlachen ist ja der Sammelplatz der Reisenden im Oberlande, namentlich der Engländer. Es ging hier ländlich zu und einfach, sehr demokratisch zwanglos. Die Kanonen, welche die Berner mitgebracht hatten, donnerten den ganzen Tag, bei jedem Toast, und deren gab es zahllose. Daß die Schweizer aber stets Schweizer bleiben und bei den ernsthaftesten Dingen, selbst wenn sie an Herstellung eines Staats nach modernen Ideen denken, das Mittelalter im Sinne haben und wenigstens gern mit mittelalterlichen Puppen spielen mögen, bewiesen die radikalen Männer aus Bern auch hier, denn sie hatten ein paar Eidgenossen aus alter Zeit metamorphosirt, d. h. ein paar Männer in Pumphosen und Barets gesteckt, ihre Gesichter geschminkt und mit langen Bärten bekleistert, ihnen Hellebarden und Streitärte in die Hände gegeben und so standen diese

Repräsentanten der biderben Eidgenossenschaft und der gestrengen Republik Bern bei den Fahnen und Wappenzeichen an der Tribüne und hörten die Reden der jungen Revolutionaire, welche alles Alte über den Haufen werfen wollten, griesgrämlich mit an.

Solche Fastnachtsspäße stecken in Leuten, die doch eigentlich nicht die geringste Anlage zur Romantik haben. Als es Abend wurde und Tafel wie Reden beendet waren, hatten sie auf dem Kirchenboden einen Ball veranstaltet, was allerdings echt revolutionair war. Man mußte dunkle Treppen hinaufsteigen, ein Eintrittsgeld von mehreren Batzen erlegen, eine Speculation, meist auf die Neugier berechnet, und sah dafür beim Scheine einiger düster kohlenden Talglichte einen wüsten Haufen halb und ganz betrunkener Männer und Dirnen sich im Kreise drehen, wozu einige Dorfmusikanten barbarische Musik machten. Tabacksrauch und Spiritusduft schnürten die Kehlen zu.

Ich eilte ins Freie, wo es so schön und wunderbar herrlich war: das weite Thal im Dämmerschatten von Nacht und Sternenschein, die Berge wie ungeheure schwarze Mauern in endlose Ferne schwindend, Lichtschein überall aus den vielen Gasthäusern und Landhäusern glänzend, welche über das Thal zerstreut sind, und unter den alten Wallnußbäumen, deren breites Geäst der Nachtwind kühl nach dem überheißen Tag bewegte, zahllose Menschengruppen, bunt und wechselnd; Landmädchen

in der schönen Tracht der Oberbernerinnen, Herren und Damen aus fremden Landen, junge Revolutionaire aus Bern und die markigen Gestalten der Gebirgsleute. Weiter aufwärts im Thale blickten aus dem Spalt der Berge, welcher nach Lauterbrunn führt, zwischen bleichen Wolkenkränzen die Silberhörner der Jungfrau hervor. Welche Größe der Natur, welche Stille und Erhabenheit, und hier das unruhige Treiben ihrer Kinder, von denen die allermeisten doch so tief verwachsen mit dem einfachsten Naturleben sind, daß es fast frevelhaft scheint, sie davon loszureißen und in ein Welt- und Staatsgetriebe zu stürzen, von dem sie nichts verstehen.

In Interlachen freilich und überall, wo der große Zug der Fremden Heerstraßen gebildet und Colonien eingerichtet hat, ist dies ursprüngliche Leben entwichen und hat dem Raffinement einer Kultur Platz gemacht, die so weit geht, daß die Bauermädchen englisch und französisch sprechen und ihre Vortheile meisterhaft verstehen. Geld verdienen will hier Jeder, sei es, wodurch es sei, und manche werden wohlhabend und reich damit, Andere stürzen sich in Genüsse und Schulden, viele verderben an Seele und Leib und das Volk sucht begierig alle Nebenpfade, um denen nachzuahmen, die ihm voranstehen. Verschuldete Landbesitzer und Großräthe giebt es hier mehr als in anderen Theilen des Kantons, aber auch sehr reiche Leute, das Volk in den

Seitenthälern lebt dagegen in der Stille von seinen Alpen und seinen Heerden und je weniger es mit den Fremden in Berührung kommt, je mehr tritt sein Naturcharakter hervor, seine Einfachheit, sein Hingewiesensein auf ein abgeschlossenes Naturleben, das in der Schweiz doch immer das wahre Volksleben bleiben muß.

Das Oberland beschreiben, hieße einen Tropfen ins Meer gießen, es sind zahllose Bücher darüber vorhanden. Man muß es sehen und muß es durchwandern, von der Grimsel und dem Rhonegletscher bis ins Thal von Interlachen. Überall ist es groß und herrlich; am schönsten auf der Wengernalp dicht unter der Jungfrau. Dies nahe Berühren reizender grüner Matten und Thäler mit den höchsten wildesten Gebirgen voll Schnee und Eis findet man nirgend so, wie in der Schweiz, und Oberbern ist die Krone dieses wunderbaren Schauplatzes, es ist sein Mittelpunkt. Wie schade, daß die Menschen dieser erhabenen Natur nicht gleichen, daß ihre Sitteneinfalt durch ihre Armuth verloren ging, welche der Habsucht nicht widerstehen konnte. Die Schwärme der Reisenden sind jedoch mehr anzuklagen, als sie, denn was sie sind, haben jene hervorgerufen.

Man schildert die Zustände der Bewohner dieses Landes aber oft weit schlimmer, als wahr ist. Ich erinnere mich, einen preußischen Kammergerichts-Assessor angetroffen zu haben, der ganz entsetzt war über einen

Vorfall, der ihm begegnete. Er hatte ein Pferd gemiethet, für welches der Vermiether nachher, wegen Verzögerungen auf dem Wege, eine höhere Summe begehrte, als bedungen war. Der Assessor weigerte sich, zu zahlen, der Mann drohte mit einer Klage und richtig erschien schon nach einer Stunde ein Bote des Bezirksrichters im Gasthause, der den Reisenden vor Gericht forderte.

»Denken Sie sich nun mein Erstaunen,« sagte der Assessor. »Ich glaubte einen gebildeten Mann zu finden, dem ich den Fall gehörig vortragen konnte, aber wen fand ich in dem Herrn Bezirksrichter? Einen alten Bauer! Einen ganz ungebildeten Menschen, der nicht einmal hochdeutsch sprechen konnte.«

»Sie wurden also verurtheilt und mußten zahlen?« erwiederte ich.

»Nein,« sagte er, »das nicht. Der alte Bauer fragte den Führer, ob er das Pferd mir zu dem Preise vermiethet habe, den ich angab. Als er dies nicht leugnen konnte, wies er ihn ab und gab mir Recht.«

»Nun, was wollen Sie denn also?« rief ich erstaunt. »Sie konnten kein besseres Urtheil vom Kammergericht in Berlin erhalten.«

»Das Urtheil, nun ja, ich habe nichts dagegen,« erwiederte er, »aber bedenken Sie doch, was sind das für barbarische Zustände! Ein Mensch in der Jacke ist Bezirksrichter. Ich glaubte Gelegenheit zu haben, einen

rechtsverständigen Mann kennen zu lernen und finde einen Bauer, mit dem sich kein Wort sprechen läßt.«

So machen es die Fremden. Sie kommen hierher und wenn sie es nicht finden, wie in der lieben Heimath, schreien sie über Barbarei und machen sich lustig. Als ob unsere Zustände nicht des Barbarischen und Betrübenden, wenn auch in anderer Art, genug aufzuweisen hätten, was Stoff zu harten Urtheilen gäbe.

Man kann in der Schweiz Manches beklagen, aber das Volk hat denn doch ganz andere Freiheiten und Rechte, als bei uns und in allen monarchischen Staaten. In jedem Bauer steckt das Gefühl eines freien Mannes, das mit dem Wachsthum der Bildung sich auch aus dem rohen Zustande weiter hervorheben wird, wie dies jetzt der Fall ist. Bern vor allem, dieser mächtigste und größte, dabei deutsche Kanton muß, wenn es ihm gelingt, die alten verrosteten Bänder seines bisherigen Staatslebens abzuschütteln und durch neue bessere zu ersetzen, einen großen Einfluß auf die deutsche Schweiz und auf Deutschland selbst ausüben, ebenso wie die Waadt für die französische Schweiz und für Frankreich dies thut. Ein neues Leben entwickelt sich hier, ein Heraustreten aus dem tausendjährigen zähen Kitt der Geschichte, aber nur so kann die Schweiz überhaupt zu ihrer ersehnten Umgestaltung kommen; die, welche mit neun Fingern das Alte festhalten und

den zehnten nach der schweizerischen Einheit ausstrecken, wissen selbst nicht, was sie wollen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind in Bern so schlecht wie sie nur sein können. Die alten patrizischen Familien leben abgeschieden und nur die in Bern residirenden Gesandten der fremden Mächte kommen mit einigen in Berührung. So leben auch alle die bürgerlichen Kreise in Sonderung und Stille. Jeder sitzt in seinem Hause und keines öffnet sich dem Fremden, ja nicht einmal schweizerischen Landsleuten. Man hat eine eingewurzelte Scheu vor Allem, was ungewohnt und neu die hergebrachte Ruhe des Familienkreises stören könnte. Es ist die ausgebildete Kleinstädterei und die berner Damen würdige Vertreterinnen derselben, sie sind noch viel steifer und zurückhaltender, als anderswo in diesem Lande. Von Musik, Literatur, froher Unterhaltung, heiteren Kreisen und deren Gedankenaustausch, von Salongespräch und dem bunten Wechsel eines leichten Weltlebens weiß man hier nichts. Die Schwere des Staatslebens spiegelt sich in jedem Einzelnen wieder, darum gefällt sich auch so leicht Niemand hier, denn es ist zum Entsetzen langweilig, wenn man nicht an Politik Theil nimmt und dafür sind die meisten dieser kleinlichen Schweizerverhältnisse doch auch nicht angethan. Man muß durchaus ein Schweizer sein, um nicht den Geschmack daran zu verlieren und

wer gezwungen ist, hier zu leben, kann gewiß nichts Besseres thun, als sobald wie möglich ein Weib zu nehmen, um wenigstens in seiner Familie den Frieden eines häuslichen Glücks zu finden.

Nur wenige Schweizer machen von dieser Zurückgezogenheit ihres Familienlebens eine Ausnahme, darum sind die deutschen Familien wahre Oasen in der Wüste für den Reisenden. Auch in Bern giebt es viele Deutsche und hier an diesem Gränzpunkte der deutschen Zunge, wo das Französische hereindringt und beide Nationalitäten wie beide Sprachen sich zu mischen beginnen, obwohl das Deutsche stets das Heimische, das Französische das Fremde bleibt, wäre es um so erfreulicher, wenn die Deutschen das deutsche Element noch mehr zu stärken vermöchten. Mißtrauen und Fremdenhaß stehen jedoch vielfach dem entgegen und haben auch in Bern tiefe Wurzeln geschlagen, obwohl in neuester Zeit es damit nicht mehr so schlimm sein soll, wie früher. Viele deutsche Flüchtlinge haben sich hieher gewandt und sind den Austreibungen glücklich entgangen. Manche sind Lehrer an den öffentlichen Schulen oder an der 1834 gestifteten Universität, wo die tüchtigsten und befähigtesten Männer zu ihnen gehören. Die Professoren Voigt, Valentin und Demme tragen in der medizinischen Wissenschaft rühmlichst bekannte Namen, unter den Schweizern sind der Philosoph Trorler und der Historiker Henne wohl zumeist genannt, und na-

mentlich ist der Erste durch seine Schriften wie durch seine Theilnahme an den politischen Bewegungen seines Vaterlandes, mit denen sich seine Lebensschicksale verknüpfen, eine interessante Persönlichkeit. Troxler ist in Luzern geboren, lebte dort als Arzt, nachdem er in Deutschland seine Studien gemacht, mußte aber bald den Kanton verlassen, da er die bestehenden Verhältnisse angriff und die Verfolgung der herrschenden Aristokratenpartei auf sich lud. Als er zurückkehren durfte und in Luzern Philosophie und Geschichte lehrte, war er eine der besten Stützen der Reformpartei und unermüdlich um durch Flugschriften und Petitionen die Rechte des Volks zu unterstützen. Er blieb einer der entschiedensten Anhänger einer Umwandlung der Schweizer Bundesakte von 1814, damit aus dem Staatenbund ein Bundesstaat werde, damit ein einiges Vaterland dem Volke die Segnungen desselben zuwende. Sein lebhafter und streitlustiger Sinn erleichterte aber die Verfolgungen, welche ihm dafür zu Theil wurden. Er mußte abermals seine Heimath verlassen, angeklagt und abgesetzt wegen seiner Schriften und seines Einflusses auf die Jugend. Nun lebte er von 1822 bis 1830 in Aarau, ward hierauf als Professor der Philosophie nach Basel berufen und verwaltete dort eben das Rektoramt, als der Bürgerkrieg gegen Basel-Landschaft losbrach. Seine Theilnahme für diese brachte den Haß zum Ausbruch, den ein Theil der reichen Stadtbürger

gegen seine Lehren und Ansichten hegte. Der Pöbel stürmte sein Haus, Troxler mußte fliehen, ward aber 1834 als Professor der Philosophie nach Bern berufen, wo er seit dieser Zeit lebt und lehrt.

Hier ist er jedoch mit der jungen radikalen Partei nicht im Einverständniß. Seine Philosophie, auf Schellings Lehren begründet, voll mystischer Anschauungen, die den Mangel an philosophischer Klarheit und Bestimmtheit durch poetisches Gefühlsleben zu ersetzen suchen, kann eben so wenig sich mit dem stürmischen Wesen dieser Radikalen vereinbaren, wie deren Achtung und Anerkennung erringen. Die junge Zeit eilt weit über Troxlers Ansichten hinaus und wie es immer geschieht, die Partei sieht auf ihn zurück, als auf einen Aufgegebenen den sie vergißt, wenn nicht verschmäht. Es ist jedoch immer ein trübes Schauspiel dies Vergessen und Verwerfen von Männern, welche einst Liebe und Ehrerbietung genossen, und für ihre Sache ihr Lebenlang gekämpft und gelitten haben. Mag es sein, daß sie hinter dem Verlangen einer siegenden Partei zurückblieben; Geringschätzung deutet auf Überstürzung und beweist nur, wie leidenschaftlich die Menge handelt und wie leicht hier Jeden dasselbe Schicksal treffen kann.

Die Professoren der Universität beziehen in Bern ein höheres Gehalt, als in Zürich. Sie sind mit 2 bis 3000 schw. Franken besoldet; Professor Voigt empfängt

sogar 4000 Franken und in so weit die Gelehrten der medizinischen Fakultät angehören, bringt ihre Praxis ihnen überdies bedeutende Nebeneinkünfte. Auch am Gymnasium und der höheren städtischen Schule sind viele deutsche Lehrer angestellt, welche 1600 bis 2400 schw. Franken beziehen. Man bezahlt die Lehrer so, daß jede Stunde, welche sie wöchentlich ertheilen, mit 100 Franken angesetzt wird, bei 20 wöchentlichen Lehrstunden also ein Gehalt von 2000 Franken erfolgt. Das ist mehr als irgend ein Kanton giebt. Die Landschullehrer sind dagegen noch immer meist schlecht gestellt und schlecht unterrichtet. Man hat Musterschulen angelegt, aber Herr von Fellenberg, der Besitzer des berühmten Erziehungsinstituts in Hofwyl bei Bern, unterrichtete auf seine Kosten 100 Lehrer jährlich 3 Monate lang, ohne bedeutende Veränderungen bewirken zu können. Merkwürdig genug ist es, daß in der Schweiz, wo so berühmte Institute für Erziehung seit langen Jahren bestehen, wo Männer, wie Fellenberg, Pestalozzi und manche Andere, dem Erziehungswesen einen so großen Ruf verschafften, wo die Lehrer aller Völker hinwanderten um zu lernen, und wohin noch jetzt, aus so vielen Ländern — wenn auch im verminderten Maße — Eltern ihre Kinder senden, der Volksunterricht so häufig noch auf tiefer Stufe steht, und bis zum Jahre 1830 überall aufs Höchste vernachlässigt war. Aber die Schweiz hegt mit vielen andern Widersprüchen auch

diesen. Genf und die Waadt liefern die Gouvernanten und Bonnen für halb Europa, damit die Kinder der vornehmen Leute in Deutschland, England und Rußland, frühzeitig französisch plappern lernen. So schickt das Jesuiteninstitut in Freiburg auch viele seiner Zöglinge als Erzieher in die katholischen Familien Deutschlands, Polens und Frankreichs und unglaublich groß sind noch immer die verschiedenen Pensionsanstalten in den Schweizerstädten, wo man namentlich auf junge Engländer speculirt, welche jedoch immer mehr ausbleiben. Die Zeit der Erziehungsinstitute der Schweiz für die Kinder reicher Fremden scheint vorüber, auch das Fellenbergsche Institut macht jetzt nach dem Tode des alten Fellenberg schlechte Geschäfte, der übrigens ein guter Speculant war und großes Vermögen erworben hat. Jetzt giebt man sich daran das Volk zu erziehen, und das wird mehr Segen für die Schweiz bringen, als bisher ihr die Institute brachten.

Bern, sowohl der Staat, wie die Stadt ist reich zu nennen, beide haben nicht nöthig zu knausern. Das Vermögen der Stadt wird auf 50 Millionen Franken gerechnet, darum ist es sehr kostspielig, hier Bürger zu werden, was nicht weniger als 3000 Franken kostet. Jeder Bürger bezieht dafür jährlich gewöhnlich 100 Franken an Zinsen aus dem Bürgervermögen, dazu Holz für seine Wirthschaft und ganz vortrefflich ist für die alten, ärmeren Bürger durch ein prächtiges Bür-

gerhospital gesorgt, in welchem sie, wenn sie es vorziehen sollten, sich dahin zu begeben, den Abend ihres irdischen Daseins bei guter Pflege gemächlich leben können. Die Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen, wo täglich auch eine Anzahl armer Handwerker gespeist und beherbergt werden, wie das große Krankenhaus und was dazu gehört, sind vorzüglich eingerichtet, und obwohl der Staat das Vermögen des letzteren neuerdings beschnitten hat, besitzt es doch noch die nöthigen Mittel um reichlich für sein Bestehen zu sorgen. Solche Anstalten sind Zeugnisse des Gemeinsinns und wurzeln tief in den ursprünglichen Verhältnissen des Gemeindewesens, das überall in den schweizer Städten für das Wohl der Gemeindegenossen sorgte, selten aber auch für Andere etwas that.

Der Grund und Boden ist auch in Bern sehr getheilt, größere Güter giebt es wenige, nur wenige, die mehr als 100 Morgen hätten; dabei ist der Preis hoch, denn gutes Land wird mit 1000 Franken der Morgen und wohl noch theurer bezahlt. Durch die neue Verfassung kommt nun eben die Klasse der kleinen Bodenbesitzer mehr zur vollen Kenntniß ihrer Rechte, die Masse des Volks zur Herrschaft und die reine Demokratie wird Staatsprincip. Dies ist bei der großen Theilung des Bodens auch die natürliche Basis der schweizer Republiken, welche darin ganz den Ländern und Staaten entgegenstehen, die man uns gewöhnlich

als Vorbild aufführt. England bildet zur Schweiz den schroffsten Gegensatz. Nicht mehr als 37,000 Grundbesitzern gehört der ganze Grund und Boden der drei Königreiche. Die reichen Herren verpachten ihre Landsitze und Äcker einem Generalpächter, dieser verpachtet wieder die einzelnen Theile an Unterpächter, welche Stücke davon nochmals an Unterpächter abtreten, die mit ihren Familien kaum das Leben haben. Der Lord zieht vom Generalpächter 30 oder 40,000 Pfund, die er in London oder Italien verschwelgt; der Generalpächter bringt durch Theilung 10 oder 20,000 Pfund mehr heraus und steckt sie in die Tasche, die zweiten Pächter machen auch noch Vortheile, so viel sie können, das arme Volk aber, die eigentlichen Ackerbauer, darben und verhungern, arbeiten für den Pachtzins und werden gepfändet und zur Verzweiflung gebracht, wenn sie nicht zahlen können. Das ist das Loos dieses glücklichen, freien Volkes, bei welchem eine Erbweisheit ohne Gleichen sich zeigen soll, dieses Volkes, das zum Theil in Lumpen und ohne Unterricht von Almosen lebt, welche durch kaum mehr erschwingliche Armentaxen aufgebracht werden, dieses Volkes, von dem selbst die preußische Allg. Zeitung jüngst sagte, daß religiöse Bigotterie und Intoleranz im Wachsen begriffen sei und wo neulich erst eine Versammlung von Bürgervorstehern das Reisen am Sonntag als ein Religionsärgerniß untersagte.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß je größer die

Theilung des Bodens, je größer die Klasse der kleinen freien Eigenthümer ist, nicht allein der Wohlstand des Landes durch Fleiß und Sorgsamkeit der Bebauung sich vermehrt, sondern auch die Freiheit des Volkes weit mehr gesichert wird, welche niemals gedeihen und eine wahrhafte Freiheit da sein kann, wo das Land einer Anzahl großer Grundherren gehört, die über Pächter und abhängige Leute das ganze Gewicht ihres Reichthums und ihrer Macht ausüben.

In Frankreich hat die Revolution die Zahl der kleinen freien Grundbesitzer ansehnlich vergrößert, und Garantie für die Volksfreiheit geschaffen, ohne doch damit durchdringen zu können. Der Wahlcensus, welcher das Volk von der Klasse der Wähler und diese wieder von den Wählbaren scheidet, macht die zumeist Besitzenden zu Herren des Staats und schließt das Volk von Rechten aus, welche allein in die Hände der höchst Besteuerten gelegt werden. Das Andringen zur Fortschaffung dieser Vorrechte tritt aber in Frankreich von Jahr zu Jahr mehr hervor, und wie schwer es auch sein mag, die Gleichheit aller politischen Rechte mit der Monarchie vereinbar zu denken, so wird das Streben danach immer stärker sich zeigen, je weiter Bildung und Nachdenken die Bewohner eines Landes durchdringt, dessen Boden vielen Eigenthümern zugehört, die sich bewußt werden, daß auf ihnen die Kraft des Ganzen beruht. So ist es auch in Deutschland, wo

bis jetzt die zahlreichen großen Rittersitze eine so mächtige Ausdehnung haben. Preußen allein besitzt deren 12,352, von denen viele mehre Tausend und nicht wenige 10,000 bis 40,000 Morgen und darüber Bodenfläche enthalten. Beinahe die Hälfte des ganzen Grund und Bodens kommt auf diese Güter, welche ersichtlich den Nationalreichthum beeinträchtigen, weil sie nicht gehörig bearbeitet und verwerthet werden können, dabei auch verursachen, daß 500 Quadratmeilen nutzbarer Boden bis jetzt als Heide und Moor wüst liegt. In Folge dieser Verhältnisse wird bei uns eine breite Klasse von Tagelöhnern und abhängigen Leuten erzogen, die eine moderne Art von Heloten bilden, welche nie aus ihren elenden Verhältnissen hervorgehen, kaum ihr Leben dürftig fristen können, wenn sie alt und schwach werden, aber den Gemeinden zur Last fallen, nicht den Rittergutsbesitzern. In der Theorie hat man unzählige Male bewiesen, wie nöthig es sei, den Stand freier Bauern und kleiner Bodenbesitzer zu vermehren, die Praxis ist dahinter zurückgeblieben, und wie es scheint, wird nur die Nothwendigkeit beide vereinbaren können.

Betrachtet man dagegen die Schweiz, so finden wir dort den Grundbesitz nicht allein in der ganzen Masse des Volks vertheilt, sondern auch überall das Verlangen geweckt, irgend ein Stückchen davon zu besitzen. Der Bodenbesitz giebt kein politisches Recht hier, denn jeder Bürger hat dies und übt es aus, auch ohne

einen Acker sein zu nennen. Er ist Wähler und wählbar, aber wie von selbst macht es sich, daß das Land den meisten auch zugehört, die es bewohnen. Hierdurch wird eine natürliche Gleichheit angebahnt, zu der auch die Gemeinde- und Armengüter beitragen, welche allen Gemeindemitgliedern oder dem armen Theil besonders zu gut kommen. Bodenverhältnisse, Gemeinde- und Staatsleben verschlingen sich mit vielen Fäden und bringen Zustände und Anforderungen hervor, welche wir nicht kennen. Bei den Schweizern, d. h. in den besser geordneten Republiken, ist es daher auch ganz in der Ordnung, daß das Volk verlangt, die Regierung müsse nicht allein jederzeit für die nöthigen Lebensmittel sorgen, sondern auch diese billig beschaffen oder ganz unentgeltlich vertheilen. Alle schweizer Regierungen müssen jährliche Einkäufe machen an Getreide, Mehl, Erdtoffeln, Mais und Hülsenfrüchten, mit denen sie bei eintretender Noth das Volk versorgen, und regelmäßig werden solche Vorräthe den Gemeinden nach Bedürfniß zugetheilt, welche ihre dürftigen Mitglieder anzugeben haben. Bei uns überläßt man die Armenunterstützung den Gemeinden ganz und gar, der Staat kümmert sich wenig darum, höchstens daß er, wenn Theuerung und Noth zu arg werden, zu allgemeinen Maßregeln schreitet, oder bei Überschwemmungen und großen Unglücksfällen Geld hergiebt. In der Schweiz ist man dagegen gewohnt, daß der Staat

aus den Mitteln aller Steuerpflichtigen für das Brot des Dürftigen sorgt, und hierdurch erhält selbst der Begriff vom Eigenthum eine andere Bedeutung, denn keine schweizer Regierung wird anstehen, zur Zeit der Noth überall die vorhandenen Vorräthe zu mustern und denen, welche zu viel haben befehlen, ihren Überfluß gegen Vergütung abzugeben, damit es dem Volke zu Gute komme. Kornwucher durch Aufspeicherung von Vorräthen, welche so lange lagern sollen bis die steigende Noth die möglichst höchsten Preise erpreßt, ist daher hier nicht statthaft und würde nicht vorkommen können, selbst wenn die Schweiz nicht jährlich vom Auslande kaufen müßte, weil der Grundsatz feststeht, vor allen Dingen müsse das Volk Nahrung haben.

Wie vorherrschender Ackerbau oder Fabrikarbeit auf die Lage der Bevölkerung einwirkt, zeigen die Kantone Bern und Zürich. In dem letztern, wo eine zahlreiche Fabrikbevölkerung wohnt, ist die Zahl der Unterstützung Bedürftigen größer als in Bern, obwohl dies fast doppelt so viel Bewohner hat. Man rechnet, daß im Kanton Bern 40 bis 50,000 Menschen unterstützt werden müssen, unter acht bis zehn also Einer die Milde seiner Mitbürger zu seiner Erhaltung bedarf. In Zürich dagegen meldeten sich bei der letzten Fruchtaustheilung 18,491 Haushaltungen, welche 81,715 Dürftige enthielten, von denen 53,739 unterstützt wurden. Es war mithin fast unter vier Einwohnern Einer

der Gaben empfing, und unter dreien Einer, welcher sie beanspruchte hatte.

Die junge Regierung von Bern hat nun die Aufgabe zu erfüllen, diesen Staat von Ackerbauern auf eine höhere Stufe der Gesittung zu führen, mit den neuen Institutionen und vermehrten Volksrechten aber auch das Volk materiell glücklicher zu machen; denn alle Freiheiten helfen wenig, wenn nicht, wie einst der gute König Heinrich der Vierte sagte, jeder Hausvater Sonntags sein Huhn in den Topf stecken, wenn nicht jeder Mensch überhaupt sich satt essen kann.

Bei den Schweizern ist das immer schwierig genug, wenn man denkt, daß sie jährlich für 12 Millionen Thaler Getreide kaufen müssen, für ein Land das seine Einwohner nicht ernähren kann, und wie abhängig bleiben sie dafür obenein ihren Nachbaren! Man darf sich nicht wundern, daß sie so manches thun, was sie sonst nicht thun würden. Haben sie doch sogar eben jetzt einen verfolgten deutschen Flüchtling, Heinzen, austreiben müssen, der von Kanton zu Kanton, wie ein gehetztes Wild irrte, und nirgend, selbst nicht bei den Radikalen in Bern ein Obdach fand, weil sonst kein Brot aus Deutschland geliefert wurde. Man sieht, wohin diese Abhängigkeit führt, und wie würdelos, als Volk, diese Republiken sich gegen ihre monarchischen Nachbaren dadurch stellen. Die jungen Radikalen in Bern machen davon keine Ausnahme und können

keine machen; sie haben alle Hände voll mit ihrer Selbsterhaltung zu thun, und sind Schweizer, d. h. Männer, die ihre nächste Wohlfahrt genau berechnen.

Was diese Partei an Talent besitzt, hat sie jetzt in die Regierung geworfen. Die beiden jetzigen Regierungsräthe, Stämpfli und Ochsenbein, deren Namen am meisten auch in öffentlichen Blättern genannt worden sind, bilden ihre Stärke. Herr Stämpfli ist ein sehr junger Mann, der eigentlich noch nicht einmal das gesetzliche Alter von 25 Jahren hat, um in den Rath zu treten. Dennoch hat man darüber fortgesehen und ihn gewählt. Bisher war er Advokat in Bern und allgemein rühmt man ihn als unterrichtet, geschickt und mit Rednergaben ausgerüstet. Sein Äußeres ist ziemlich gewöhnlich. Es liegt etwas Stilles, Scheues in seinem Gesicht, dem auch seine große Schweigsamkeit entspricht, welcher man das rührige Parteihaupt nicht anmerkt. Diesem jungen Manne von dem die Berner unglaublich viel erwarten, ist die wichtige Finanzverwaltung anvertraut. Auf seinen Schultern ruht damit die ganze Schwere der Zukunft, denn er vor Allen kann beweisen, wie groß seine Fähigkeiten sind und ob seine Partei darauf sich zu stützen und zu bauen vermag. Herr Ochsenbein, der Führer des Freischaarenzuges, Advokat, Artillerie-Kapitain und gegenwärtig Direktor des Kriegswesens der Republik, ist dagegen eine ganz andere Erscheinung. Ochsenbein ist ein schlanker, hochgewachsener Mann, mit schöner

Stirn und hellen, klugen Augen. Er hat das höfliche Wesen eines Mannes von Welt, und trotz des verunglückten Zuges auf Luzern schätzt man ebensowohl seine militairischen Kenntnisse, wie man seine Gaben als Redner, seinen Muth, seine Grundsätze und seinen Charakter anerkennt.

Das jetzige Haupt der Republik, der Präsident des Regierungsraths — denn diesen Titel hat man statt des altherkömmlichen und wie mich dünkt bessern deutschen Wortes, Schultheiß, gewählt — Herr Alexander Funk, früher Präsident des Obergerichts, ist ebenfalls ein noch junger wohlangesehener und wegen seiner Rechtlichkeit, seines milden Sinns und seines Charakters gerühmter Mann. Er schien besonders geeignet, durch sein versöhnliches, vermittelndes Wesen die Eintracht zu fördern und die verschiedenen Elemente der neuen Regierung zusammenzuhalten, was dem Anscheine nach ihm auch gelingen wird.

Unterstützt wird die Regierung am eifrigsten wohl von der Jugend, namentlich von den Studirenden und wahrscheinlich hat sie diesen Eifer weit mehr zu mäßigen, als ihn anzuspornen. Viele dieser jungen Radikalen gefallen sich, alle Sitten und Satzungen zu überspringen, und manche mögen glauben, die wahre Freiheit bestehe darin, so übermüthig zügellos wie möglich zu sein und alle Form als Schwäche zu verachten. Hörte ich doch selbst von Einigen behaupten, die soge-

nannte Rohheit gehöre zur Freiheit und zum Republikanersinn, denn ohne Rohheit sei keine Tapferkeit möglich. Es herrschen überhaupt bei vielen Schweizern gar seltsame Begriffe darüber. Einer erzählte mir z. B. daß er in Berlin gewesen sei, wo es ihm sehr mißfallen habe. Unter Anderm halte er von der Tapferkeit unserer Officiere gar nichts, denn als er in eine Conditorei getreten sei, habe der ganze Raum voll Husaren, Kürassiere und Dragoner gesessen, welche sämmtlich Kuchen gegessen hätten. Ein Soldat aber, der Kuchen esse, könne unmöglich tapfer sein, darum sei es mit unserm ganzen Militairwesen nicht weit her. Die Paraden seien allerdings schön, und prächtig sähen die Soldaten aus, wie die Puppen, aber das sei auch das Ganze. — Dergleichen Urtheile sind zu ertragen, besonders da sie nicht beleidigen wollen, sondern ganz naiv ausgesprochen werden. Aber das Berner Volk, das in seinen Felsen und Thälern gegen einen Feind der es unterjochen wollte, gewiß tapfer streiten würde, und diese radikale Jugend hinter den Bier- und Weinkrügen, hat überhaupt keine Begriffe, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, obwohl sie von diesen bei allem beneidungswerthen Selbstvertrauen noch gar manches lernen könnte.

Soldat ist jeder Schweizer und so auch die Berner, deren Infanterie, von welcher ich mehrere Bataillone sah, die zu den eidgenossischen Übungen bei Thun im

berner Oberlande sich versammelten, rüstige Schaaren gutbewaffneter und gutbekleideter Leute bildet. Die Kavallerie ist der schwächste Waffentheil; es fehlt an Pferden im Lande und an Reitern; auch wird die Artillerie schwerlich Bedeutendes leisten; dazu gehören längere Übungen, als hier möglich sind, um leicht und geschickt manövriren zu können. Bei der Stadt Thun findet alle zwei Jahr ein Manöver Statt, zu welchem verschiedene Kantone ihre Truppenabtheilungen senden, und in Thun selbst befindet sich eine eidgenössische Militairschule zur Heranbildung von Offizieren. Ich hatte Gelegenheit das Lager zu sehen, welches trotz der politischen und religiösen Feindschaft auch einige Bataillone aus Schwyz und Luzern enthielt, welche hier neben Aargauern, Bernern und Waadtländern sich ziemlich unwohl befinden mußten. Die strengsten Befehle waren gegeben, allen Zwist und alle Reibungen fern zu halten, dennoch wurden vom Volke ein paar Munitionswagen der Schwyzer umgekehrt und in Pfützen geworfen, auch fehlte es nicht an manchen Auftritten, wo die Luzerner verspottet und gehänselt wurden, was sie mit stoischer Ruhe zu ertragen wußten. Diese Bataillone sahen auffallend ärmlich aus und bestanden meist aus kleinen schwachen Leuten, das Bataillon aus Schwyz war dagegen weit stattlicher. Manövriren sah ich dies Schweizerheer nicht; deutsche Offiziere wollten ihm keine große Befähigung zusprechen und urtheilten

ziemlich ungünstig über seine Leistungen. Die Versammlung bestand jedoch aus Soldaten, welche sich ganz fremd waren. In einigen Wochen hätte ihre Fähigkeit sich wohl im bessern Lichte zeigen können. Überhaupt aber darf man nie vergessen, daß ein Heer von Milizen nach einem ganz anderen Maßstabe gemessen werden muß, als ein stehendes Heer; daß die Schweizer ferner mit ihren Bürgersoldaten einzig und allein das Vaterland vertheidigen wollen, daß der Geist ihrer Krieger dabei also weit höher anzuschlagen ist, als die Abrichtung; und daß ein solcher Geist Wunder thun kann, haben unsere Landwehren 1813 genugsam bewiesen. Endlich ist und bleibt die beste Schutzwehr der Schweiz der Guerillakrieg, den ihre Büchsenschützen führen können, und im Gebrauch dieser furchtbaren Waffe können sie es sicher mit allen Völkern aufnehmen, welche schwerlich die Schweiz erobern werden, wenn die Schweizer einig sind und entschlossenen Widerstand leisten wollen. Leider war das Wetter den Übungen in Thun so ungünstig, daß das Lager aufgehoben werden mußte, denn der unaufhörlich herabströmende Regen drohte die Soldaten zu ersäufen. Krankheiten brachen aus und alle Ungunst des Wetters war zu ertragen, was diese Bergbewohner jedoch weniger anficht, als Soldaten stehender Heere.

Ich will hier zum Schluß noch einige Notizen über die Finanzlage des Kantons beifügen. Die Einnahmen fließen wie in anderen Kantonen aus den Regalien:

Salz, Postwesen, Pulververkauf und Bergwerke; ferner aus indirekten Steuern und Abgaben: Wirthschaftspatente, Stempel, Verbrauchssteuern und Zölle, Militairdispensationsgelder, Gerichtsgebühren, Bußen und Confiscationen. Was letztere betrifft, so besteht in der ganzen Schweiz ein sehr schlechtes Verfahren, bei Buße oder Confiscation allerlei zu verbieten und dem Denuncianten einen gewissen Antheil davon zuzusicheru.

Die Regalien brachten dem Staat 1844 die Summe von 659,849 Franken ein (darunter das Salz allein 451,982 Fr. und die Post 198,924 Fr.). Die übrigen Staatsabgaben betrugen 1,031,071 Franken (darunter Zölle und Verbrauchssteuern 631,779 Fr., Wirthschaftsabgaben 131,727 Fr. und Handänderungs- und Visagebühren 106,111 Fr.).

Zu diesen bedeutenden Einnahmen kommen nun noch die besondern Einkünfte aus den Waldungen 145,600 F., aus Lehnsgefällen und Zehnten nicht weniger als 318,089 Fr. und an Zinsen von baaren Kapitalen 470,080 Fr., so daß zusammen 1,364,517 Fr. hieraus in die Staatskasse flossen.

Die Gesammteinnahme des Kantons bestand aus 3,055,438 Franken, was für die Schweiz und deren Verhältnisse ungemein viel ist. Rechnet man die oben angeführten Einkünfte aus dem Staatsvermögen ab, so bleiben 1,690,910 Franken, welche durch Regale und Abgaben aufgebracht werden; wovon nach Abzug der

Post durchschnittlich auf jeden Kopf der Bevölkerung 3½ Franken (Einen Thaler zwölf Silbergroschen preußisch) übrig bleibt. Es würde demnach in Bern etwas mehr als ¼ der Steuern gezahlt werden, die in Preußen auf den Kopf fallen.

Betrachtet man die Staatsausgaben, so kostet die ganze Regierung ungefähr 120,000 schweiz. Fr., die Verwaltung 200,000 Fr., die Justiz 243,864 Fr., das Militair 450,835 Fr., die Bauten im Staat 776,801 Fr. (darunter der Straßenbau allein 527,673 Fr.), endlich das Erziehungs- und Kirchenwesen 857,910 Fr., dies also mehr als den vierten Theil der ganzen Staatseinnahmen, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß der Staat die Pfarrer besoldet und jedem Schullehrer 150 Franken beisteuert. In Preußen, dessen Schulwesen so berühmt ist, erfordert das Ministerium des Unterrichts und der Geistlichkeit mit Einschluß der Medizinalangelegenheiten 3 Millionen Thaler, also ungefähr den vierundzwanzigsten Theil der jetzigen Staatseinnahmen. In anderen großen Staaten wird noch viel weniger dafür verwandt, um so mehr muß man es rühmend anerkennen, was die Kantone der Schweiz für Schule und Kirchenwesen leisten; Anstrengungen, die, dem Heile des Volkes gewidmet, auch jedenfalls reiche Früchte tragen müssen. Die Gesammtausgaben betrugen für 1844: 2,942,120 Franken. Es

blieb daher noch ein Überschuß von 113,317 Franken, der nun freilich nach den Reformen des letzten Jahrs sich in ein Deficit verwandelt, das eine Vermögenssteuer nöthig macht.

VII. Kapitel.

Die Cretinanstalt auf dem Abendberge — Dr. Guggenbühl — Verschiedenartige Urtheile über diese Anstalt — Urtheil des Dr. Valentin in Bern — Mangel an Unterstützung des Unternehmens durch die schweizer Regierungen — Verbreitung der Cretins durch die Schweiz — Verwechselung des Cretinismus mit dem Blödsinn — Der Kanton Aargau — Der Klosterstreit und seine Folgen — Protestanten und Katholiken — Fruchtbarkeit des Kantons — Kloster Wettingen — Kattunfabrikation — Die Fabrikarbeiter — Trefflichkeit des Schulwesens — Staatseinnahmen — Bauten — Der Dichter Zschocke — Veraltetes Justizwesen — Militairwesen — Nöthige Reformen — Finanzen — Die äußeren nördlichen Kantone — Thurgau und Solothurn — Allgemeiner Blick auf diese Kantone und deren Fortschritte — Der Kanton Neuenburg — Merkwürdige Stellung desselben zur Schweiz und zu seinem souverainen Fürsten — Blick auf die Geschichte des Landes — Die Verfassung — Die Parteien der Royalisten und Patrioten — Das Jahr 1831 — Fortgesetzte Unzufriedenheit — Erbitterung der Parteien — Klagen der Neuchateler und ihre Gründe für politische Reform — Die Stadt Neuchatel — Die Längenthäler des Jura — Die Uhrenfabrikation — la Chaux-de-Fonds — Leben der Uhrmacher — Wachsender Wohlstand und Reichthum der Fabrikanten — Weg durch die Jurathäler nach Basel — Das Münsterthal — Kanton Basel-Land — Reine Demokratie dieses Kantons — Liestal — Die Verfassung — Die Schulen — Die Fortentwicklungen der Bevölkerung — Kanton Basel-Stadt — Die Millionaire — Die Geld- und Handelsaristokratie — Die Bürgerschaft — Die alten Zustände — Die Universität — Vergebene Bemühungen nach politischen Reformen — Geld, Handel, Kapital — Die Erziehung der jungen Patrizier — Schluß. —

Ehe ich ganz von Bern scheide und in diesem Schlußkapitel einen raschen Blick auf die Kantone des Vorlandes der Alpen noch zu werfen gedenke, fällt mir ein kleines Buch in die Hände, welches den Titel führt: Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Cretinismus vom Dr. Guggenbühl. Dies erinnert mich, daß ich den Abendberg besucht und die unglücklichen Kinder gesehen habe, mit denen Dr. Guggenbühl über

dem Thale von Interlachen seit mehren Jahren wohnt, um sie zu heilen, der Menschheit zu erhalten und sie dieser wiederzugeben. Ich stieg von Interlachen auf den kleinen Gebirgsabsatz, wo die Cretinenanstalt 3000 Fuß hoch liegt, und wurde mit freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen. Hier oben ist es schön. Man blickt auf das grüne belebte Thal nieder und in den Felsenspalt nach Lauterbrunnen hinein, wo Jungfrau, Eiger und Mönch in prachtvoller Majestät am Himmel stehen. Und weit umher liegt Wald, mit dem der Abendberg ganz bewachsen ist. Ein wohlerhaltener Pfad führt an der steilen Berglehne hinauf, wo Blicke auf den Thuner See und dessen reizende Ufer die Mühen entschädigen. Es gehört aber ein starker Entschluß dazu, hier oben Jahr aus Jahr ein bei zwanzig bis dreißig armen kranken Kindern zu wohnen und zu leben, von denen die meisten mit verkrüppelten Gliedern, unförmig und sprachlos, unausgesetzter Pflege und Sorgfalt bedürfen. Der Dr. Guggenbühl wird nun bald als einer der größten Wohlthäter der leidenden Menschheit gerühmt, bald wird ihm nachgesagt, als habe er aus Eitelkeit und Eigennutz sich da oben auf den Abendberg hingesetzt und treibe einen Handel mit seiner Menschenliebe durch ganz Europa. In die verborgenen Falten der Herzen kann Niemand schauen, aber möchte es der Dr. Guggenbühl thun, warum er wollte, so ist und bleibt es doch wahr, er hat auf dem Bergabsatz des Abendbergs

eine Schaar unglücklicher kleiner Wesen versammelt, denen er zu helfen trachtet, und das ist immer ein schönes menschenfreundliches Unternehmen, bei dem man sich nicht durch Mißtrauen und Böswilligkeit irren lassen soll.

Wer den Dr. Guggenbühl sieht, erkennt gleich, daß er es mit einem Manne zu thun hat, dessen menschenfreundliches Streben auf religiöser Unterlage ruht, die sich in seinem ganzen Wesen ausdrückt. Es ist ein junger Mann von vortheilhaftem Äußern mit einer Art Johanniskopf, an welchem das lange lockige Haar gescheitelt niederfällt und dessen große dunkle Augen einen scharfen und doch schwärmerischen Ausdruck haben. Wenn er so auf einem kleinen Klepper vom Abendberg herunter durch das Thal von Interlachen reitet, mag er wohl eher wie ein wandernder Prophet, als wie ein Doctor der Medizin aussehen, und den Leuten hier, die überdies so geneigt zum Mißtrauen sind, manchen Anlaß zu mißfälligen Betrachtungen geben. Aber meines Erachtens muß der, welcher auf der wüsten Einsamkeit dieses Berges einen Zufluchtsort für blödsinnige, hülflose Kinder errichtete, ein religiöser Schwärmer sein, und triebe ihn auch wirklich Eigennutz oder Eitelkeit, ohne Schwärmerei brächte er es nicht zu Stande.

Dr. Guggenbühl hat die Anstalt mit geringen Mitteln, durch Gaben des Mitleids, ins Leben gerufen. Fremde, die nach Interlachen jährlich in so großer Zahl

kommen, geben Beisteuern, namentlich Engländer, aber auch Deutsche und darunter manche Schriftsteller haben mit feurigen Worten diese Anstalt der Liebe und des Erbarmens gepriesen und zu ihrer Hülfe aufgefordert. Namentlich hat die Gräfin Ida Hahn-Hahn dies gethan welche nicht allein eine besondere Schrift über den Abendberg drucken ließ, sondern auch dem Dr. Guggenbühl ein Kapital von 7500 Franken gesandt hat, von dessen Zinsen stets ein armes Kind in die Anstalt aufgenommen und dort gehalten werden soll, das, wie die Geberin es angeordnet, den Namen »das Kind der Gräfin« führen muß. Das ist nun freilich ganz im Geschmack dieser sonderlichen Frau, welche mit aristokratischem Flittertand nicht allein ihre Bücher, sondern auch ihre menschlich schönen Handlungen herausputzt; aber es wäre doch ganz herrlich, wenn recht viele Gräfinnen es ihr nachmachten und der ganze Abendberg von gräflichen Kindern wimmelte. Ist doch der Zweck ein edler und wer will mit den Eitelkeiten und Einfällen der Menschen rechten, wenn Gutes dadurch geschieht. Der Ruf des Abendbergs wurde durch die Besucher und Wohlthäter der Anstalt überall verbreitet; Beiträge kamen aus der Nähe und Ferne, aus Hamburg, Amsterdam, Genf, Basel, London, von Gesellschaften und einzelnen Personen, ganz besonders aber interessirten sich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Ärzte dafür und geriethen darüber auch zumeist in Streit, ob die Cretinenanstalt

wirklich Hülfe bringen könne gegen die furchtbare Krankheit, oder ob der Versuch ein vergeblicher zu nennen sei.

Diese Meinungen haben sich bis jetzt nicht vereinigt, vielmehr haben die Parteien sich so erbittert, daß die eine gar nichts davon hält, während die andere nicht Rühmens genug von den Erfolgen machen kann. Aber viele bedeutende Männer erklärten wenigstens das Institut der Theilnahme aller Menschenfreunde werth und als das beste Mittel, um der Wissenschaft Licht über die noch so dunkle Krankheit zu verschaffen. Ein Brief des geschickten Arztes Dr. Valentin in Bern, den Dr. Guggenbühl in seiner Schrift über die Anstalt veröffentlicht hat, spricht, wie es mir scheint, die richtige, ruhige Würdigung aus. »Die schöne Aufgabe« — so schreibt Dr Valentin — »Menschengestalten, in welchen der Mittelpunkt alles Menschlichen, das geistige Triebrad, von frühster Kindheit an zu erlöschen droht, zu veredeln, blieb unserer Zeit vorbehalten und Sie können sich mit freudigem Bewußtsein sagen, daß Ihr Streben den Impuls zu diesem edlen Wirken gegeben haben wird. Der Blinde bewahrt eine durch seine Hülflosigkeit bedingte Sanftmuth, welche die Theilnahme für sein Unglück erhöht. Der kraftvolle, oft in Eigensinn ausartende Wille des in sich abgeschlossenen Taubstummen flößt nicht selten Achtung ein, die seine oft ausgezeichneten Fähigkeiten zu mechanischen Arbeiten

noch mehr erhöht. Der Cretin dagegen hat nichts in seiner äußern Erscheinung, das zu fesseln im Stande wäre. Die Passivität seines Zustandes, die Trägheit und Unbehülflichkeit seiner Bewegungen, das Ausdruckslose seines Mienenspiels und die häufigen Unvollkommenheiten seiner Tonbildung sind eher geeignet, selbst den an die traurigsten Anblicke gewöhnten Arzt, geschweige denn den Laien von sich abzustoßen.«

Dr. Valentin hat nur zu sehr Recht. Es giebt nichts Abscheu und Schrecken Erregenderes, als diese verkrüppelten entmenschten Wesen, deren Körper so viel Entsetzen einflößt, wie die Verdumpfung ihrer geistigen Fähigkeiten. Im Verlaufe des Schreibens des gelehrten Arztes zeigt es sich, daß auch er annimmt, der Cretinismus entstehe größtentheils bei scrophulösen und anderen zum Blödsinn geneigten Kindern; »daher, sagt er, wird die Bestimmung der Anstalt auf dem Abendberge sein, sich der armen Kleinen zu erbarmen, welche häufig die Schuld der Eltern büßen und traurige Zustände dem Kennerblicke zur Schau tragen. Der zarte Keim des Unglücks soll durch Ihre (Dr. Guggenbühls) Bemühungen ausgerottet und dadurch ein unendliches Leidwesen entfernt werden. Ihre Anstalt hat meiner Überzeugung nach einen mehr pädagogisch-medizinischen, als den rein psychiatrischen Zweck eines Irrenhauses.«

An eine vollkommene Heilung solcher unglücklichen Kinder, die mit Gehirnfehlern geboren oder in frühester

Jugend davon befallen wurden, glaubt Dr. Valentin nun zwar nicht, der geborne Cretin ist daher als unheilbar zu betrachten, allein mildern läßt sich doch sein Leiden und dem unglücklichen Geschöpf eine äußere Form geben, die Theilnahme und Mitleid für ihn erweckt. Weit günstiger aber stellen sich die Resultate der Heilung für solche Kinder, die an Folgen der Scrophelsucht leiden oder von Nervenkrankheiten gelähmt werden, und wie Dr. Valentin bemerkt, befinden sich unter den Kindern des Abendbergs viele dieser Art, die keineswegs Cretins sind. Diese Klassen besonders werden den Bestrebungen der Heilanstalt empfohlen.

Faßt man dies Alles zusammen, so dürfte der Abendberg den eigentlichen Cretins, d. h. Menschen, die mit Gehirnfehlern geboren wurden oder an Gehirnerweichung und Gehirnwassersucht in frühster Kindheit litten, wenig helfen, obwohl sorgfältige Pflege, die reine Luft auf dem Berge, zweckmäßige Nahrung und Behandlung ihnen wohl nützen und bei manchen das Übel mildern kann; für Kinder aber, die sich dem Blödsinn aus Scropheln oder Nervenlähmungen zuneigen, ist die Anstalt im weit höheren Grade ein Rettungsasyl. Wenn es daher auch wirklich nicht so sein sollte, daß wahre Cretins hier geheilt werden können, so hat die große Klasse der unglücklichen Wesen, welche den Cretins sehr nahe stehen und nach und nach ganz in denselben geistigen Tod versinken, um so mehr davon

zu erwarten. Manche glückliche Beispiele bestätigen dies und ganz sicher ist es, daß je früher ein Kind dieser Art auf den Abendberg kommt, um so eher auch ein guter Erfolg in Aussicht steht.

Dr. Guggenbühl wendet zur Heilung vorzüglich den Electro-Magnetismus an, dessen Ströme er mittelst seiner Maschinen durch Kopf und Rückgrat zu leiten weiß, und er sagte mir, daß die Wirkungen die besten wären. So braucht er auch Jodmittel, besonders wo Kropfbildungen sich zeigen, die hauptsächlichste Hülfe jedoch setzt er auf den Aufenthalt selbst, auf den sonnigen Spielplatz der Kleinen, auf ihre Bewegungen in der freien reinen Luft, auf die Milch seiner Ziegen, auf die leichte zweckmäßige Ernährung der Kinder, auf ihre Reinlichkeit und Pflege, kurz, auf die Sorgfalt, welche der Körper- und Gliederstärkung zugewandt wird.

Es war traurig zu sehen, wie mehre der armen Pfleglinge mit verkrümmten Beinen und unförmigen Köpfen bewegungslos am Boden saßen, während andere den kleinen Turnplatz benutzten und so gut es ging an den Leitern und Stangen auf- und niederkletterten. Ein Lehrer unterrichtet die Kinder, deren Fassungsvermögen sich einstellt, im Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Singen, mehr, um einen Reiz der Geisteskräfte zu bewirken, als um einen planmäßigen Unterricht durchzuführen; aber unter den Kleinen selbst war viel Eifer, mehre zeigten ein Streben sich her-

vorzuthun und mit ihren unvollkommenen Sprachwerkzeugen die Begriffe in Worte zu übersetzen. Große Liebe und Geduld gehört dazu, um ein solches Werk zu leiten, und wohl sollte die Regierung in Bern, oder wie es schon öfter vorgeschlagen wurde, die Eidgenossenschaft sich der Anstalt nachdrücklich annehmen und eine jährliche Beisteuer bewilligen, um sie auszudehnen und fest zu begründen. Würde der Abendberg zur Staatsanstalt in dieser Weise gemacht, so hätte der Staat auch das Recht der Oberaufsicht, und leicht könnten dann die Gehässigkeiten zerstreut werden, welche jetzt mannichfach schaden. In Betreff des Geldgebens sind die schweizer Regierungen jedoch sehr schwierig, aber sie können unmöglich erwarten, daß das Ausland durch seine milden Gaben ihnen eine Anstalt erhalten soll, wo ihre blödsinnigen Kinder geheilt werden. Auch hierin spiegelt sich das getrennte, zerrissene Wesen dieser kleinen Republiken ab. Wallis, wo die meisten Cretins sind, thut gar nichts, die anderen Kantone freilich eben so wenig; Alle ziehen sich zurück, sobald es ans Geldgeben geht, und Bern dürfte wohl zuletzt doch der einzige Kanton sein, wo etwas für die Anstalt von Staatswegen geschieht, obwohl die jetzige Regierung keine überflüssigen Mittel hat.

Mit dem Thuner See schließt sich das Alpenland der berner Republik und wer den hügeligen fruchtbaren Boden von dort nach Bern durchwandert, sollte gar

nicht glauben, daß er den Hochgebirgen so nahe sei. Dennoch aber ist der Cretinismus nicht etwa damit beendet; er verbreitet sich durch die ganze Schweiz und ist nach den Tabellen gerade auf dem Molassegebiet des Kantons am stärksten. Auch die Stadt Bern ist nicht davon verschont; man erzählte mir Beispiele, daß in den ersten Familien Cretins vorkommen. So hat auch Aargau eine Anzahl dieser Unglücklichen aufzuweisen, gewiß aber verwechselt man häufig damit den Blödsinn, dessen traurige Exemplare ja auch bei uns und in allen Ländern die Irrenanstalten in nicht geringer Zahl aufbewahren. — —

Aargau hängt mit Bern, das es einst als Unterthanenland beherrschte, durch einen schmalen Grenzstreif im Norden zusammen, wo die Aar zugleich die Grenze gegen Solothurn bildet. Von hier aus bis an den Rhein, zwischen Solothurn, Basel-Land, Zürich und Luzern, liegt der Kanton, welcher in neuester Zeit so viel zu den religiösen und politischen Wirren der Schweiz beigetragen hat, und wo die ultramontane Partei zuerst ihr Heil durch Aufreizung und Unruhen versuchte.

Ich habe früher schon von der neuen Geschichte Aargaus, den Klosteraufhebungen und deren Folgen, wie von den bis jetzt fortgesetzten Versuchen gesprochen diese Klöster wieder hergestellt zu sehen, deren Aufhebung der katholischen Partei fortwährend als Anknüpfungspunkt für alle Erwiederungen auf die Forderun-

gen ihrer Gegner dient. Sagen die liberalen Kantone: hebt den Sonderbund auf! so antworten die sieben Verbündeten: stellt Muri und Wettingen wieder her. Fordern jene: jagt die Jesuiten fort! so wird ihnen zugerufen: gebt uns die Klöster heraus! und ist irgend etwas los, was den Parteienstreit anschürt, so kann man sicher sein, immer denselben Schrei zu vernehmen. Erwiedern die radikalen Kantone dagegen, daß ein gültiger Tagsatzungsbeschluß diese Angelegenheit längst erledigt habe, so sagen die Sonderbündler: Kein Beschluß könne die Bestimmungen der Bundesakte aufheben, am wenigsten ein so einseitiger von zwölf Stimmen gefaßter, die fast ganz protestantischen Kantonen gehörten.

So wird die Aargauer Klosterfrage vortrefflich von der Jesuitenpartei benutzt, welche sehr wohl weiß, daß die beiden Klöster Muri und Wettingen nicht wieder hergestellt werden, aber damit noch auf lange ein Mittel besitzt, um die Radikalen in Schach zu halten. In Aargau selbst denkt die Regierung nicht daran, auf dies Geschrei zu achten, und hat energisch ein für alle Mal erklärt, es könne von Wiederherstellung jener Schlupfwinkel aller Unruhen und Aufhetzerei gegen den Frieden des Landes keine Rede mehr sein. Sie hat auch vollkommen Recht, denn vornehmlich von jenen beiden reichen Klöstern aus trieben die Ultramontanen ihr Wesen und wirkten auf das Landvolk so verderblich ein, daß offner Aufstand die Folge war. Ihre Aufhebung

geschah unter Widerstand der von den Mönchen aufgeregten Bewohner des Freiamts, und nur mit Hülfe Berns konnte man den Ausbruch eines Volkskrieges unterdrücken. Ein langer Proceß und die Bestrafung vieler Anhänger der Mönchspartei war die Folge, jetzt aber ist trotz aller Bemühungen derselben die Klosterfrage in Aargau selbst vergessen. Das Klostervermögen ist vertheilt, Wettingen zum Seminar für Schullehrer gemacht, der Einfluß der Pfarrer gering, und man bedauert nur, daß man nicht standhaft die Aufhebung sämmtlicher Klöster durchgesetzt hat.

Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Protestanten hätten hier auf Kosten der Katholiken diese Umänderungen bewirkt: im Gegensatz, es ist der gebildete Theil der katholischen Bevölkerung des Aargaus gewesen, der zumeist auf Aufhebung der Klöster drang und überhaupt an der Spitze des Kantons diesen auf den Weg radikaler Entwicklungen leitet und erhält. Der jetzige Landamman des Aargaus, ein freisinniger Mann, Doctor der Medizin, Herr Wieland, ist Katholik, so auch der Regierungsrath Waller, dessen Energie allein sein Leben bei Aufhebung des Klosters Muri rettete, und welcher überhaupt den Radikalismus mit Entschiedenheit und Talent vertritt. Der Kanton mit seiner Bevölkerung von 183,000 Einwohnern zählt zur Hälfte Katholiken, doch selbst im Freiamt, das ganz katholisch ist, sind die gebildeten

Leute, namentlich die Fabrikanten liberal, diese werden aber von der Bevölkerung nicht in den großen Rath gewählt, denn so weit reicht der Einfluß der besiegten Partei doch noch, um Leute von ihrer Gesinnung in die gesetzgebende Versammlung zu bringen.

Aargau ist ein fruchtbarer, schöner Kanton, von Aar, Reuß und Limat durchströmt und von den Hügelketten der Juravorberge durchzogen, zwischen deren Senkungen reiche Fruchtfelder und herrliche Matten liegen. Besonders schön ist das Aarthal mit seinen großen Gemeinden, seinen Burgruinen und fabrikfleißigen Städten, in denen manche sehr wohlhabende Leute wohnen. Dicht in der Nähe von Baden, dessen Bäder viel besucht sind und von dessen Schloß einst Kaiser Albrecht ausritt, um unter Mörderhänden zu fallen, liegt an der rauschenden Aar Kloster Wettingen, wo einst die Mönche den besten Wein in ihren großen Gärten zogen und diesen Segen auch trefflich zu genießen verstanden. Die mächtigen Gebäude des Klosters zeigen, wie reich es war; jetzt schüttet man dicht dabei einen Wall für die Eisenbahn auf, welche von Zürich aus über Baden durch den Aargau laufen wird, was bezeichnend genug für die neue Zeit ist, vor der die Klostermauern und noch manche andere niederstürzen müssen.

Das Städtchen Lenzburg, zwei Stunden von Aarau, ist voll Kattunfabriken, die auch in Aarau den Hauptzweig der Fabrikthätigkeit bilden und der an sich klei-

nen Stadt, welche kaum 5000 Einwohner zählt, eine vermehrte Wichtigkeit ertheilen. Im ganzen Kanton giebt es keinen bedeutenden Sammelplatz des Lebens, dies ist überall zerstreut über den fruchtbaren, viel getheilten Boden, dessen sorgsamer Anbau und hoher Werth auch hier den Beweis liefert, wie wohlthätig ein solches Verhältniß einwirkt. In Aargau sind ungefähr 1/6 der Bewohner Fabrikarbeiter, die meisten bei der Kattunfabrikation thätig, im Freiamt aber auch mit Strohflechterei, welche dort stark getrieben wird. Alle diese Fabrikarbeiter sind zugleich auch Ackerbauer. Es ist Ehrensache für jeden ein Stück Land zu besitzen und aufs emsigste zu sparen um irgend ein Fleckchen Grund und Boden zu kaufen, das dann durch sorgsamsten Fleiß zur möglichst größten Nutzbarkeit angehalten wird. Zur Sommerzeit erscheinen daher auch die wenigsten Arbeiter in den Fabriken, von denen einige 3000 Menschen beschäftigen, die meisten haben mit dem Feldbau zu thun; den Winter über nehmen sie die Fabriken auf, und diese wechselnde Beschäftigung erhält die Leute rüstig und verschafft ihnen eine weit größere Unabhängigkeit als Menschen haben, die ganz und gar von Fabrikanten abhängen. Der Boden selbst ist sehr theuer in Aargau. Ein Juchert guter Acker (40,000 Q. Fuß) kostet 1000 bis 2000 Franken, gutes Mattenland noch mehr, daher haben die wenigsten einen ganzen Juchert für sich, aber jeder doch etwas, und dieser Drang, ein

Stückchen der Mutter Erde sein zu nennen, schlingt eine Kette der Anhänglichkeit und der Selbständigkeit um die Gesammtheit der Bürger dieser kleinen Staaten, welche sie zugleich am vaterländischen Boden festheftet und Alles, was diesen trifft, besser mitfühlen läßt.

Ein Arbeiter kann hier täglich 7 bis 12 Batzen verdienen (8 bis 14 Silbergroschen preußisch), die Weiber 3 bis 6 Batzen; gewöhnliche Tagearbeiter, welche Wein und Frühstück bekommen, bezahlt man mit 4 Batzen (5 Silbergroschen). In der Stadt Aarau, wo der Sitz der Regierung ist und die Staatsanstalten sich befinden, klagte man sehr über Theuerung und es mag wohl so sein, daß die Beamten, wenn sie kein weiteres Vermögen besitzen, mit ihrem Gehalt knapp ausreichen. Die Regierungsräthe beziehen nicht mehr als 2000 Franken; bis zu dieser Höhe reicht auch das Gehalt der Professoren an der Kantonschule, und damit läßt sich freilich nur sehr eingeschränkt und still leben. Doch auch die reichen Leute machen, wie überall in der Schweiz, keinen Aufwand. Sie geben keine Feste, haben wenige Bedürfnisse, sind genügsam und beschränken sich auf ihr Haus und ihren Klub im Kaffeehause, während sie meist Jahr aus Jahr ein arbeiten ohne andere Zerstreuung zu suchen. Auch in Aargau sind an der Schule viele Deutsche angestellt, die aus Flüchtigen Lehrer dieser schweizer Republikaner wurden und den Umständen nach sich wohl befinden, obwohl die meisten

von ihnen, wie ich glaube, gern ins Vaterland zurückkehrten, denn ganz zu Schweizern können sich die wenigsten machen, und tief in ihrem Herzen sitzt eine Empfindung für das Land da drüben jenseits des Rheins und Bodensees, die sich nicht ausreißen läßt.

Kein Kanton hat für die Hebung des Schulwesens mehr gethan, als Aargau, wo man der Überzeugung ist, daß durch Lehre und Belehrung des Volks am besten und gründlichsten gegen die finsteren Mächte gekämpft werden kann, welche aus der innern Schweiz, wie aus einem Felsenschlosse hervor, das Land überziehen, um gegen Aufklärung und Fortschritt den Fanatismus mit seinem Gefolge aufzurütteln. Das Schulwesen ist daher als eine Stütze des Staates mit großer Sorgfalt behandelt worden und findet an dem Seminardirektor Keller (auch ein Katholik), einen freisinnigen eifrigen Beförderer des Volksunterrichts. Aller Unterricht, auch auf der Kantonschule, geschieht ganz unentgeltlich; selbst Fremde können ihre Kinder die Schulen besuchen lassen, ohne irgend eine Vergütung zu zahlen. In jedem der elf Bezirke des Kantons bestehen Bezirksschulen, die den Rang von Sekundair- oder höheren Bürgerschulen einnehmen und welche der Staat mit Recht vorzugsweise gern ins Leben ruft und unterstützt. Jede Schule im Lande erhält ordentliche Beiträge zu den Lehrerbesoldungen, arme Gemeinden außerordentliche Unterstützungen. Für

die Gemeindeschulen gab der Kanton im Jahre 1846 allein 51,770 Franken aus, für die Bezirksschulen 30,474 Fr., die Kantonschule und das Seminar kostete 26,165 Fr.; die ganze Summe für den öffentlichen Unterricht betrug 137,374 schw. Franken. Die Besoldung der Geistlichkeit erforderte 119,337 Fr.

Die ganzen Staatseinnahmen des Kanton Aargau betrugen nach dem Anschlage für 1846: 1,092,808 Franken, wovon 467,248 Fr. aus Domainen und Zinsen, 333,360 Fr. aus den Regalien (Salz, Post, Zölle u. s. w.), und 292,200 Fr. aus andern Abgaben: Getränksteuern, Stempel und Taxen flossen. — Eine direkte Steuer: Grundsteuer, Vermögensteuer u. s. w. giebt es gar nicht.

Die Ausgaben wurden auf 1,045,599 Fr. veranschlagt, sie zeigen daher einen Überschuß von 47,209 Fr. Schulden hat der Staat keine, dagegen ein Geldkapital von 6,334,790 Fr., das ihm jetzt 267,820 Fr. an Zinsen einträgt und durch Überschüsse jährlich vermehrt wird.

Diese Finanzlage ist eine glückliche zu nennen. — Nach Abrechnung der aus Zinsen und Gefällen fließenden Einnahmen kommt etwas über 3 schw. Fr. auf den Kopf der Bevölkerung, der mithin ¼ der Staatslasten aufzubringen hat, welche die Bewohner Preußens tragen.

In der Stadt Aarau hat der Staat ein schönes

Regierungsgebäude erbaut und eben war man beschäftigt eine neue massive Steinbrücke über den Strom zu vollenden, der die alte Holzbrücke beim Eisgange fortgerissen hat.

Dort, nicht weit vom Ufer an dem Abhange des Hügelzuges der das Aaarthal einfaßt, liegt unter anderen Landhäusern auch die Villa eines Mannes, der seit langen Jahren aus einem Deutschen zum Schweizer geworden ist und zu den Wenigen gehört, die sich nicht nur ganz in die Verhältnisse des neuen Vaterlandes eingelebt, sondern auch mannichfachen thätigen Antheil durch Wort, Schrift und That für dessen Wohl genommen haben.

In jenem Hause am Berge, mitten im schönen Garten und vom Weingeblätter umrankt, wohnt der Dichter Heinrich Zschokke, dessen zahlreiche und wohlbekannte Schriften in Deutschland so viele Theilnahme hervorriefen und seinen Namen bei uns so wohl wie in der Schweiz rühmlich bekannt machten. Seine Schweizergeschichte war für das Volk ein nützliches Buch, und die Erinnerungen aus seinem Leben beweisen wie manchen Antheil an der Politik der Schweiz in verschiedenen Perioden ihrer Geschichte er genommen und welche Rolle er darin gespielt hat. Jetzt lebt er zurückgezogen hier auf seiner Villa, die er vom Ertrage seiner Schriften erbaute, auch in dieser Beziehung ein Auserwählter unter der großen Zahl deutscher Literaten. Aber Zschokke hat

einige Bücher geschrieben die ihm einen hohen Ertrag und überdies reiche Geschenke einbrachten, wie z. B. seine Geschichte des bairischen Volks und seiner Fürsten. Bekannt ist jetzt, daß Zschokke auch Verfasser der Stunden der Andacht ist, und dies in so vielen Auflagen verbreitete Buch muß seinen Wohlstand bedeutend vermehren.

Der kräftige Greis, hoch und stattlich von Gestalt, mit blauen Augen, die ihren lebhaften und gutmüthigen Ausdruck bewahrt haben, empfing mich freundlich im Kreise seiner Familie. Söhne und Enkel umringten ihn und wie ein Patriarch schritt er durch den Garten unter den Bäumen umher, die er aufgezogen, und erzählte von seinem Leben und seinen Reisen. Mehre seiner Söhne sind im Dienste des Staates Aargau und Einer von ihnen hat die Pflegetochter seines Vaters geheirathet, die Tochter jenes unglücklichen Mannes, dessen Schicksal Zschokke unter dem Namen: Aldamontade der Galeerensklave, beschrieben hat. Die schöne junge Frau kam mit ihren Kindern aus der Stadt eben zum Besuch und gab dem Familienbilde des Dichters einen nicht geringen Zuwachs an Reiz.

Zu den neuen Vorgängen in der Schweiz und den Stürmen der Gegenwart scheint Zschokke sich objectiv zu verhalten. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er am Abend seines Lebens nichts mehr mit dem wilden Hader der Parteien zu thun haben will. Seine

warmen Empfindungen für die Sache des Volks hat er oft bethätigt, jetzt geben seine Jahre, deren er sechsundsiebenzig zählt, ihm die Beschaulichkeit des Alters. Manches mag er nicht mehr an der jungen Zeit begreifen und was früher ihn drängte energisch thätig mitzuwirken, löst sich jetzt in Worte auf, deren Versöhnlichkeit nichts an dem Gang der Dinge ändern kann. Von seiner Villa sieht der alte Dichter weit über das liebliche Aarthal hinaus und wohl mag er friedlich und freudig umherblicken, denn nicht allein sein Haus ist wohlbestellt und sein reichgesegneter Familienkreis bringt Glück und Freude über ihn: auch rund umher liegt das Land wie ein weiter Garten; der Staat, dem es angehört, gedeiht und fördert das Gute, der Dichter aber ist darin wohlangesehen und mancher fremde Wandrer, der nach Aarau kommt, spricht an seinem Hause ein, um einen Tribut der Hochachtung ihm darzubringen. —

Auffallend ist es im Kanton Aarau, der für Schulen so viel verwendet und einer der radikalsten Kantone der Schweiz ist, daß das Justizwesen noch so alt ist und keine Reform der Gesetzgebung Statt gefunden hat. Die Prügelstrafen bestehen fort, das Gefängnißwesen hat keine Verbesserung erhalten, eine Menge veralteter, unpassender Einrichtungen scheint sich mit einer dem aufgeklärten Fortschritt so geneigten Regierung nicht vereinbaren zu lassen. Es werden jährlich an 150,000 Franken für

die Justiz verausgabt und dafür könnte man bessere Einrichtungen haben, an welche die conservativen und ultramontanen Gegner auch nicht selten mahnen, indem sie es an schonungsloser Kritik der jetzigen Gesetze und Gerichtszustände nicht fehlen lassen. Das Militairwesen ist dagegen sehr gut geordnet und die Aargauer sind tüchtige Soldaten. Schon in den Schulen werden die Kinder, wie auch in Bern, Solothurn und anderen Kantonen, in den Waffen geübt und führen kleine Manöver aus, zu denen der Staat die nöthige Munition und selbst Kanonen liefert. Diese jährlichen Manöver sind wahre Volksfeste voller Freudigkeit und tragen gewiß dazu bei die Lust zur Waffenübung und willige Hingebung, wenn der Staat es von seinen Bürgern verlangt, zu stärken und zu fördern. Man erzählte mir, daß bei den Klosterunruhen die Mönchspartei sicher darauf rechnete, ein großer Theil der einberufenen Bataillone werde nicht kommen; allein sie täuschte sich durchaus. Nicht Einer blieb aus und als am Abend der Befehl ins Land geschickt wurde zur Versammlung der Miliz, waren am nächsten Morgen schon 10,000 in Aarau.

Natürlich ist in der Schweiz aber auch nicht von einer kastenhaften Trennung der Offiziere von den Soldaten die Rede. Hier ist kein Adel der etwa die Offizierstellen als sein wohlerworbenes Eigenthum betrachtete, sondern Alle sind Bürger vom obersten Befehlshaber

an bis zum letzten Trommelschläger. Den Gehorsam in Reihe und Glied schreibt das Gesetz vor, außer dem Dienst aber herrscht Gleichheit und keinem wird es einfallen den Soldaten dann noch fortgesetzt als seinen Untergebenen betrachten zu wollen. Darum sieht man auch Soldaten und Offiziere vertraut zusammen, denn der Lieutenant oder Major ist vielleicht der Nachbar des Unteroffiziers oder der Bruder einiger Soldaten unter der Muskete. Es herrscht daher ein ganz anderes Verhältniß hier, wie in monarchischen Staaten und bei stehenden Heeren, wo der Soldat und der Offizier zwei ganz verschiedene Wesen sind, von denen das eine unausgesetzt unter Abhängigkeit und Gehorsam des anderen gehalten wird, wo eine tiefe Kluft des Standes, der Bildung und aller Lebensverhältnisse beide trennt und aus dem Soldaten mehr oder minder eine völlig willenlose Maschine macht.

Das Militairwesen kostet in Aargau 177,000 Franken; das Bau- und Straßenwesen 154,000 Franken. Das könnte man nicht aufwenden, wenn nicht eben überall in der Schweiz die Ausgaben für die Soldaten so viel als irgend thunlich beschränkt würden, um für Schulen und für Alles, was zum Allgemeinwohl des Volkes beitragen kann, die nöthigen Mittel zu erhalten. Aargau mit seinen großen Fabriken und wichtigen Landstraßen, auf welchen ein bedeutender Theil des Handels der Schweiz sich nach Basel bewegt, weiß

recht gut, was der Bau guter Chausseen für Vortheile bringt und läßt es nicht daran fehlen. Die wohlgeordnete Verwaltung verschafft der radikalen Regierung Ansehn im Kanton, wie in der ganzen Schweiz. Ersichtlich hat diese Regierung bei solcher Tüchtigkeit nicht zu fürchten, daß die Partei der Priester und Jesuitenverehrer zur Macht gelangen könnte, um so eher kann sie daher die inneren Reformen fortsetzen, und hierzu wird das Beispiel Berns gewiß von großem Einfluß sein.

Betrachtet man die Kantone, welche das nördliche Vorland der Alpen füllen und vom Bodensee bis nach Basel an die Grenzen Frankreichs gleichsam die äußere sich an den Rhein lehnende Ringmauer der Schweiz bilden, so findet man freilich manche Verschiedenheiten in ihren Entwicklungen, manche hervortretende Sonderung ihrer inneren Verhältnisse, bedingt durch die Lebensbeschäftigungen ihrer Bewohner, durch Religionsunterschiede, wie darauf begründete abweichende Institutionen, im Ganzen aber sehen sie sich doch sehr ähnlich und fast könnte man dies von den meisten Schweizerverfassungen sagen. Überall finden wir den großen Rath und den kleinen Rath wieder, überall steht die Souverainität des Volks an der Spitze klar und deutlich ausgesprochen, es kommt also nur darauf an, wie sich diese geltend macht, wie sie benutzt wird und nach den verschiedenen Stufen der Bildung des Volks benutzt werden kann.

Ist doch in Luzern und Wallis der Buchstabe der Verfassung mit am freisten von Allen und doch liegt das Volk dort ganz willenlos in den Händen einer Partei, die alle Freiheit haßt. Die Macht der Parteien, beruhend auf ihrem Einfluß über die Masse des Volks, bildet den eigentlichen Träger der schweizerischen Entwicklung und hiernach haben sich die verschiedenartigen Zustände überall gestaltet. Wo es der Partei des Fortschritts gelang die Zügel der Regierung zu führen, hat diese dahin gewirkt nach ihren Ansichten den Staat zu verbessern, und wo sie aus zweifelhaften Kämpfen siegreich hervorging, strebte sie das Volk, materiell und intellectuell, weiter zu bringen, die Demokratie, mehr oder minder, mit den Forderungen einer neuen Zeit zu versöhnen. Wo dies nicht gelang, wo namentlich der römische Priestergeist mit dem Verlangen einer ehrgeizigen, herrschsüchtigen Partei zusammentraf und die geringe Bildung des Volks fanatischen Lehren blindgläubig sich ergab, oder wo eine reiche, bevorzugte städtische Bevölkerung den protestantischen Pietismus zum Gehülfen ihrer stabilen Grundsätze sich erwählen konnte, unterlag die Partei der Bewegung in einem wilden Ringen der politischen und der Glaubensmeinungen, durch welche die Schweiz gleichmäßig zerfleischt wird.

Hier im Vorlande der Alpen ist es jedoch damit immer noch weit milder hergegangen als in der inneren Schweiz. Die Ereignisse in Zürich, Aargau, Schaff-

hausen und selbst in Basel sind gar nicht zu vergleichen mit denen in Luzern und Wallis. Eine größere Gesetzlichkeit, ein Sinn für Recht, größere Milde der Sitten und ein höherer Bildungsgrad mußten hier vorwalten, wo die Menschen auf fruchtbaren Gefilden mehr beisammen, oder in Städten wohnen, wo die Industrie sie auf eine andere Stufe stellt, oder der Handel sich Straßen gebahnt hat und die Nähe Deutschlands oder Frankreichs mehr auf sie einwirken konnte. Man kann nicht behaupten, daß der Protestantismus dazu vorzugsweis beitrüge, denn in den Kantonen Thurgau und Aargau wohnen zwar beide Religionsparteien gemischt beisammen, aber Solothurn ist ein ganz katholischer Kanton, der nicht allein von seinen alten aristokratischen Vormündern sich befreit, sondern auch die ultramontane Verderbniß von sich abzuhalten gewußt hat. Es kommt Alles darauf an, ob Männer von Einfluß, die das Vertrauen des Volkes besitzen, sich nicht verlocken lassen, ihren Grundsätzen untreu zu werden und Versuchern widerstehen, die ihnen, als Feinden der heiligen katholischen Kirche, mit zeitigem und ewigem Verderben drohen, weil sie die priesterliche Leitung des Volks und dessen Unterwerfung unter römische Lehren nicht dulden wollen. Das Volk in seinen stillen Hütten will den Frieden; es ist immer geneigt in Ruhe von seinen Äckern und Matten zu leben, wie

seine Väter, und zu jeder Fortbewegung bedarf es einer gewissen gewaltsamen Hülfe, die ihm durch Gesetze und gute Einrichtungen gegeben werden muß. In diesen kleinen Staaten ist ein Herausbilden aus dem Alten zum Neuen aber weit schwieriger, als in großen Reichen, wo die bewegende Zeit sich durch mächtige Erschütterungen oft von selbst hilft und eine Wechselwirkung zwischen den Völkern unterhält, die den Gang der Ideen erleichtert, welche Eigenthum der Menschheit werden sollen. Diese kleinen Kantone aber stehen verwurzelt still in den Errungenschaften früherer Jahrhunderte, ihr Leben löst sich darin auf, ihre Existenz findet geringen Zusammenhang mit dem, was außer den engen Grenzen ihres Gemeindebandes vorgeht und ihre Welt endet meist, wo die Marksteine ihrer Felder stehen. So überlassen sie trotz aller ihrer Freiheitsrechte gern die Leitung denen, die sich damit befassen wollen, zufrieden, wenn man sie im Hergebrachten beschützt, wenn Steuern und Abgaben sich nicht vermehren; genügsam in ihren einfachen Tugenden und Freuden, glücklich wenn ihre Saaten gedeihen, wenn ihr betriebsamer Fleiß nicht stockt, ihre Arbeitslust und ihr Sinn zur Sparsamkeit und zum Erwerb nicht auf Hindernisse stoßen, die leibliche Noth über sie bringen. Tüchtige und energisch waltende Männer können hier nicht allein den Frieden erhalten, sondern auch Gutes schaffen, wenn

die Geistlichkeit ihnen beisteht, oder wenn der richtige Sinn im Volke schon so weit vorgerückt ist, daß finstre Bestrebungen nichts mehr helfen.

In Solothurn hat die Regierung, an deren Spitze ein entschiedener Radikaler, Herr Munziger, steht, die pfäffischen Umtriebe bis jetzt gut abgewehrt und in Schulwesen, in Gesetzreformen und anderen dem Volke nützlichen Neuerungen so viel bewirkt, daß schwerlich an einen Erfolg der Propaganda mehr zu denken ist. Solothurn und Thurgau machen auch am wenigsten von sich reden und werden darum in der Schweiz zumeist gepriesen, als Kantone, in denen die Ruhe nirgend gestört wird und deren Entwicklungen geräuschlos fortschreiten unter dem Schutz radikaler Regierungen, welche bei der Tagsatzung stets für liberale Beschlüsse stimmen lassen.

Thurgau am Bodensee und an Baden gränzend, und nicht allein von Ackerbauern, sondern auch von Baumwollen- und Leinenarbeitern bewohnt, hat bei seiner Mischung von Protestanten und Katholiken fast schwierigere Verhältnisse zu überwinden, als Solothurn, obwohl das Übergewicht bei den Protestanten ist, die mehr als ¾ der Bevölkerung ausmachen. Aber auch hier haben sich die Religionsverhältnisse in die Verfassung gemischt und bestimmen die Wahlen und die Zusammensetzung der Räthe nach den Glaubensbekenntnissen. Der große Rath in Thurgau besteht aus 100 Mit-

gliedern, von denen 23 Katholiken sein müssen. Auch Priester können Großräthe sein, nur dürfen sie nicht von dem Kreise gewählt werden, wo sie wohnen. So nehmen auch 2 evangelische und 2 katholische Geistliche Platz im Erziehungsrath; zwei katholische Mitglieder müssen im Obergerichte sitzen u. s. w. Es ist zu verwundern, daß nicht fortgesetzter Hader zwischen den Bürgern herrscht, denn bei solcher Einrichtung muß Stoff zu Streit und Klagen immer hinlänglich vorhanden sein.

In Solothurn dagegen ist nur eine Religion, die katholische, vorhanden. Die 105 Kantonräthe bedürfen keiner Theilung nach der Confession, aber man hat hier ein doppeltes Wahlsystem von unmittelbaren Wahlen, Collegienwahlen und Ergänzungswahlen durch den Kantonrath. Es ist unerquicklich, die Abweichungen und Unterschiede durch alle diese fünfundzwanzig kleinen Staaten zu verfolgen. Auf den ersten Blick scheinen sie Alle gleich und in den Grundlagen sind sie es wirklich, aber jeder hat doch wieder so viele Verschiedenheiten, die für das wissenschaftliche Erkennen und Verstehen wohl wichtig sein können, aber für die allgemeine Darstellung langweilig sind, um so mehr, da man es mit so winzig kleinen, meist so unbedeutenden und kaum gekannten Ländchen zu thun hat. Ganz Thurgau hat 85,000 Einwohner, Solothurn nur 65,000. Bern, der größte Kanton von Allen, zählt wenig mehr Bewohner, als Ber-

lin und die ganze Schweiz kaum so viel, wie London. Aber die Wichtigkeit liegt darin, daß man sieht wie diese kleinen Republiken mitten in dem monarchischen Europa bestehen, wie ihre Bürger sich selbst regieren, ohne große Kosten ihr Staatsleben führen und weiter schreitend sich ein gemeinsam freies Vaterland erringen wollen.

Ganz von allen anderen Schweizerkantonen verschieden ist aber doch Einer, der am Jura gelegen, merkwürdige Verhältnisse bietet. Es ist dies der Kanton Neuenburg oder Neuchatel, wie man eben ihn nennen will, ein Ländchen, das so zu sagen nicht Fisch nicht Fleisch ist; denn es gehört dem Schweizerbunde an und doch ist ein König sein Landesherr, und obenein Einer der mehr als hundert Meilen davon einen großen Staat beherrscht, einen deutschen Staat, während die Juraleute nur französisch reden.

Es war mir ganz wunderlich zu Muthe, als ich von Murten aus nach Neuchatel fuhr und an der Brücke, wo beide Kantone sich scheiden, eine Tarifverordnung angeschlagen fand, die mit den Worten begann: Par l'Ordre du Roi nôtre Souverain u. s. w. Überall sonst in der Schweiz paradirt das souveraine Volk, in dessen Namen die Großräthe ihre Befehle erlassen, hier thut es der Staatsrath und der Gouverneur im Namen eines souverainen Monarchen, und dieser Unterschied ist so wesentlich, daß er nothwendig bei

dem jetzigen Zustand der Dinge in der Schweiz den bedeutsamsten Einfluß auf eine Bevölkerung haben muß, deren größter Theil bei einigem Nachdenken unmöglich mit solchen Verhältnissen zufrieden sein kann. So ist es auch in der That. Neuchatel gehörte bis zum Jahre 1707 der fürstlichen Familie Longueville. Als diese mit der Herzogin von Nemours ausstarb, gelang es dem ersten Könige von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien von den Ständen zum Fürsten gewählt zu werden, obwohl damals schon eine nationale Partei nichts von einem neuen Fürsten wissen wollte und sehr geneigt war, das Land als Republik der Schweiz anzuschließen, mit der es Bündniß hatte. Durch geheime Unterhandlungen, bei denen es nicht an Versprechungen, Geldbewilligungen und Pensionen fehlte, gelang es dem vergrößerungslustigen König Friedrich dem Ersten, sein Ziel zu erreichen und Neuchatel blieb bei der fürstlichen Familie, welche in Preußen herrscht, bis zum Jahre 1806, wo es an Napoleon abgetreten wurde, der damit seinen Großmarschall Berthier belehnte. Nach des Kaisers Falle trat das alte Verhältniß ein. Eine Partei in Neuchatel erklärte sich für das preußische Fürstenhaus und ihre Bitte wurde erhört, aber auch der nationalen Partei und der isolirten Lage des kleinen Staats ein politisches Zugeständniß gemacht, das ihm Schutz- und Anhaltspunkte in zukünftigen Stürmen geben sollte. Am 18ten Juni 1814 stellte Friedrich Wilhem III. in London

eine constitutionelle Verfassung aus, worin der König verspricht, Neuchatel solle künftig vollkommen unabhängig, unveräußerlich und untheilbar sein, auch niemals einem jüngeren Prinzen als Leibgeding überlassen, oder als Lehn oder Afterlehn ausgegeben werden. Religionsfreiheit, Beibehaltung der Bürgerrechte auch im Fall der Niederlassung im Auslande, das Recht in fremde Kriegsdienste zu treten, Handelsfreiheit, Behörden und Beamten nur aus Eingeborenen bestehend und die Erhaltung des status quo in Hinsicht auf Verwaltung und Rechtsordnung wurde zugesichert, womit man freilich auch vielem Veralteten die weitere Existenz zusprach. Sicherung des Eigenthums, Sicherung der persönlichen Freiheit und Sicherheit vor willkürlichen Taxen und Abgaben wurden garantirt, zuletzt aber durch den 15. Artikel dieser Verfassung hinzugefügt, daß alle Gesetze, Befreiungen, Freiheiten, wohlhergebrachte Übungen, geschriebene und nicht geschriebene Urkunden und Bewilligungen, die der gegenwärtigen Erklärung nicht zuwiderlaufen, beibehalten und bestätigt werden.

Auf Grund dieser Verfassung huldigte Neuenburg dem Könige am 2. Juli 1814 und ward hierauf am 12. September desselben Jahres als 22ter Kanton im Schweizerbunde aufgenommen.

Man denke sich nun diese sonderbare Stellung. Auf der einen Seite Mitglied der republikanischen Eidgenossenschaft, also Bürger der Schweiz, auf der ande-

ren Unterthanen eines souverainen Fürsten, der durch seinen Gouverneur mit Hülfe des Staatsraths und eines legislativen Wahlkörpers den kleinen Staat von 14 geviertetten Meilen und die 60,000 Einwohner darin regieren läßt. Je mehr der Kampf der neuen Zeit die Kantone der Schweiz gegen einander trieb, um so mehr mußte auch in Neuchatel dies empfunden und die Sehnsucht größer werden, von Preußen loszukommen, um ganz und ungetheilt Schweizer zu sein. Bis zum Jahre 1830 war die Partei der Patrioten still, denn sie fand keinen Anhaltspunkt, im Jahre 1831 aber erfolgte eine Schilderhebung, die nur durch eidgenössische Truppen und Kommissaire unterdrückt werden konnte. Die Patrioten übergaben das von ihnen besetzte Schloß von Neuchatel, unter Zusicherung einer allgemeinen Amnestie und Einberufung der Primairversammlungen des Volks. Letzteres wurde nicht gehalten. Der legislative Körper blieb wie er war, dagegen besetzte der Gouverneur von Pfuel den Staatsrath mit entschiedenen Royalisten und als nun im December 1831 in Yverdon sich ein Haufen Unzufriedener sammelte, der in den Kanton einfiel, war die Partei der Royalisten rasch auf den Beinen und zerstreute nicht allein die Insurgenten, sondern besetzte auch die Gemeinden in denen die Patrioten Anhang hatten, was namentlich in dem Flecken La Chaux-de-Fonds oben im Jura, dem Mittelpunkt der Uhrmacherindustrie, der Fall war.

Es konnte nicht fehlen, daß viele Gewaltthaten dabei vorfielen, Menschen getödtet und verwundet wurden oder lange gefangen saßen, die man als brave Bürger beklagte. Der Gouverneur von Pfuel sagte den Unzufriedenen mit dürren Worten: wem es in Neuchatel nicht gefiele, dem ständen die Wege offen zu gehen, wohin er wolle: aber man hat gut sagen: geh, wenn es dir nicht hier behagt. Der Mensch verläßt nicht so leicht den Boden auf dem er geboren, das Vaterland mit Allem, was ihm theuer ist; weit eher hat er ein Recht dahin zu trachten, daß, was ihm nicht darin zusagt, abgeändert werde und ein fremder Mann, wie der Gouverneur des Königs, verfiel in einen schweren Irrthum, wenn er glaubte damit die Patrioten aus dem Lande zu scheuchen oder sie zum Gehorsam zu bewegen; denn Niemand gehorcht länger als er muß, wenn der Gehorsam nicht ein auf Überzeugung begründeter ist.

Seit jenem Jahre haben nun die Parteien ihre Stellung nicht verändert, aber die der Patrioten ist nach und nach viel stärker geworden, als früher. Der Adel, die Geistlichkeit, ein Theil der Stadtbürger unten am See, die Beamten und was von jenen Klassen mehr oder minder abhängt, ist royalistisch, dagegen sind die Uhrmacher in den Thälern des Jura größtentheils durchaus schweizerisch patriotisch gesinnt und bilden der Zahl nach die große Mehrheit. Viele der

reichen Fabrikanten, die Ärzte, die Advokaten, die ganze Klasse des Mittelstandes und die Klasse der Arbeiter wollen nichts von einem Könige und einer Unterthanenschaft wissen; namentlich ist in der Jugend ein großer Zorn über die Art wie Neuchatel von einer Aristokratenpartei regiert wird und welche Rolle es auf den Tagsatzungen als Schweizerkanton spielt, wo es allerdings immer gegen die radikalen Kantone gestimmt hat und in allen Fragen, selbst in der Jesuiten-, Kloster- und Sonderbundfrage, Luzern, Wallis, Schwyz u. s. w. beigetreten ist.

Bei einer so lebhaften Bevölkerung wie diese müssen solche grelle Gegensätze zum Verlangen der Majorität des Volks mit Heftigkeit empfunden werden und können keine Versöhnung bewirken. Es ist in Neuchatel gerade so wie es in Genf war. Es sind nicht die materiellen Zustände, es sind vielmehr die Ideen, welche tief beleidigt werden durch die jetzige Regierungsweise, denn obwohl hier in Verwaltung und Justiz viele verrottete Gebräuche und Rechte sich erhalten haben, so ist doch ein allgemeiner Wohlstand, den die Industrie erzeugt, nicht zu verkennen. Den meisten Leuten geht es gut, denn ihr Verdienst ist reichlich, die Arbeit mehrt sich; in La Chaux-de-Fonds steigt die Bevölkerung von Jahr zu Jahr ansehnlich, so auch in Locle und an andern Orten, denn viele Familien ziehen hierher, die Uhrenindustrie ist in stetem Wachsen

und ungeheure Kapitale werden verwendet um jährlich wohl eine halbe Million Uhren über alle Theile der Erde zu verbreiten.

Aber mit diesem Wachsen des Wohlstandes und der Industrie, mit der Verbesserung des Unterrichts und der Mehrung der Einsicht wächst auch die Theilnahme der Masse für das, was ihr als Recht erscheint. Der Adel ist begütert, ihm und einer Anzahl wohlhabender Leute gehört der fruchtbare Boden, dessen Produkte jedoch nicht die Hälfte der 60,000 Bewohner des Kantons ernähren können; ihm gehören auch die Weinberge und die schönen Güter, aber dieser Adel will nichts von schweizerischem Bürgerthum und republikanischer Freiheit wissen und ist, wie auch die Geistlichkeit, der Lehrstand und die Munizipalitäten durchaus royalistisch gesinnt. Manche vom Adel leben in Berlin, namentlich die reiche Familie Pourtales, jetzt Grafen, früher Kaufleute, welche durch glückliche Handelsspeculationen ihre Reichthümer erworben haben. Der schroffe Royalismus vieler dieser Männer, welche die Macht besitzen und durch ihre Güter und ihren Einfluß auch die Klasse der Ackerbauer zum guten Theil bestimmen, tritt nicht selten mit aller Unduldsamkeit einer herrschenden Partei auf. So kann es nicht fehlen, daß bei jedem Anlaß sich der Streit bis zur Erbitterung steigert. Bei jeder Wahl schreien die Einen mit aller Energie vive le roi! die Anderen:

vive la Suisse, vive la republique, vive la liberté! Man feiert Feste im Sinne jeder Partei, pflanzt Fahnen auf, die vielleicht über Nacht abgerissen und in den Schmutz getreten werden; verfolgt und verspottet sich gegenseitig und ruft heimlich oder laut einen Tag der Rache und Wiedervergeltung herbei, der auch, sobald die Umstände günstig sind, schwerlich ausbleiben wird.

Unter solchen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß in diesem Sommer der Vorstand der Offiziere eine Einladung sehr kalt und dürr abgelehnt hatte, welche die schweizer Offiziere zu einem großen militairischen Feste an die Neuchateller Offiziere ergehen ließen. Sie würden dabei in eine üble Lage gekommen sein, aber die Art, wie die Einladung abgelehnt wurde, gab in der Schweiz Anlaß zu vielem Spott und Tadel, der in Neuchatel von den Patrioten schwer empfunden wurde. Mehre Offiziere reklamirten in heftigen Worten und zeigten ihre Sympathien für die Schweiz, was mit Jubel aufgenommen wurde und nun fehlte es nicht an Erklärungen, Zeitungsartikeln und Einmischungen der Presse, die in Neuchatel bei allem Übergewicht der Regierung doch nicht beseitigt werden kann. Es hilft nichts, daß der Constitutionel neuchâtelois die Radikalen fortwährend entsetzlich schwarz abmalt und einmal über das andere z. B. von ihnen sagt: les radicaux n'ont ni

goût ni talent que pour détruire, ils ne se soucient de maintenir aucune forme de gouvernement même par eux établie, ils sont républicains par tout où ils verront un trone à renverser, mais placez-les dans une république toute faite ils chercheront à tout détruire; leur génie n'est ni aristocratique ni démocratique, ni républicain ni royaliste, il est purement destructeur.

Das ist dieselbe Sprache, die man in den Organen unserer guten Presse findet, aber Niemand glaubt dem Regierungsblatt und dem bezahlten Redakteur was er sagt und das Schlußwort aller dieser Männer und ihrer Lehre bleibt deßwegen unangerührt stets dasselbe. Wir sind Schweizer, sagen sie, die Schweiz ist unser Vaterland, an diesem allein wollen und müssen wir festhalten. Einen König haben wir nicht nöthig und eben so wenig seinen Gouverneur. Unsere Brüder in der Schweiz spotten über uns, sie nennen uns falsche Schweizer und wir wissen sehr wohl, daß wir ihren Spott verdienen, obwohl es nicht unsere Schuld ist. Wären wir frei wie sie, unsere Aristokratie würde uns bald kein Hemmschuh zu wohlthätigen Reformen mehr sein, während wir jetzt einer Partei gehorchen müssen die uns beherrscht und für nichts Anderes Sinn hat, als wie sie diese Herrschaft am besten erhält. Wir bezahlen seit 1815 jedes Jahr 80,000 Franken an den König, das macht bis jetzt in 32 Jahren die Interessen zum Kapital geschlagen 5,479,307 schweizer Franken, was hätten wir mit

solchen Summen nicht Alles für unser Land thun können?! Der König giebt dagegen jährlich ungefähr 15,000 Franken für uns aus; er wohnt 300 Lieues von uns, er kennt unsere Bedürfnisse nicht, was kann dem mächtigen Monarchen eines großen Reichs überhaupt an uns gelegen sein? Er sage sich von uns los, er dränge sich nicht zwischen uns und unser wahres Vaterland, mehr wünschen, mehr wollen wir nicht.

Das ist der Hauptpunkt der Einwürfe dieser genau rechnenden Leute und nichts kränkt sie mehr, als daß sie jährlich 80,000 Franken bezahlen müssen für einen Regenten der ihnen nichts nützt. Die Royalisten denken freilich ganz verschieden darüber, aber die Stimmung ist doch so, daß man vorhersagen kann: bei den ersten günstigen Verhältnissen, wo die Patriotenpartei hoffen darf einen erfolgreichen Aufstand zu wagen, namentlich im Fall eines großen europäischen Kriegs, wird er nicht ausbleiben und Neuchatel dann sich der Schweiz völlig einverleiben, die ja auch nur auf einen allgemeinen Krieg wartet, um ohne Furcht vor Einmischung der Großmächte sich eine andere Gestalt zu geben.

Die Stadt Neuchatel mit schönen großen Gebäuden und Plätzen dicht am Seeufer, einem Museum, das mit Unterstützung der reichen Familien, des Adels und des Königs, von dem Naturforscher Agassiz vortrefflich geordnet ist, und einer Gemäldegallerie, welche mehre

treffliche Bilder, unter anderen ein prachtvolles Meisterwerk Calames: der Mont Rosa in Morgenbeleuchtung, enthält, diese kleine freundliche Stadt, umringt von Weinbergen die mit ihren Reben und Fruchtbäumen sie überall umschlingen, ist der Sitz der Regierung, des Adels und vieler reicher Leute. Uhrenfabrikation, Baumwollenindustrie und Spitzenklöppelei beschäftigen die Einwohner, aber die eigentlichen Sitze der Uhrmacher liegen oben in den dürren Längenthälern des Jura, zu welchen die Post mühsam vier Stunden lang meist bergauf fährt. Die reizenden rebengrünen Ufer des Sees machen nach und nach den Tannen Platz, welche die gelben Kalksteinwände des Jura besetzen und endlich verschwinden die blauen Wogen hinter Wald und Felsenspitzen, bis der Wagen nach Valangin hinunter in das erste Thal der Jurakette rollt, um jenseit von Neuem noch höher und mühsamer hinaufgezogen zu werden.

Aber wie wunderbar ist der Anblick, wenn man endlich La Chaux-de-Fonds erreicht. Hier in dem dürren baum- und wasserleeren Thale, wo man kaum die Hütten armer Hirten und Grasmäher vermuthen sollte, erhebt sich eine Stadt von mächtigen großen Gebäuden in welchen mehr als 12,000 Menschen wohnen, die größtentheils Uhren machen und ganz unter denselben Verhältnissen zu den Fabrikanten reichlich ihr Brod verdienen, wie ich dies bei Genf dargestellt habe. Ich habe hier Fabriken besucht die nur für Norwegen

und Schweden, andere die für die Türkei die Uhren liefern; Lager von mehren tausend goldenen Uhren findet man in den großen Niederlagen vorräthig und Waaren, viele Millionen Franken an Werth, werden Jahr aus Jahr ein von hier aus über die halbe Erde versandt. Es giebt hier Millionaire und sehr viele reiche Leute, aber selbst die allerreichsten machen keinen Aufwand. Sie haben keine Landhäuser, sie geben keine Feste; sie leben nur für die Arbeit, für ihr Geschäft und dessen Gewinn, und ihr höchstes Vergnügen besteht darin, Abends mit ähnlichen Freunden beisammen zu sitzen, zu rauchen und eine Partie Boston oder Whist zu spielen.

So ist es in allen diesen Thälern, in Locle, in Val Travers, und diesem ganzen Juralande, sowohl in dem, was zu Neuchatel gehört, wie in dem südlich anstoßenden Theil der Waadt, oder in dem bernischen Jura, der nördlich liegt. Überall werden Uhren gemacht, überall erblickt man statt des Hirten und Ackerbauers, die in diesen Felsenthälern wenig zu thun haben, Menschen, welche hinter den hellen Glasfenstern in den großen Steinhäusern sitzen und mit Hülfe von Lupen, Mikroscopen und feinen Instrumenten penible Arbeiten verrichten. Das ist ein sonderbarer, eigenthümlicher Anblick, der von Gemeinde zu Gemeinde sich wiederholt, und wenn man von La Chaux-de-Fonds nach Basel fährt, nicht eher endet,

als bis man die breiten fruchtbaren Thäler des berner Landes erreicht, wo Ackerbau und Viehzucht wieder in ihre Rechte treten.

Von Bern und dem Waadtlande eingefaßt, muß natürlich die Sehnsucht der Neuchateler noch mehr angeschürt werden, ihren Nachbarn an Freiheit gleich zu stehen, und seltsam genug ist es, daß hier inmitten der freiesten Kantone der Schweiz derjenige liegt, welcher allein ein monarchisches Oberhaupt besitzt.

Es ist ein schöner Weg durch diese Jurathäler nach Basel, namentlich der Weg durch das romantische Münsterthal, wo die Birs sich durch enge Felsenspalten drängt und steile Kalksteinwände mit zackigen Gipfeln nur Raum für die Landstraße übrig lassen. Es ist die letzte Erinnerung an die Felsennatur der Schweiz, denn immer mehr öffnet sich das Land, und hat man den Kanton Basel-Land erreicht, so weichen die Hügel weit zurück und bilden ein fruchtbares welliges Land, besetzt mit weiten Kornfeldern, mit Obstbäumen und Gärten, das sich in nichts mehr von dem nahen deutschen Grenzlande unterscheidet.

Hier hat auch die französische Sprache aufgehört, welche im Jura überall gesprochen wird. Die Leute reden ein breites schweres Deutsch und sehen mit ihren vollen Gesichtern und starken Schultern auch ganz so aus, wie der derbe Schlag, der über Basel hinaus die Rheinufer bewohnt. Diese hier besitzen jedoch ein kecks

und bestimmtes Wesen, sie gehören weder zu Frankreich noch zu Deutschland, noch gehorchen sie den Herren von Basel; sie sind vielmehr Bürger des weit und breit verschrieenen Kantons Basel-Landschaft, wo der Bauer Herr ist und eine arge Wirthschaft getrieben werden soll, wenn man den Beschreibungen und Erzählungen der conservativen Presse glauben will.

Daß in Basel-Land die Demokratie den meisten Fortschritt gemacht hat, wird Niemand läugnen können. Die Leute fühlen sich hier so frei und gleich, wie es möglich ist in einem so kleinen Bauernstaate. Die Abgaben sind ganz gering, das Land ist 7 Quadratmeilen groß, reich und fruchtbar, die 42,000 Menschen, welche in ihm wohnen, fühlen sich wohl in ihrer Haut; eine Aristokratie giebt es nicht, es giebt nicht viel Parteien, denn der Radikalismus vereint Alle, und an der Spitze des Staates stehen ein paar Doctoren der Rechte und einige Landbesitzer, die von dem Flecken Liestal aus den Staat leiten und mit ihren Mitbürgern vereint in völliger Gleichheit leben. Es soll in den Wirthshäusern zu Liestal oft arg hergehen, nirgends soll mehr getrunken werden, und selten verläuft einige Zeit, wo nicht irgend ein conservatives Schweizerblatt von einer rohen Wirthshausscene, einer Prügelei oder allgemeiner Betrunkenheit in Liestal etwas Ergötzliches zu erzählen weiß. Daß die Regenten des Landes dabei oben an stehen, begreift sich von selbst, denn diese lächerlich zu machen ist die

Absicht, in Wahrheit aber sind diese Erzählungen Lügen, wenigstens Übertreibungen, wie man sie von jener Presse gewohnt ist. Daß unter diesen Demokraten kein Salonton und keine Salonsitten herrschen, ist einleuchtend, daß ihr rauhes und zum Theil rohes Wesen dergleichen verachtet, kann Niemanden befremden, aber in ihrer Mehrzahl sind es gewiß tüchtige und verständige Leute, was sich durch manche ihrer Einrichtungen und Beschlüsse am besten erweist, wie z. B. durch den, daß sie zwar gesetzlich alle Eltern zwingen, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, der Unterricht aber nicht allein frei ist, sondern den armen Leuten, deren Kinder arbeiten müssen, auch vom Staate das ersetzt wird, was sie durch den Schulbesuch der Kinder einbüßen. Eine so vernünftige und wohlthätige Maßregel kann nicht von einem Haufen Trunkenbolde und verwilderter Bauern gefaßt werden; sie ist eben so weise wie gerecht und gereicht dem Kanton Basel-Land zur großen Ehre. Es ist leicht, den untern Klassen zu befehlen, ihr sollt und müßt eure Kinder in die Schule schicken; aufgeklärte Staaten fallen in diesen Fehler und glauben genug gethan zu haben, wenn sie Freischulen errichten, in welchen die Kinder der Armuth, abgesondert von denen die bezahlen können, einen dürftigen Unterricht erhalten. Das Beispiel der Bauern von Basel-Land könnte als nachahmungswürdiges Vorbild dienen, dem Schulzwang seine nicht zu rechtfertigenden Härten zu nehmen.

Die Verfassung von Basel-Land ist natürlich ganz demokratisch. Sie verbürgt die Rechte aller Bürger für Leib, Leben, Ehre und Vermögen. Kein Vorrecht ist statthaft, kein Orden und kein Titel hat Gültigkeit. Völlige Glaubensfreiheit ist eingeführt, gemischte Ehen geben keinerlei bürgerliche Nachtheile, volle Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Petitions- und Associationsrecht ist gesetzlich begründet, Beamten können nur nach Urtheil und Recht abgesetzt werden. Die oberste Behörde ist der Landrath, doch kein Gesetz hat Gültigkeit, wenn das Volk es binnen 14 Tage durch absolute Mehrheit unter Angabe der Gründe verwirft.

So ist dem Volke hier die Macht ertheilt, den Landrath zu controliren oder dessen Willen nicht souverain werden zu lassen, und dieser Landrath selbst, zu welchem die Wahlkreise auf je 600 Seelen ein Mitglied senden, der sich von 3 zu 3 Monaten versammelt und dessen Amtsdauer 3 Jahre währt, ist durch eine Verfassungsbestimmung angehalten, seinen Pflichten pünktlich nachzukommen, denn wer bei drei Sitzungen nicht erscheint, entsagt damit seiner Stelle. Dagegen empfangen die Landräthe Diäten, damit ein jeder gewählt werden und keine geldbesitzende Klasse ausschließlich sich der Stellen bemeistern möge, aber die Entschädigung kann nicht in Vergleich mit den Diäten deutscher Kammermitglieder gestellt werden, denn sie beträgt nur 1 bis 3 Franken. So mäßig sind hier auch

alle Gehalte. Von den sieben Regierungsräthen beziehen nur die drei Departementsvorsteher 1400 Fr. jährlich, die vier anderen dagegen 400 Franken und für jede Sitzung 4 Franken Diäten. Der Obergerichtspräsident empfängt nur 1000 Franken, die Oberrichter gar nur 160, aber außerdem 2 bis 4 Franken für jeden Tag, wo sie in Amtsthätigkeit sind. Die Ausgaben sind daher sehr gering und das kleine Staatswesen behält Mittel genug, um für Schulen, Landstraßen und andere Bauten bedeutende Summen bewilligen zu können.

Wenige Stunden weiter befindet man sich in Basel, wo viele feingebildete und reiche Leute wohnen, wo eine Universität ist, wo Industrie blüht und der Handel geschäftig waltet, aber dennoch kann man es der Landschaft nicht verdenken, daß sie sich losgerissen hat von ihren ehemaligen Mitbürgern, welche die Herrschaft nur nach blutigem Kampf fahren ließen. Der Wohlstand in Basel-Landschaft hat sich gehoben, seine freie Verfassung hat mit allen einzelnen Mängeln doch zu vielem Guten geführt, wohin das Volk sonst nicht leicht gelangt wäre, und selbst die intellectuelle Bildung ist fortgeschritten und wird weiter fortschreiten: die jüngere Generation sorgt dafür, Schulen und Verhältnisse wirken darauf ein. Was schadet es also, wenn im Landrath zuweilen heftiges Gezänk um unbedeutende Dinge losbricht und der parlamentarische Anstand nicht eben hier

seine Musterbilder suchen darf, wenn die Tagespresse, das Volksblatt und seine Genossen, sich zuweilen äußerster Derbheit befleißigen, die hier ganz an ihrer Stelle ist, um Gebrechen aufzudecken und Abhülfe zu bewirken. Die Herren Frei, Gutzwiller und ihre Gefährten in der Regierung sind Männer nach dem Sinne des Volks und dies jedenfalls ein bildungsfähiges Geschlecht, das in den funfzehn Jahren, wo es sich frei bewegen kann, weiter gekommen ist, als viele andere.

In der Stadt Basel ist es dagegen beim Alten geblieben bis auf diesen Tag und lieber haben die Stadtbürger fast die ganze Landschaft von sich abgethan, ehe sie sich entschließen konnten, dem Verlangen der Zeit und der Umstände nachzugeben. Es ist nur 1½ Quadratmeile für den Halbkanton Basel-Stadt übrig geblieben, auf welcher 24,500 Einwohner leben. Mehr als 22,000 kommen davon auf die Stadt selbst und der Rest auf die drei Landgemeinden, welche allein ihr treu geblieben sind. Die schöne alte Stadt an dem breit fluthenden Rhein, mit ihren lebendigen Gassen, prächtigen Gebäuden, dem Rathhause voll Frescobildern, die vergangener Zeiten Herrlichkeit abspiegeln, nebst so manchem Andern, was Städte schmückt, bietet noch jetzt ein Bild ihrer früheren Größe. Handel und Gewerbe haben Basel groß gezogen. Kaufleute haben hier von jeher eine Aristokratie gebildet und trotz der Zeiten Wandelbarkeit ist diese im Besitz der Macht geblieben, wie in

den kleinen hanseatischen Republiken Deutschlands, wo auch Kaufleute und Advokaten das Scepter führen und die Gewalt des Goldes ihnen dies besser sichert, als die Schärfe des Eisens.

Es giebt in Basel einige Dutzend Millionaire, deren Einfluß vorzüglich die Trennung von Basel-Land bewirkt und Neuerungen fern gehalten hat. Der Handelstand, die reichen Banquiers, die großen Fabrikanten, ihr Anhang, ihr Übergewicht auf die arbeitende Klasse, dazu ein bedeutender Theil der Bürgerschaft, reichsstädtisch an alten Rechten und Vorzügen klebend, stolz auf ihre Stadt, wohlhabend und engherzig mit allen Vorurtheilen langen unangefochtenen Besitzes erfüllt, zufrieden mit der Regentschaft ihrer Goldmänner, das Alles waren und sind starke Hindernisse, um irgend eine durchgreifende Veränderung zuzulassen. Es ist nicht wie in Genf, wo eine lebendige, unruhige Bevölkerung, voll Lust nach Selbständigkeit und voll Unwillen über die Politik ihrer Regierung sich in Klubbs und Kreise sammelt, deren Absicht unverhüllt auf eine Änderung der Zustände hinausläuft. Es ist auch keine Presse vorhanden, die wie am lemanischen See mit furchtloser Kühnheit die Regierung zu befehden wagt. Hier sind die Bürger in deutscher Weise still und bedächtig, in Sitten und Satzungen geboren und eingewiegt; in Zunftzwang und dessen Wesen festgebannt und im Alt-Herkömmlichen groß gezogen. Die Presse aber, obwohl

dem Namen nach frei, steht doch unter der Fuchtel des Gehorsams gegen hohe Polizei und Obrigkeit, denn diese spaßt nicht; sie faßt grob zu, sobald sie angetastet wird, und frägt wenig nach Gesetz und Vorschrift, überzeugt, daß, wenn es zum Prozeß kommt, sie doch schon Recht behalten wird gegen den dreisten Schreier, der vor den Richtern der Republik, die ja auch zur erwählten Klasse der Regierenden gehören, schwerlich viel Theilnahme finden würde. Man sollte denken, daß die Universität auf die Entwickelungen des Volks einen bedeutenden Einfluß übte; aber wo haben je deutsche Universitätsprofessoren sich mit dem Leben des Volks beschäftigt oder dessen Rechte vertreten?! Unbeschadet aller einzelnen würdigen Ausnahmen wüßte ich nicht, daß je ein gelehrter Körper dieser Art sich freisinnig gezeigt hätte, wohl aber drängt sich uns täglich das Gegentheil auf, und welch Beispiel hat erst ganz neulich die Akademie in Berlin gegeben! Hier in Basel, wo nie viel Licht geleuchtet hat und wo es jetzt mehr Universitätslehrer giebt, als Studenten — denn die Stadt ist reich genug, sich einen Luxusartikel wie diese verkümmerte Hochschule zu halten — scheint aber das bescheidene Lämpchen gänzlich ausgelöscht zu sein unter dem geistigen Druck des Pietismus und den Goldrollen und Seidenballen der Handelsherren. Was wollen auch die armen Professoren machen? Schreiben gegen die Grundsätze ihrer Herren, die sie anständig besolden,

dürfen sie nicht, denn sie würden eines schönen Morgens fortgejagt werden, wie Trorler, oder außer Condition kommen; in unschädlichen Dingen, Theorien der verwegensten Art, über das alte Rom oder Japan, mögen sie sich ungestört versuchen, noch besser aber, sie zeigen sich als eifrige Werkzeuge für das wahre Heil der Republik und den rechten Glauben. Man belohnt sie dann wohl mit Huld und Stellen, oder selbst mit der Hand einer reichen Erbin und ein neues Glied ist in die Kette geschoben und verstärkt diese zum Segen des Vaterlandes. Wer kann den Verhältnissen der Zeit, den Umgebungen, den Einwirkungen und Drängnissen des Lebens widerstehen, und wo kann man eher haushälterische Klugheit lernen, als hier. Sind doch Männer, wie de Wette, hier bekehrt worden, die seit ihrer Jugendzeit, vielleicht durch eine Laune des Schicksals, im Ruf der Freisinnigkeit standen, denn was der alte Theologe, der Basel noch einigen Namen gab, jüngst über die Ausstoßung Rupp's aus dem Gustav-Adolfsverein geschrieben hat, zeigt, wie die Luft ihn hier umgewandelt hat, was in Deutschland eben so viel Erstaunen als Bedauern erregte.

Was der neugierige Fremde in Basel sehen will, kann schnell abgethan sein, wer nicht Kaufmann ist, wird bald hier schmerzliche Langeweile empfinden. Bei aller Lebendigkeit ist Basel eine todte Stadt. Jeder

handelt hier und Aller Bewegung liegt in diesem Kreise. Die Politik kann nicht viel beschäftigen, sie ist in zu feste Formen eines eng begränzten Staatslebens geschlagen und eben jetzt erst hat man gesehen, wie die Bemühungen einer liberalen Partei ganz und gar scheiterten, weil die Herrscher so klug waren, ihr nicht zu widerstreben, sondern darauf eingingen, sich selbst an die Spitze stellten und nun mit ihrem Einfluß die Sache so zu wenden wußten, daß nichts dabei herausgekommen ist, nicht einmal eine Auflösung des alten Zunftzwanges oder eine Erleichterung der Ansässigkeitmachung.

Man muß gestehen, daß die baseler Herren ihre Rolle meisterhaft gespielt haben, aber sie hätten dies nicht gekonnt, wenn die Bürgerschaft eine andere, aufgewecktere, wäre. So wird denn der große Rath von 119 Mitgliedern, aus Wahlzünften und Bezirkswahlen hervorgegangen, noch lange sich friedlich versammeln, der kleine Rath der Dreizehn und die beiden Herren Bürgermeister werden in Weisheit weiter regieren, und alle die alten wohlerworbenen und gesicherten Zunftrechte und Vorrechte der baseler Stadtbürger können sich freuen, von der Zerstörungssucht der Radikalen unangetastet zu bleiben.

Steuern bezahlt man zwar bedeutend, denn das städtische Wesen, die Universität, Schulen u. s. w. kosten

viel Geld; sogar eine progressive Vermögenssteuer ist eingeführt, allein man hat ja Geld genug und so lange das vorhanden ist, hat Basel nichts zu fürchten.

Geld, Handel, Kapital! das ist hier die Losung, dahin richtet sich Sinn und Gedanke. Man erzählt zur Charakteristik der Baseler eine Anekdote. Ein junger Kaufmann stürzt bleich und außer sich in das Haus eines Freundes. »Um Gottes willen,« ruft dieser erschrocken, »was ist Ihnen?« »Mein Bruder,« stöhnt der Andere, »es ist entsetzlich! Der Elende, der Unglückliche, der Niederträchtige!« »Was hat er gethan? Hat er einen Mord begangen?« »O! hätte er gemordet, es wäre nichts, nein, denken Sie, er hat das Kapital angegriffen!« — Das giebt bei aller Übertreibung doch einen Begriff von der baseler Handelsaristokratie, deren Leben übrigens einfach ist, und ganz regelmäßig ungefähr in folgender Art verläuft: Man erzieht den jungen Mann so gut es geht nach den Sitten des Hauses, läßt ihn unterrichten in den guten Schulen der Stadt und durch wohlbezahlte Lehrer, wo er lernen kann, so viel sein Kopf zuläßt, dann kommt er auf ein Comtoir, um sich weiter auszubilden. Hierauf schickt man ihn auf Reisen, gewöhnlich nach Paris, damit er die Welt sehe und kennen lerne. Hat er so die Genüsse derselben erprobt, so ruft man ihn zurück, und hat während dessen schon eine Frau für ihn aus-

gesucht, damit er, früh an Haus und Familie gebunden, nicht ferner auf Abwege gerathe und in die Stricke der Versuchung falle. Dann beginnt auch die politische Laufbahn des jungen Bürgers. Er kommt in den großen Rath, wohl auch in den Regierungsrath, wird vielleicht sogar einmal Bürgermeister und hat damit die höchste erdenkliche Stufe des Ehrgeizes eines baseler Aristokraten erreicht.

Von Basel ist man in wenigen Minuten mit der Eisenbahn auf französischem Boden, und ich gestehe, daß ich aufathmete, als ich das Gebiet dieser letzten kleinen Republik der Schweiz verlassen hatte. Vieles in diesem Lande hatte mich abgestoßen, ich hatte mir Manches ganz anders vorgestellt von der Freiheit und dem Leben der Menschen und fand mich enttäuscht. Es ist lehrreich und nützlich, in diese Schule zu gehen und zu sehen, wie viel die Bürger dieser freien Staaten noch zu lernen haben und wie wenig es den Meisten nützt, in einer Republik zu leben, wenn ihre Bildung und Aufklärung nicht mit ihrer politischen Freiheit im Gleichgewicht stehen. Aber ich verkenne nicht, wie groß die Vorzüge sind, welche sie besitzen, noch wie ihre Majorität bedeutende Anstrengungen macht, um die Freiheit eine Wahrheit werden zu lassen. Ich habe die Gegensätze aufgedeckt und versucht ein Gemälde dieser bis jetzt so verworrenen Widersprüche zu liefern, deren

Schattenseiten schwarz genug vor uns hintreten, aber ich will nicht scheiden, ohne als Schluß hier die Worte eines Schweizers, des Staatsschreibers Hottinger, zu wiederholen, der in seinem Buche über den Staatshaushalt der Schweiz darthut, daß kein Land Europas so viel für Schulen und Unterricht verhältnißmäßig verausgabt, wie diese kleinen Republiken, welche bis 1,800,000 Franken, ein Sechstheil ihres ganzen Einkommens, darauf verwenden, während sie mehr als drei Millionen, ein Viertheil ihrer Gesammtausgaben, für Straßenbau und andere gemeinnützige Bauten verbrauchen.

»Mit einer Summe von elf bis funfzehn Millionen schweizer Franken (4 bis 6 Millionen Thaler preußisch) bestreiten die Eidgenossenschaft und sämmtliche Kantone ihr Finanzwesen. Die Einnahmequellen können verhältnißmäßig durchaus nicht drückend für die Bevölkerung genannt werden. Mangelhaft sind in denselben vorzugsweise das Postwesen, die Ohmgelder und das Zollwesen. In den Ausgaben hat die Schweiz, ungeachtet aller ihrer politischen Kämpfe, diejenigen im hohen Grade berücksichtigt, welche unsere Zeit als vorzüglich anerkennungswerthe und anzustrebende allgemein bezeichnet. Die Schweiz hat endlich den so oft mißbrauchten Staatskredit selten in Anspruch genommen, und während

beinahe alle Staaten ängstlich der Epoche entgegensehen, in welcher der schon so lange dauernde Frieden sein Ende finden, das Papiergebäude der Staatskredite zusammenbrechen und schweres Leiden über die Völker und die Einzelnen kommen muß, darf die Schweiz dieser Zeit ruhiger entgegensehen.«

Ende.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21317 0803